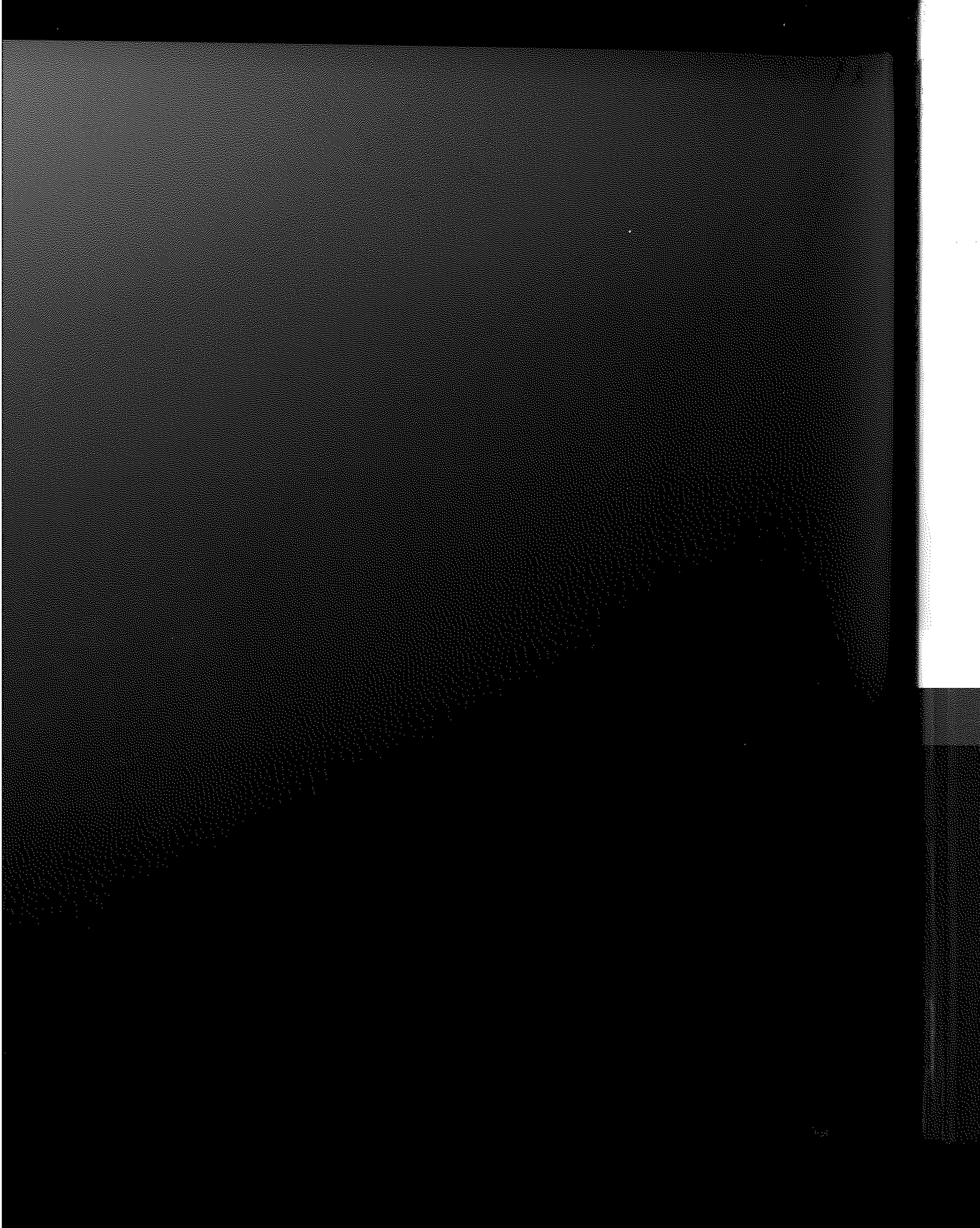


Guido Seiler

Präpositionale Dativmarkierung im Oberdeutschen

Germanistik

ZDL-Beiheft 124

Franz Steiner Verlag

Guido Seiler
Präpositionale Dativmarkierung im Oberdeutschen

ZEITSCHRIFT
FÜR DIALEKTOLOGIE
UND LINGUISTIK

BEIHEFTE

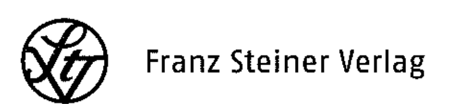
In Verbindung mit
Heinrich J. Dingeldein,
Rudolf Freudenberg
und Dieter Stellmacher

herausgegeben
von
Joachim Göschel

Heft 124

Guido Seiler

Präpositionale Dativmarkierung im Oberdeutschen



Eine Veröffentlichung in Verbindung mit dem Forschungsinstitut für deutsche Sprache „Deutscher Sprachatlas“ der Philipps-Universität Marburg/Lahn.

Redaktion: Joachim Göschel
Herstellung der Druckvorlage: Guido Seiler
Karten: Helga Krumpholz

Die vorliegende Arbeit wurde von der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich im Wintersemester 2001/2002 auf Antrag von Prof. Dr. Elvira Glaser und Prof. Dr. Georg Bossong als Dissertation angenommen.

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten können im Internet über <http://dnb.ddb.de> abgerufen werden.

ISBN 3-515-08318-9



 Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.
Druck: Rheinhessische Druckwerkstätte, Alzey
Printed in Germany

Meinen Eltern

INHALTSVERZEICHNIS

ERSTER TEIL: ZUR SPRACHGEOGRAPHIE DER PDM

ZWEITER TEIL: ZUR GRAMMATIK DER PDM

DRITTER TEIL: ZUR ENTSTEHUNG DER PDM

KARTENVERZEICHNIS

ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS

Bemerkung: Hier sind auch diejenigen Abkürzungen aufgeführt, die in Glossierungen von fremdsprachlichen Beispielen vorkommen, die ich übernommen habe. Einzelne Termini können daher, je nach Quelle, verschieden abgekürzt sein und erscheinen hier mehrfach. Englische Fachtermini sind kursiv gesetzt.

A	Akkusativ
+A	*Actor*
ACC	Akkusativ
Akk.	Akkusativ
ADJ	Adjektiv
AG	Kanton Aargau
AUX	Auxiliar
BE	Kanton Bern
BEN	Benefaktiv (engl. *Benefactive*)
BWB	Bayerisches Wörterbuch
bzw.	Beziehungsweise
CLIT	Klitisch
COND	Konditional
D	1.: Determinativ; 2.: Dativ
DAT	Dativ
DBÖ	Datenbank der bairischen Mundarten Österreichs
DECL	Deklination
DEF	Definit
DF	Diskursfunktion
DIR	Direktional
DM	Dativmarker
DO	Direktes Objekt
DP	Determinativphrase

EM	Landkreis Emmendingen
ev.	Eventuell
f	Feminin
FEM	Feminin
FIN	Finit
FN	Fußnote
FOC	Fokus
FR	1.: Kanton Freiburg / Fribourg (Schweiz); 2.: Landkreis Freiburg (Baden-Württemberg)
GF	Grammatische Funktion
GL	Kanton Glarus
GR	Kanton Graubünden
GS	Guido Seiler
HON	*Honorific*
IMPER	Imperativ
INSTR	Instrumental
IO	Indirektes Objekt
IP	Imperfektiver Aspekt
KN	Landkreis Konstanz
KP	Kasusphrase
Kt.	Kanton
LFG	*Lexical-Functional Grammar*
Lkr.	Landkreis
LOE	Landkreis Lörrach
LU	Kanton Luzern
m	Maskulin
m. a. W.	Mit anderen Worten
m. E.	Meines Erachtens
mhd.	Mittelhochdeutsch
N	1.: Nomen; 2.: Nominativ
Nom.	Nominativ
NP	Nominalphrase
NUM	Numerus
OBJ	Objekt
OG	Landkreis Offenburg
OT	Optimalitätstheorie
p	Plural
P	Präposition
PART	Partizip
PAT	Patiens (engl. *Patient*)
P-FORM	Phonologische Form
PL	Plural
POSTPOS	Postposition
PP	Präpositionalphrase
PRS	Präsens

PRON	Pronomen
PST	*Past*
Q	Questionnaire
REC	Rezipient (engl. *Recipient*)
REL	Relativpartikel
RW	Landkreis Rottweil
s	Singular
s. o.	Siehe oben
s. u.	Siehe unten
S.	Seite
s.	Siehe
SADS	Syntaktischer Atlas der deutschen Schweiz
SAO	Sprachatlas von Oberösterreich
SDS	Sprachatlas der deutschen Schweiz
SG	1.: Singular; 2.: Kanton St. Gallen
SH	Kanton Schaffhausen
SIG	Landkreis Sigmaringen
SNF	Schweizerischer Nationalfonds
SNIB	Sprachatlas von Niederbayern
SO	Kanton Solothurn
SOB	Sprachatlas von Oberbayern
Sp.	Spalte
SSA	Südwestdeutscher Sprachatlas
STAT	Stativ
SU	Subjekt
SZ	Kanton Schwyz
TG	Kanton Thurgau
TOP	Topik
TUT	Landkreis Tuttlingen
U	*Undergoer*
u. ä.	Und ähnlich
u. a.	Unter anderem
UR	Kanton Uri
usw.	Und so weiter
UW	Unterwalden (Kantone Obwalden und Nidwalden)
V	Verb
vgl.	Vergleiche
VP	Verbalphrase
VS	Landkreis Villingen-Schwenningen
vs.	Versus
WBÖ	Wörterbuch der bairischen Mundarten Österreichs
WT	Landkreis Waldshut
z. B.	Zum Beispiel
z. T.	Zum Teil
ZH	Kanton Zürich

Vorwort

Die vorliegende Arbeit ist eine leicht überarbeitete Version meiner Dissertation, die im Dezember 2001 von der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich angenommen worden ist.

Viele Personen haben zum Gehalt dieser Arbeit beigetragen, sei es durch ihre Hilfe bei der Materialgewinnung, durch wertvolle Hinweise oder anregende Diskussionen. Ich danke Alex Alsina (Barcelona), Mira Bergelson (Moskau), Balthasar Bickel (Leipzig), Joan Bresnan (Stanford), Walter Breu (Konstanz), Claudia Bucheli Berger (Zürich), Miriam Butt (Konstanz), Karin Donhauser (Berlin), Jürg Fleischer (New York / Zürich), Martin Forst (Stuttgart), Eugen Gabriel (Wangen im Allgäu), Stephan Gaisbauer (Linz), Peter Gallmann (Jena / Schaffhausen), Ingeborg Geyer (Wien), Walter Haas (Freiburg im Üechtland), Martin Haspelmath (Leipzig), Karl Imfeld (Kerns), Werner König (Augsburg), Christoph Landolt (Zürich), Franz Lanthaler (Meran), Cordula Maivald (Passau), Anthony Rowley (München), Martin Salzmann (Amsterdam / Zürich), Hermann Scheuringer (Linz), Claudia Schmellentin (Zürich), Renate Schrambke (Freiburg im Breisgau), Roman Sigg (Schaffhausen / Zürich), Horst Simon (Berlin), Rosemarie Spannbauer (Passau), Rudolf Trüb (Zürich), Heide Wegener (Potsdam), Kathrin Würth (Jena / Zürich), Peter Zürrer (Zürich). Ich danke meiner Referentin Elvira Glaser (Zürich) und meinem Zweitreferenten Georg Bossong (Zürich) für ihre weiterführenden Kommentare zu dieser Arbeit. Herrn Prof. Dr. Joachim Göschel (Marburg) habe ich zu danken für die Aufnahme der Arbeit in die Reihe der ZDL-Beihefte, Frau Helga Krumpholz (Marburg) für die Erstellung der Karten. Mein ganz besonderer Dank gilt meinen Informanten. Ihnen und ihrer bereitwilligen Mitarbeit verdanke ich faszinierende Einblicke in das Funktionieren eines ungemein interessanten grammatischen Phänomens.

Zürich, im Dezember 2002

Guido Seiler

1 Einleitung

1. In verschiedenen oberdeutschen Dialekten kann eine dativische Nominalphrase durch ein präpositionales Element eingeleitet werden, welches gleich lautet wie die echten Präpositionen 'an' oder 'in'; Beispiele:

Bairisch, 'an':	*du muasst*	*es a*	*deinà*	*frau*	*vaschraibn*
	du musst	es AN	deiner:Dsf	Frau	verschreiben
	lássn				
	lassen (Malching; A. Ströbl 1970, S. 66)				

Bairisch, 'in':	*sàg's in*	*der*	*frau*
	sag's IN	der:Dsf	Frau
	(Oberinntal; J. B. Schöpf 1866, S. 286)		

Alemannisch, 'an':	*er git*	*dr*	*Öpfel*	*a*	*mir,*	*statt*	*a*	*dir*
	er gibt	den	Apfel	AN	mir	statt	AN	dir
	(Glarus; H. Bäbler 1949, S. 31)							

Alemannisch, 'in':	*Di*	*isch*	*uf*	*də*	*altə Eedəmburg*	*ufpauə,*
	die	ist	auf	der	alten Edemburg	aufgebaut,
	di	*wòòrschinlich*	*i də*	*Edlə*	*vo*	
	die	wahrscheinlich	IN den:Dp	Edlen	von	
	Jeeschtetə	*khöört*	*hät.*			
	Jestetten	gehört	hat			
	(Jestetten; R. E. Keller 1970, S. 57)					

Ich nenne diese Konstruktion „Präpositionale Dativmarkierung" oder PDM, das präpositionale Element „Dativmarker". Wie aus den Beispielen ersichtlich ist, kommt die PDM sowohl im Bairischen als auch im Alemannischen vor. Außerdem ist deutlich zu erkennen, dass durch die PDM der Dativ nicht ersetzt oder umschrieben wird: In der Konstruktion werden Dativformen mit dem präpositionalen Marker kombiniert. Die PDM ist somit eher eine Verstärkung als ein Ersatz des Dativs.

In der dialektologischen Literatur ist die PDM immer wieder kurz erwähnt worden. Dies betrifft sowohl Arbeiten zu einzelnen Dialekten als auch übergreifendere Darstellungen, wie etwa I. Dal (1960), W. M. Schirmunski (1962) oder I. Werlen (1990)[1].

2. Die PDM ist nicht nur in sprachgeographischer, sondern auch in systematisch-grammatischer Hinsicht außerordentlich interessant. Die Zielsetzung der vorliegenden Arbeit liegt daher einerseits darin, die genaue sprachgeographische Verbreitung der PDM nachzuweisen; andererseits sollen die systematischen Auf-

---

1 Weitere Erwähnungen in übergreifenden Darstellungen sind zu finden in I. Dal (1942), I. Dal (1962), G. Koß (1983), S. A. Mironov (1957), W. Neumann (1961), M. Shrier (1965).

tretensbedingungen der PDM isoliert und eine Hypothese über ihre Entstehung formuliert werden. Daraus leiten sich auch weiterführende, typologische und grammatiktheoretische Fragestellungen ab.

3. Die grundsätzlichere Motivation für die Konzeption der vorliegenden Arbeit liegt in der Überzeugung, dass die detaillierte empirische Aufarbeitung eines Faktenbereichs und eine theoretische Perspektive auf diese Fakten sich gegenseitig bedingen. Jegliche Entwicklung im Bereich der Grammatiktheorie muss auf der Grundlage eines empirischen Fundaments erfolgen, sonst findet die Entwicklung im luftleeren Raum statt. Gerade die subtile areale Gegliedertheit von dialektalen grammatischen Strukturen kann einen Typus von empirischem Fundament bilden, dessen theoretische Modellierung eine interessante Herausforderung darstellt. Umgekehrt sind es aber die theoretischen Fragestellungen, die überhaupt erst die Relevanz dieser Phänomene definieren.

4. Die Arbeit ist folgendermaßen organisiert: In einem ersten Teil (Kap. 2.–5.) werde ich versuchen, die areale Verbreitung der PDM unter Zuhilfenahme von allem verfügbaren Material möglichst umfassend nachzuzeichnen. Dieser sprachgeographische Teil ist nach Großlandschaften gegliedert: Elsass (2.), Baden-Württemberg (3.), Deutschschweiz (4.) und das Bairische (5.). Vorbereitend auf den zweiten und dritten Teil werden einzelne Beobachtungen zu Auftretensbedingungen und Entstehung der PDM, die in der einschlägigen dialektologischen Literatur erwähnt sind, beim jeweiligen Dialektgebiet genannt. Im zweiten Teil zur Grammatik der PDM (Kap. 6.–7.) steht ihr systematisches Funktionieren im Vordergrund. In Kapitel 6 soll ermittelt werden, um was für einen Typ Morphem es sich beim Dativmarker handelt; insbesondere geht es um die Frage, wie weit sich der Dativmarker gleich verhält wie andere Präpositionen bzw. inwiefern sein Verhalten von diesen abweicht. In Kapitel 7 will ich die Auftretensbedingungen der PDM ermitteln. Die Erkenntnisse basieren zu einem großen Teil auf eigenen Informantenbefragungen. Es wird sich dabei herausstellen, dass die PDM in einem Großteil der Dialekte optional auftritt. Dabei beeinflussen ganz unterschiedliche Faktoren die Setzung des Dativmarkers, deren Relevanz in verschiedenen Dialektgebieten unterschiedlich hoch ist. Die formale Modellierung von diatopischer Varianz und Optionalität stellt hohe Anforderungen an die Grammatiktheorie; ich werde hierzu Ansätze im Rahmen der LFG (Lexical-Functional Grammar) und der Optimalitätstheorie vorschlagen. Im dritten Teil (Kap. 8) schließlich soll der Frage nachgegangen werden, wie die PDM entstanden ist. Ich werde zunächst einen Entstehungsmechanismus vorschlagen und in den Zusammenhang der alemannischen Kasussysteme stellen. Danach werde ich versuchen, das Alter der PDM zu bestimmen. Außerdem wird die Frage diskutiert, ob das Alemannische und das Bairische die PDM unabhängig voneinander entwickelt haben. Das Kapitel schließt mit der Bezugnahme auf einen neueren, evolutiven Ansatz in der Sprachwandeltheorie. In Kapitel 9 werden die Ergebnisse der ganzen Arbeit kurz zusammengefasst.

Ich habe, wo immer mir das möglich war, versucht, das Alemannische und das Bairische gleichermaßen zu berücksichtigen. Dennoch steht im zweiten und dritten Teil das Alemannische teilweise deutlich im Vordergrund. Dies hängt zum einen damit zusammen, dass ich im Alemannischen (Schweizerdeutschen) sehr viel mehr Kontakte zu Informanten habe, zum anderen aber auch mit der umfangreicheren Dokumentation der alemannischen Dialekte.

5. Eine technische Bemerkung: Schriftliche Belege habe ich jeweils in der Originalschreibung wiedergegeben. Hörbelege sind in einer leicht lesbaren Umschrift notiert, die im Wesentlichen an E. Dieths (1938) Schreibweise orientiert ist (allerdings notiere ich langes geschlossenes [i:] als <*ii*> und nicht, wie Dieth vorschlägt, als <*y*>). Die Belege sind jeweils mit einer „hybriden" Glossierung versehen, d. h.: Ich verzichte bei der Glossierung auf die vollständige Morphemanalyse (außer bei fremdsprachigen Belegen) und gebe den Beleg Wort für Wort übersetzt wieder. Morphologische Angaben sind aber immer dann zusätzlich vermerkt, wenn diese für die Analyse relevant sind; v. a. betrifft dies Dativformen, deren eindeutige morphologische Markierung im Beleg auch in der Glossierung wiedergegeben werden soll.

ERSTER TEIL: ZUR SPRACHGEOGRAPHIE DER PDM

2 Elsass

2.1 Überblick

1. Im Elsass lässt sich die PDM anhand der vorhandenen Quellen problemlos nachweisen. Sie wird erwähnt im Wörterbuch der elsässischen Mundarten (E. Martin / H. Lienhart 1899, I, S. 47), außerdem in verschiedenen grammatischen Darstellungen: P. Heitzler (1975) (Kaysersberg; div. Nennungen); V. Henry (1900), S. 70 (Colmar); R. E. Keller (1961), S. 137 (Barr); H. Lienhart (1891) (Zorntal; div. Nennungen); W. Mankel (1886) (Münstertal; div. Nennungen); M. Philipp / A. Bothorel-Witz (1990), S. 321 (Colmar); H. Rünneburger (1992) (Benfeld; div. Nennungen). A. Sütterlin (1892) beschreibt die Straßburger Mundart eines Lustspiels von 1816[2] (S. 81 Erwähnung der PDM). Ausführliche Angaben zur PDM bietet E. Beyer (1963) (die Arbeit basiert im Wesentlichen auf dem für den ALA 1953-1965 explorierten Material[3]).

2. Die PDM kommt im ganzen Mittelelsass, dem Gebiet zwischen Mulhouse und Straßburg vor. Im Sundgau (südlich von Mulhouse) tritt sie nur vereinzelt auf. Die Nordgrenze der geschlossenen PDM-Zone verläuft südlich von Straßburg (bei Molsheim); in der Umgebung von Straßburg selbst ist die Konstruktion ebenfalls vereinzelt belegt:

> „En Moyenne-Alsace, l'article défini est précédé de la préposition *in* [...]. Cette particularité apparaît également, mais d'une manière plus irrégulière, d'une part dans le Sundgau, d'autre part dans la région de Strasbourg-Haguenau" (E. Beyer 1963, S. 78).

Im Nordwesten reicht das PDM-Gebiet bis Saverne; regelmäßig gebraucht wird die Konstruktion außerdem in Haguenau, welches somit eine PDM-Insel im Nordelsass bildet. Insgesamt verläuft die Nordgrenze aber südlich der alemannisch-fränkischen Sprachgrenze (Forêt de Haguenau)[4].

3. E. Beyer beschreibt die speziellen Verhältnisse in den Vogesentälern am Westrand des Elsasses separat. In der vorliegenden Arbeit werden sie unter 2.8 berücksichtigt.

2 Arnold, Joh. Geo. Dan.: Der Pfingstmontag. Lustspiel in Strassburger Mundart in Versen. Nebst einem Wörterbuche. Straßburg 1816.

3 E. Beyer (1963), S. 14f; ALA, I, Introduction (keine Seitenzahl).

4 Die PDM kommt außerdem auch im Elsässer Westjiddischen vor, worauf mich Jürg Fleischer, Zürich, verdankenswerterweise hinweist; z. B.: *si glajçd m dər šßešdər* 'she resembles her sister' (Zuckerman 1969, S. 57).

4. Auf der Karte 1 im Anhang der vorliegenden Arbeit wird versucht, alle für die Arealstruktur der PDM im Elsass relevanten Aspekte synoptisch darzustellen; die Karte basiert auf Einzelkarten aus E. Beyer (1963) (Nr. 17, 19, 21, 57, 60).

2.2 Grundsätzliches zur Kasusmorphologie des Alemannischen

1. Die Kasusmorphologie des Elsässischen kann als repräsentativ für das ganze Alemannische angesehen werden (außer höchstalemannisch). Selbstverständlich unterscheiden sich die konkreten materiellen Realisierungen in verschiedenen alemannischen Dialekten, das Distinktionssystem ist jedoch sehr einheitlich.

2. Das Alemannische unterscheidet drei Kasuskategorien: Nominativ, Akkusativ und Dativ. Ein Genitiv kommt nur noch in Resten vor[5]. Alle drei Kasuskategorien sind z. T. bei den Personalpronomen morphologisch unterschieden. Bei allen anderen Determinativen werden Nominativ und Akkusativ mit der gleichen Form ausgedrückt, die von der Dativform unterschieden ist. Der dominante Distinktionstyp ist somit Nom.=Akk.≠Dat. Das bedeutet, dass der Dativ immer eindeutig morphologisch gekennzeichnet ist (außer bei artikellosen Pluralen).

3. Kasus wird am Determinativ markiert und nicht oder kaum am Kopfnomen. Dativflexive am Nomen kommen z. T. noch im Plural vor (Nom./Akk. *Hüener* vs. Dat. *Hüenere* 'Hühner(n)', L. Fischer 1960, S. 189f.).

4. Die Beobachtungen können in folgender Darstellung zusammengefasst werden (nach H. Rünneburger 1992):

	'der Brief'	'mein Brief'	'die Ente'	'meine Ente'	'die Enten'	'meine Enten'	'ich'
Nom.	*der brief*	*minner brief*	*d ant*	*minni ant*	*d ante*	*minni ante*	*isch*
Akk.	*der brief*	*minner brief*	*d ant*	*minni ant*	*d ante*	*minni ante*	*misch*
Dat.	*emm brief*	*mim brief*	*de ant*	*minnere ant*	*de ante*	*minne ante*	*mér*

Vor diesem Hintergrund kann die PDM unmöglich als kompensatorische Strategie für verloren gegangene Dativmorphologie verstanden werden. Gerade der Dativ ist der einzige durchgehend morphologisch distinkt markierte Kasus.

2.3 Lautform und kategorialer Status des Dativmarkers

1. Im Elsass herrscht der *in*-Typus des Dativmarkers vor. Das Morphem wird bisweilen mehr oder weniger explizit mit der echten Präposition 'in' identifiziert:

5 Häufig sind Genitivformen reanalysiert zu Pluralformen, die Familienangehörigkeit ausdrücken: *s Müllers* 'die Familie Müller', *s Graafe* 'die Familie Graf', auch *s Leerers* 'die Familie Lehrer'.

(a) „l'emploi de la préposition *in* en fonction de datif" (V. Henry 1900, S. 70);
(b) „[...] l'article est précédé [...] de la préposition 'e' [e] (all[emand]: *in*)" (H. Rünneburger 1992, S. 61);
(c) „im Dativ wird dem Artikel die Präposition *e* (in) vorgesetzt" (W. Mankel 1886, S. 40);
(d) „Genetiv und Dativ werden [...] vermittelst Casuspräpositionen gebildet, letzterer mit Hülfe von *en* in" (H. Lienhart 1891, S. 42f). Dass auch die Sprecher selbst den Dativmarker mit der Präposition *in* identifizieren, bestätigt sich dadurch, dass 'in' als dialektale Inferenz auch standardsprachlich vorkomme: „Eigentümlich hört sich diese Bildung an, wenn der Zornthäler hochdeutsch spricht, z. B. ich hab' es im Vater gesagt; ich hab' es in der Mutter gegeben; er hat es in den Leuten gesagt" (H. Lienhart 1891, S. 43);
(e) im Wörterbuch der elsässischen Mundarten (E. Martin / H. Lienhart 1899, I, S. 47) wird die PDM im Artikel zur Präposition 'in' abgehandelt.

Aus diesen Angaben geht zugleich hervor, dass der Dativmarker durchwegs als Präposition klassifiziert wird.

2. Auslautendes *-n* des Dativmarkers fehlt im Münstertal (<*e*>, W. Mankel 1886, S. 40) und in Benfeld (<*e*>, H. Rünneburger 1992, S. 61). Überall sonst endet das Morphem auf Nasal (*en*, *in* u. ä.).

3. Wo die Autoren eine genauere phonetische Transkription anwenden, wird der Vokal des Dativmarkers entweder als offenes [ɪ][6] oder als geschlossenes [ẹ][7] bzw. [ẹ][8] wiedergegeben. In vereinfachenden Schreibungen wird entweder <*i*>[9] oder <*e*>[10] verwendet.

Aus der oben genannten z. T. expliziten Identifizierung des Dativmarkers mit der Präposition 'in' schließe ich, dass 'in' und der Dativmarker im Elsass gleichlautend sind. Dies zeigt sich etwa auch darin, dass der Dativmarker graphematisch gleich wiedergegeben wird wie die echte Präposition 'in':

Gebb s e de Fràì!
'Gib es der Frau!' (H. Rünneburger 1992, S. 61)

Dinn jonge Maidel hett sinni àlte Schüe e mimm Rocksàck.
'Dein junges Mädchen hat seine alten Schuhe in meinem Rucksack.'
(H. Rünneburger 1992, S. 72)

6 E. Beyer (1963), S. 76; M. Philipp / A. Bothorel-Witz (1990), S. 321.
7 V. Henry (1900), S. 70.
8 P. Heitzler (1975), S. 135.
9 E. Beyer (1963), S. 78; R. E. Keller (1961), S. 137; E. Martin / H. Lienhart (1899), I, S. 47.
10 P. Heitzler (1992), S. 202; H. Lienhart (1891), S. 43; W. Mankel (1886), S. 40; H. Rünneburger (1992), S. 61; A. Sütterlin (1892), S. 81.

4. Andere, von *in*-Typus abweichende Lautformen erwähnt außerdem E. Beyer (1963) für einzelne Orte in Randlagen (s. u., definiter Artikel Dativ Sg. m.).

2.4 Vorkommenstypen

2.4.1 Fusionale Formen

1. Fusionale Formen, also solche, wo keine Morphemgrenze zwischen dem Dativmarker und dem mit ihm verschmolzenen Artikel gezogen werden kann, kommen beim definiten Artikel Dativ Sg. m. und n. (*im* u. ä.) sowie beim indefiniten Artikel Dativ Sg. m./n. (*imə*) und f. (*inərə*) vor. A. Sütterlin (1891) und V. Henry (1900) erwähnen ausschließlich fusionale Formen der PDM. Diese Formen haben im Elsass die weiteste geographische Verbreitung, sie umfasst praktisch das ganze Gebiet. Der Status von *im*, *imə*, *inərə* als fusionale Formen ist aber nicht völlig unanfechtbar; zumindest in Gebieten, wo der Dativmarker außerhalb dieser Formen nicht nachgewiesen ist, ist auch eine Analyse möglich, die diese Formen als Exponenten nur des Artikels, nicht des Dativmarkers sieht. Im Folgenden werden die einschlägigen Formen zunächst genauer einzeln betrachtet, dann wird eine Beurteilung ihres Status vorgenommen.

2. Der d e f i n i t e A r t i k e l D a t i v S g. m./n. lautet praktisch im ganzen Elsass *im*. Nur am Oberlauf der Saar kommt *ụm* vor, und ganz vereinzelt treten *åm* oder *əm* auf[11]. Nirgendwo im Elsass ist eine Artikelform mit anlautendem Dental, *dəm* o.ä., belegt. Man kann sich nun fragen, ob *im* wirklich als fusionales Morph <Dativmarker_Artikel> oder nicht einfach als die elsässische lautliche Ausprägung des Dativartikels mittelhochdeutsch *dëm* angesehen werden soll. Die Form wird von den Autoren konsequent als fusional, also den Dativmarker einschließend, angesehen, so beispielsweise von P. Heitzler (1975): „Au Dat.-Sing. du Masc. et du Neutre, cet 'ẹn' [=Dativmarker] se confond avec 'm̥'" (S. 135). Abgesehen davon gibt es aber auch distributionelle Gesichtspunkte, die dafür sprechen, die Form (zumindest im Mittelelsass) tatsächlich als fusioniert anzusehen.

Zum einen tritt in den Dialekten des Mittelelsasses der Dativmarker auch in nicht-fusionalen Artikelformen wie etwa im Dativ Sg. f. auf: *in der Frau* (E. Beyer 1963, S. 23). Das unzweifelhafte Vorhandensein des Dativmarkers in solchen Formen legt es nahe, auch *im* als den Dativmarker enthaltend zu analysieren. Der Dativmarker verhält sich so gesehen ganz analog zu anderen Präpositionen, die mit dem definiten Artikel Dativ Sg. m., nicht aber Dativ Sg. f. fusionale Morphe bilden (*åm* 'am', *im* 'im', *bim* 'beim', *zum* 'zum', E. Beyer 1963, S. 75). Dies gilt wie gesagt nur für das Verbreitungsgebiet der PDM auch

11 *åm* : Rimbach, Rittershofen; *əm* : Pfetterhouse, Thannenkirch, Bassemberg, Aschbach (E. Beyer 1963, S. 75). W. Mankel (1886), S. 41 notiert für das Münstertal *åm*, während er den Dativmarker sonst, d. h. nicht fusioniert, als *e* wiedergibt.

beim definiten Artikel Dativ Sg. f., also das Mittelelsass. Nördlich und südlich davon bietet diese Überlegung noch keine Diagnose.

Zum anderen wäre zu erwarten, dass – wenn *im* aus dem Dativmarker *in* und dem definiten Artikel amalgamiert sein soll – nach einer echten Präposition eine andere Artikelform auftritt: eine, die nur Exponent des Artikels, nicht aber des Dativmarkers ist. Dies ist auch tatsächlich der Fall: Nach Präposition lautet die Artikelform *əm* oder *m*, nicht *im*. R. E. Keller (1961) nennt für den definiten Artikel Dativ Sg. m./n. die beiden Formen *im* und *m*, wobei er zu *m* anmerkt: „In the dative this least stressed form is used especially after prepositions" (S. 137). Ganz analog äußert sich E. Beyer (1963): „[...] la forme 'pleine' *im* est doublée d'une forme 'réduite' *m* en position enclitique après préposition. Exemples: *uf m*, *mit m*, *hintər m* etc." (S. 72). Dagegen kommt **uf im*, **mit im* usw. nicht vor.

3. Auch beim indefiniten Artikel Dativ Sg. m./n. treten reduzierte Formen nach Präposition und vollere (bzw. mit Dativmarker fusionierte) Formen auf. Alle Darstellungen nennen als vollere Artikelform *imə* (mit dem jeweiligen Vokalismus des Dativmarkers in der ersten Silbe), die teilweise explizit als Verschmelzung des Artikels mit dem präpositionalen Element *in* bezeichnet wird[12]. Nach echten Präpositionen kommen (im Vergleich zu *imə*) reduzierte Formen zum Einsatz, wobei sich die beschriebenen Dialekte in Inventar und Distribution dieser reduzierten Formen leicht unterscheiden. In Benfeld lautet die postpräpositionale Form immer *-mə*: *à me* 'an einem', *bi me* 'bei einem', *mett me* 'mit einem' usw. (H. Rünneburger 1992, S. 62). Sonst kann für das übrige Elsass[13] von zwei Allomorphen des postpräpositionalen Artikels ausgegangen werden, deren Distribution durch den Auslaut (vokalisch oder konsonantisch) der vorangehenden Präposition gesteuert ist. Nach konsonantisch auslautender Präposition steht ein zweisilbiges Allomorph *əmə*, nach vokalischem Auslaut *mə*: *mitəmə* 'mit einem', aber *pimə* 'bei einem' (H. Lienhart 1891, S. 57). Präpositionen, die auf *-n* enden, verhalten sich dabei wie vokalisch auslautende (*-n* wird getilgt): *àn*, *fòn*, *en* ('in') verhalten sich, als ob sie *à*, *fò*, *e* lauten würden[14], und bilden mit dem indefiniten Artikel die Formen *àmə*, *fòmə*, *emə*. Der Dativmarker *en* verhält sich diesbezüglich exakt wie die Präposition 'in'und bildet zusammen mit dem Artikel die Form *emə*.

4. Indefiniter Artikel Dativ Sg. f.: Die Form lautet fast im ganzen Elsass *inərə* in freier Verwendung, zählt also drei Silben[15]. Auch diese Form charakterisieren H. Lienhart und H. Rünneburger ausdrücklich als Fusionsform <Dativmarker_Artikel>. In der Stellung nach Präposition sind nur zweisilbige Formen ohne *i*-Vokalismus belegt: *pi ərə kherix* 'bei einer Kirche' (H. Lienhart

12 Etwa V. Henry (1900), S. 70; M. Lienhart (1891), S. 57; H. Rünneburger (1992), S. 62.
13 M. Lienhart (1891), S. 57 für das Zorntal, W. Mankel (1886), S. 75 für das Münstertal und E. Beyer (1963), S. 80 für das Elsass allgemein.
14 So lauten diese Präpositionen ja auch tatsächlich in Benfeld und im Münstertal.
15 E. Beyer (1963), S. 80 gibt nur für den nördlichsten Teil des Elsasses die zweisilbigen Formen *irə*, *ərə* an.

1981, S. 57), *à nərə* 'an einer' (H. Rünneburger 1992, S. 62), *ufərə* 'auf einer' (E. Beyer 1963, S. 80) – oder sogar einsilbige: *mett rə* 'mit einer' (H. Rünneburger 1992, S. 62).

5. Für eine Gesamteinschätzung des Status der fusionalen Formen erweisen sich folgende Beobachtungen als relevant:

(a) Es gibt reduzierte Artikelformen nach Präposition und vollere Formen in freier Verwendung: *uf-əm* 'auf dem', *uf-əmə* 'auf einem', *uf-ərə* 'auf einer' vs. *im* 'dem', *imə* 'einem', *inərə* 'einer'. Dieser Kontrast muss erklärt werden.
(b) Artikel und Präpositionen können fusionale Formen bilden. Bei Präpositionen, die auf *-n* auslauten, wird dieses ausgestoßen beim definiten und indefiniten Artikel Dativ Sg. m.:

	+DEF:Dsm	–DEF:Dsm	–DEF:Dsf
mit +	*mitəm*	*mitəmə*	*mitərə*
bi +	*bim*	*bimə*	*binərə*
fon +	*fom*	*fomə*	*fonərə*
an +	*am*	*amə*	*anərə*
in +	*im*	*imə*	*inərə*
freie Form:	*im*	*imə*	*inərə*

(c) Es ist ersichtlich, dass die freien Artikelformen homophon sind mit den Amalgamen <'in'_Artikel>.

Wenn in den freien Formen ein Dativmarker *in* involviert ist, dann fügt er sich exakt in die morphonologischen Prozesse ein, die das ganze Paradigma der auf *-n* endenden Präpositionen zeigt (er zeigt die zu erwartenden Fusionsformen mit dem Artikel). Das Nebeneinander von *im* usw. einerseits und *əm* andererseits kann vor diesem Hintergrund dahin gehend erklärt werden, dass in den freien Formen tatsächlich der Dativmarker involviert ist; das ist der Grund für den *i*-Vokalismus und (bei den indefiniten Artikeln) die höhere Silbenzahl. Nach echter Präposition fehlt der Dativmarker, und dies korreliert mit dem Fehlen des *i*-Vokalismus und/oder der zusätzlichen Silbe. M. a. W.: *im*, *imə*, *inərə* können tatsächlich als Fusionsformen aus Dativmarker und Artikel analysiert werden.

Allerdings ist dieser Schluss nicht zwingend. Der Kontrast zwischen den volleren Artikelformen in freier Verwendung und den reduzierten in Stellung nach Präposition kann auch damit erklärt werden, dass die Artikel über je zwei komplementär verteilte Allomorphe verfügen, deren Distribution dadurch gesteuert ist, ob der Artikel nach einer Präposition steht oder nicht. Die Vollform (*im* usw.) lautet zufälligerweise gleich mit dem Amalgam 'in_dem' usw. Für Dialekte, in denen der Dativmarker außerhalb von fusionalen Formen nicht vorkommt, kann daher die PDM weder eindeutig nachgewiesen noch einwandfrei widerlegt werden. Dennoch sollte aber der Homophonie zwischen 'dem' und 'in_dem' usw. Rechnung getragen werden; denn sie ist der Grund, dass eine

PDM-Analyse dieser Formen immer noch möglich, wenn auch nicht zwingend ist. Insofern heben sich Dialekte mit als fusional analysierbaren Formen immer noch ab von solchen, wo dies ausgeschlossen ist. Als Konsequenz scheint es mir daher sinnvoll, die Verbreitung von möglicherweise fusionalen (weil homophonen) Formen zwar zu konstatieren, dies aber nicht als Diagnostikum für das Vorhandensein der PDM im entsprechenden Dialekt zuzulassen.

2.4.2 Weitere Artikelformen

1. Der definite Artikel Sg. f. und Pl. scheint – abgesehen von den (möglicherweise) fusionalen Formen – der geeignetste Kontext für die PDM zu sein. Dies zeigt sich daran, dass der PDM beim definiten Artikel in den Einzelarbeiten ein verhältnismäßig begünstigter Status zukommt (s. u. §2) und dass sie in diesem Vorkommen das größte geographische Verbreitungsgebiet zeigt (§3).

2. Nur V. Henry (1900), S. 70 und A. Sütterlin (1892), S. 81 erwähnen die PDM beim definiten Artikel nicht, sondern ausschließlich die fusionalen Formen (anhand derer sie die PDM aber ausdrücklich zur Kenntnis nehmen)[16]. R. E. Keller (1961), S. 137 führt die PDM ausschließlich beim definiten Artikel an, nicht jedoch beim Demonstrativ- oder Personalpronomen. In den Arbeiten von H. Lienhart (1891) und H. Rünneburger (1992) ist der Dativmarker insgesamt sehr häufig eingeklammert, was möglicherweise auf Optionalität schließen lässt – nie jedoch beim definiten Artikel. Schließlich spricht E. Beyer (1963) dezidiert von regelmäßigem Einsatz des Dativmarkers vor dem definiten Artikel: „*in* est employé régulièrement“ (S. 79); „en Moyenne Alsace, l'article défini est précédé de la préposition *in*“ (S. 78). Diese Angaben lassen darauf schließen, dass vor dem definiten Artikel der Dativmarker obligatorisch gesetzt wird.

3. Das Verbreitungsgebiet der PDM beim definiten Artikel umfasst das Mittelelsass zwischen einer Linie auf der Höhe von Mulhouse im Süden bis kurz vor Straßburg im Norden (Molsheim), mit einem noch weiter nach Norden greifenden Zipfel ganz im Westen bei Saverne. Regelmäßig wird der Dativmarker auch in Haguenau eingesetzt, das deutlich nördlich des eben umrissenen geschlossenen Verbreitungsgebiets liegt. Um Straßburg und im Sundgau kommt die PDM nur sporadisch vor (E. Beyer 1963, S. 78f). Damit ist das Verbreitungsgebiet der PDM beim definiten Artikel zwar beachtlich, geht aber deutlich weniger weit als das Vorkommen von als fusional analysierbaren Formen (*im* usw.), die praktisch im ganzen Gebiet auftreten.

4. Der Dativmarker kommt auch beim Nullartikel im Plural vor: *ich gib s in Frauə* 'ich gebe es Frauen' (E. Beyer 1963, S. 177)[17].

2.4.3 Demonstrativ-, Possessiv-, Indefinitpronomen und Numerale

1. Demonstrativ-, Possessiv-, Indefinitpronomen und Numerale werden hier zusammengefasst, da sie eine Klasse bilden, die sowohl den Artikelwörtern als auch den Personalpronomen gegenübersteht. Gleich wie Artikelwörter aber anders als Personalpronomen können sie eine lexikalisch gefüllte Nominalphrase determinieren bzw. quantifizieren (*das ist mein Buch*). Gleich wie Personalpronomen aber anders als Artikelwörter können sie den Kopf einer Nominalphrase bilden, d. h., sie können eine Nominalphrase pronominalisieren (*das ist meines*).

2. Es ist schwierig, diese Determinative nach ihrer Eignung für die PDM zu hierarchisieren. Die Angaben der einzelnen Autoren zur Obligatorizität der PDM sind unvollständig und äußerst vage. Manchmal wird der Dativmarker im einen Paradigma eingeklammert, im anderen nicht, ohne dass ein Grund dafür ersichtlich wird (H. Rünneburger 1992; H. Lienhart 1891). Zur Illustration der Verwirrung mag ein Beispiel aus H. Rünneburger (1992), S. 64 genügen. Beim Demonstrativpronomen *dar* 'dieser' ist der Dativmarker im angegebenen Paradigma bei keiner einzigen Dativform vermerkt; in allen anderen nominalen Paradigmen wird der Dativmarker – eingeklammert oder nicht – mit angegeben. Man könnte nun vermuten, die PDM sei (aus was für Gründen auch immer) beim Demonstrativpronomen nicht möglich. Diese Vermutung erweist sich jedoch als unzutreffend; gleich unter dem Paradigma sind Belegsätze aufgeführt, in denen der Dativmarker ganz selbstverständlich vorkommt (er ist nicht einmal eingeklammert, was in anderen Belegsätzen bei H. Rünneburger (1992) durchaus auch vorkommen kann): *E damm Mànn, e dare Fràì kåsch nichs glàìwe* 'diesem Mann, dieser Frau kann man/kannst du nichts glauben' (S. 64).

Die wenigen Hinweise zur Prominenz der PDM bei den hier besprochenen Demonstrativ-, Possessiv-, Indefinitpronomen und Numerale lassen auf (im Vergleich zu den Artikeln) weniger hohe Prominenz, bzw. Optionalität des Dativmarkers schließen. Dagegen finden sich keine Hinweise auf Optionalität der PDM bei Artikelformen.

16 Mögliche Gründe könnten im Alter der Arbeiten liegen, woraus dann abzuleiten wäre, dass die PDM sich erst im 20. Jh. auch in nicht-fusionalen Formen durchgesetzt hätte. Andererseits belegt M. Lienhart für das Zorntal schon 1891 die PDM in verschiedenen Kontexten, und es ist nicht anzunehmen, dass in Colmar (V. Henry 1900) die PDM wesentlich später Fuß gefasst hätte als im Zorntal (zumal Colmar wohl zum elsässischen PDM-Kerngebiet gehört). Bei A. Sütterlin (1892) mag die zeitliche Perspektive durchaus eine Rolle spielen, analysiert er doch die Mundart eines wesentlich älteren, von 1816 stammenden Schauspiels; weitere Faktoren sind die Textsortenspezifik (reimende Verse) und die Tatsache, dass es in Straßburger Mundart verfasst ist (Straßburg liegt nördlich außerhalb oder allenfalls am Rand der elsässischen PDM-Zone). Die Durchsicht der bei A. Sütterlin (1892) genannten Stellen im Originaltext ergibt, dass außer den fusionalen tatsächlich keine PDM-Formen vorkommen; Ausnahme: *in's Herr Bluetschrywers Sohn* (A. Sütterlin 1892, S. 86), eine erstarrte Genitivform zum Ausdruck eines possessiven Verhältnisses, welches sonst mit Dativ realisiert wird, vgl. z. B. *im Mann syn Kron* (A. Sütterlin 1892, S. 87).

17 Auch P. Heitzler (1975), S. 142 erwähnt diese Möglichkeit und formuliert sie als Bildungsregel, führt aber kein Beispiel an.

E. Beyer 1963, S. 83-102 weist mehrfach darauf hin, dass sich die hier behandelten Determinative bezüglich der PDM gleich verhalten wie der definite Artikel; dies betrifft sowohl das Verbreitungsgebiet als auch den regelmäßigen Einsatz[18]. H. Lienhart (1891) klammert den Dativmarker teilweise ein, etwa beim Demonstrativpronomen. Zu den Numeralia bemerkt er: „Der Dativ schickt demselben [=Zahlwort] in der Regel ein '*en*' voraus" (S. 57; Hervorhebung GS). Eine solche Andeutung von Optionalität fehlt beim definiten Artikel ganz. Zu substantivisch gebrauchten Possessivpronomen kommentiert er: „Im Dat. kommen die Formen mit und ohne *en* vor; der letztere Gebrauch überwiegt" (S. 63). Dass Determinative, die substantivisch verwendet werden, eher weniger für die PDM geeignet sind als in attributivischem Gebrauch, deckt sich auch mit einer Angabe bei H. Rünneburger (1992), S. 63. Im Paradigma von attributivisch gebrauchtem *e kèmm* 'keinem' ist der Dativmarker nicht eingeklammert, gleich darunter aber bei substantivischem *(e) kènnem* 'keinem' schon.

Folgende PDM-Formen können nachgewiesen werden: *en tèm* 'diesem', *en jem* 'jenem', *en tsam* 'jenem', *e mim* 'meinem' und weitere Pers., *en æm* 'einem', *en tswénə* 'zweien' (H. Lienhart 1891, S. 61-64); *e kèmm* 'keinem', *e manschem* 'manchem', *e àlle* 'allen', *e epprem* 'jemandem' (H. Rünneburger 1992, S. 63-68); *in viele*^{n} 'vielen' (E. Martin / H. Lienhart 1899, I, S. 47).

3. Unflektierte Indefinita, die durch den Dativmarker eingeleitet werden ('in etwas', 'in nichts'), sind nicht belegt.

2.4.4 Interrogativpronomen

1. Der Dativmarker erscheint auch vor dem Interrogativpronomen 'wem', z. B. *e wäm* (W. Mankel 1886, S. 48).

Eine Besonderheit ist in einem enger begrenzten Gebiet im Mittelelsass (Guebwiller-Colmar) zu finden: Hier kann statt *in wem* auch *in wenə* stehen (E. Beyer 1963, S. 167), d. h. *in* + Akkusativform in dativischer Funktion. Eine vom Nominativ verschiedene Akkusativform (*wer* = Nom. vs. *wenə* = Akk.) ist durchaus auch in einem weiteren Areal verbreitet, sie tritt im ganzen Gebiet nördlich einer zwischen Munster und Guebwiller verlaufenden Linie auf, und nördlich von Sélestat ist sie gar die einzige zugelassene Akkusativform[19]. Ein in Dativfunktion verwendetes **wenə* ohne Dativmarker *in* kommt nicht vor.

Im Gebiet von *in wenə* ist die Dativform auch dann durch die Akkusativform ersetzt worden, wenn der Dativ von einer echten Präposition regiert wird: *bi wänə*, *mit wänə* (E. Beyer 1963, S. 164). Das bedeutet, dass das Interrogativum 'wem' eine morphologische Opposition zwischen Nominativ (*wer*) und Nicht-Nominativ (*wenə*) kennt, nicht aber zwischen Akkusativ und Dativ. Der Einsatz des Dativmarkers ermöglicht es aber, die Kategorie Dativ distinkt zu halten, selbst wenn kein morphologischer Exponent dafür zur Verfügung steht. (Es ist übrigens durchaus denkbar, dass genau aus diesem Grund die Übernahme von Dativfunktionen durch die Akkusativform begünstigt worden ist. Dieser Prozess setzt auf jeden Fall eine hohe Prominenz der PDM beim Interrogativpronomen 'wem' voraus.)

18 Zwar spricht E. Beyer (1963) an anderer Stelle von „emploi éventuel" des Dativmarkers vor Possessivpronomen, womit aber der Gegensatz zwischen der PDM-Zone im Mittelelsass und den nördlich und südlich anschließenden Gebieten gemeint ist, so dass es sich hier ausschließlich um eine „diversité sur le plan géographique" handelt (S. 107).

19 Morphologisch entspricht sie der Akkusativform *denə* des Demonstrativpronomens *der*, die allerdings ausschließlich nördlich von Sélestat vorkommt (E. Beyer 1963, S. 85); ein Dativ **in denə* 'dem, diesem' ist aber nicht belegt.

2. Das Interrogativpronomen 'was' ist im Elsässischen nicht flektierbar: „*wèr* bildet den Dativ *e wäm*; *wás* ist unveränderlich" (W. Mankel 1886, S. 48). Es wird in den einzelnen Arbeiten wohl aus diesem Grund z. T. gar nicht erst erwähnt. Interessanterweise kann 'was' aber in dativischer Funktion auftreten, nämlich im Rektionsbereich von Präpositionen: *mett wâs* 'mit was' (H. Rünneburger 1992, S. 83). Natürlich fragt sich nun, ob das auch mit dem Dativmarker möglich ist. Tatsächlich kommen solche Belege vor: *in was me sich üssetze thüet* 'welchen Dingen man sich aussetzt' (E. Martin / H. Liehnhart 1899, S. 47).

2.4.5 Personalpronomen

1. Vor nicht-klitischem Personalpronomen ist der Einsatz des Dativmarkers auf zentrale Gebiete des Mittelelsasses beschränkt. W. Mankel (1886) ist die einzige Arbeit über einen Einzeldialekt, wo die PDM in diesem Vorkommen explizit erwähnt wird. Der Dativmarker scheint im Münstertal aber ohne Einschränkung gesetzt werden können: „Dem betonten Dativ der persönlichen Fürwörter wird ebenso wie den Nominibus *e* (in) vorgesetzt", und als Dativformen sind *e mér* 'mir', *e tér* 'dir usw. angegeben (S. 46f). H. Rünneburger (1992) führt weder in den Formentabellen der Personalpronomen noch in den illustrierenden Beispielen die PDM an. Allerdings findet sich ein Beleg an unerwarteter Stelle, beim Possessivpronomen: Als Alternative zu *dèss Büech esch minne* 'dieses Buch ist mein' ist auch *dèss Büech esch e mer* 'Diese[s] Buch gehört mir' angeführt (S. 67).

E. Beyer (1963) gibt die genaue areale Verteilung der PDM bei Personalpronomen an. Es stellt sich heraus, dass nur ein (im Vergleich zum definiten Artikel) wesentlich kleineres Gebiet die PDM auch bei Personalpronomen kennt: „Ces formes [*in mir*, *in dir*, usw.] sont localisés dans deux aires de la moyenne Alsace. Il y a lieu de noter que l'emploi de *in* devant les pronoms personnels affecte un domaine moins étendu que celui dont il a été question précédemment à propos de la tournue *in dər Frau*, *in də Frauə*" (S. 162). Es handelt sich dabei um einen etwa 20 km breiten, von West nach Ost verlaufenden Streifen, in dessen Mitte Sélestat liegt, außerdem um das Dreieck Guebwiller – Saint-Amarin – Munster im Westen. Welches Personalpronomen da steht, scheint für den Einsatz

von *in* keine Rolle zu spielen: „*in* est employé localement devant la forme accentuée du datif, quelle que soit la personne“ (S. 162).

2. Bei klitischen Pronomen ist die PDM völlig ausgeschlossen: *ich gib=s in dir* (Vollform) vs. *ich gib=s=dir* bzw. *ich gib=dir=s* (E. Beyer 1963, S. 162; „=“ GS). Auch nach W. Mankel (1886), S. 46 ist die PDM auf Vollformen beschränkt.

2.5 Bemerkungen zu Auftretensbedingungen

1. Aus dem vorliegenden Material zur PDM im Elsass lassen sich nur wenig Angaben über die Auftretensbedingungen der Konstruktion extrahieren. Einiges deutet aber darauf hin, dass der Dativmarker im zentralen Mittelelsass obligatorisch gesetzt wird – zumindest fehlen Hinweise auf Optionalität oder Beschränkungen auf einzelne Klassen der beteiligten Determinative.

2. Abgesehen von der klaren arealen Beschränkung der PDM bei Personalpronomen auf das zentrale Mittelelsass kann ein gewisser Kontrast zwischen den Artikelformen und anderen Determinativen (Demonstrativ-, Possessiv-, Indefinitpronomen und Numerale) vermutet werden. Für letztere gibt es verstreute Hinweise auf Optionalität, nicht aber für den Artikel. Welchen Bedingungen im Falle von Optionalität der Einsatz des Dativmarkers unterliegt, ist ungewiss.

3. Somit scheint der wichtigste variationssteuernde Faktor zu sein, vor was für ein Determinativ der Dativmarker zu stehen kommt. Am geeignetsten für die PDM sind die fusionalen Artikelformen, dann die anderen Artikelformen. Nicht gleich prominent ist die PDM bei anderen Determinativen (Demonstrativ-, Possessiv-, Indefinitpronomen und Numerale), und beim Personalpronomen scheint der Einsatz des Dativmarkers am restringiertesten zu sein. Bei klitischen Formen ist sie völlig ausgeschlossen. Die Vorkommenstypen lassen sich also in einer Hierarchie darstellen:

Fusionale Formen >>
Artikel >>
Weitere Determinative >>
Personalpronomen (Vollformen) >>
Klitika

Wenn man berücksichtigt, dass einigen Hinweisen (s.o., 2.4.3, §2) zufolge die PDM weniger eingesetzt wird, wenn ein Determinativ eine ganze Nominalphrase (NP) pronominalisiert, kann noch weiter unterschieden werden:

Fusionale Formen >>
Artikel >>
Determinative I (determinieren oder quantifizieren die NP) >>
Determinative II (pronominalisieren die NP) >>
Personalpronomen (Vollfomen) >>
Klitika

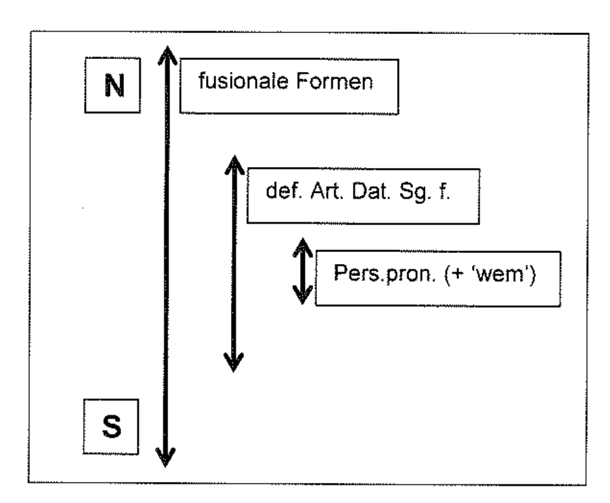
4. Die PDM ist übrigens vollkommen ausgeschlossen, wenn die dativische Nominalprase von einer (echten) Präposition regiert wird (**mit in der Frau*). Dies scheint so selbstverständlich zu sein, dass kaum ein Autor ausdrücklich darauf hinweist. Aus den angegebenen Beispielen geht das aber eindeutig hervor. Außerdem weist die durchgängige Klassifizierung des Dativmarkers als Präposition in diese Richtung – es ist daraus zu schließen, dass er die gleiche strukturelle Position besetzt, wie es andere Präpositionen auch tun. Nur E. Beyer (1963), S. 148 und 156 spricht expliziter davon, dass „le datif non précédé d'une préposition est marqué par *in*“.

2.6 PDM-prominente Zonen

1. Es dürfte nun deutlich geworden sein, dass im Elsass keine gleichmäßige PDM-Prominenz anzutreffen ist, sondern dass die Landschaft vielmehr eine Raumstrukturierung mit einem identifizierbaren Kerngebiet und Randzonen aufweist. Die Unterscheidung in Zonen mit verschieden hoher PDM-Prominenz nimmt direkt Bezug auf die oben eingeführte Hierarchie, so dass die Raumgliederung als der areale Reflex dieser Hierarchie angesehen werden kann. Aufgrund der Angaben bei E. Beyer (1963) lassen sich drei Stufungen unterscheiden. Die erste Stufe mit der weitesten arealen Ausbreitung beinhaltet die als fusional analysierbaren Artikelformen. Nicht fusionale Artikelformen, Demonstrativ-, Possessiv-, Indefinitpronomen und Numerale werden in einer weiteren Klasse zusammengefasst mit einer geringeren Ausdehnung. Schließlich bilden die Personalpronomen und das Interrogativpronomen 'wem' die dritte Stufe mit der kleinsten arealen Ausbreitung. Höhere Stufen sind in den tieferen inkludiert, d. h., wenn ein Ortspunkt die PDM bei den Personalpronomen zulässt, gilt dasselbe auch für Artikel, Possessiv- und Demonstrativpronomen, nicht aber umgekehrt.

2. Sprachgeographisch zeichnet sich nun eine Dreigliederung des Elsasses ab mit einer Kernzone (Stufen 1-3), Randgebieten (nur 1) und Abschnitten dazwischen (1-2), vgl. Karte 1 im Anhang. Als Kernzone ist das Gebiet um Guebwiller – Colmar – Sélestat anzusehen; hier wird der Dativmarker allem Anschein nach obligatorisch eingesetzt, auf jeden Fall aber kommt er vor Personalpronomen vor. Nördlich und südlich daran schließen Zonen an, in denen die PDM auf weniger Vorkommenstypen beschränkt ist (d. h., sie ist bei Personalpronomen, wahrscheinlich auch bei 'wem', ausgeschlossen). Nochmals je nördlich und südlich folgen Gebiete, in denen nur fusionale Formen auftreten. Im Norden schließlich

sind auch die fusionalen Formen nicht mehr belegt, von Süden her betrachtet weicht zunächst *inərə*, dann auch *im* zurück. Alles in allem ergibt sich eine gestufte Raumgliederung mit einem maximal PDM-prominenten Zentrumsgebiet im Mittelelsass, von dem aus die PDM-Prominenz nach Norden wie nach Süden abnimmt, was durch folgendes Schema verdeutlicht werden kann:



3. Ein Blick auf die Karte 1 des Anhangs macht allerdings deutlich, dass sich auch das Kerngebiet nicht vollkommen homogen präsentiert: Die *in-mir*-Zone fällt in zwei nicht zusammenhängende Abschnitte (um Sélastat und die Vogesentäler um Munster – Saint-Amarin), die sich zudem nicht überall mit dem *in wenə*-Gebiet decken. Für die Verteilung bei den Personalpronomen können verschiedene Entwicklungen verantwortlich gemacht werden, über deren Gültigkeit allerdings nur spekuliert werden kann. So wäre es etwa denkbar, dass die beiden Zonen unabhängig voneinander die PDM vor Personalpronomen entwickelt haben. Eine solche Polygenese scheint aber eher unwahrscheinlich angesichts der großen geographischen Nähe der beiden Zonen zueinander; dass sie nicht ein einziges zusammenhängendes Gebiet bilden, hängt nur von einem schmalen Streifen nordwestlich von Colmar ab[20], der so eher als Ausnahme in einem allgemein PDM-prominenten Gebiet angesehen kann. Unter Umständen ist die PDM beim Personalpronomen in diesem Gebiet sekundär wieder geschwunden. Es ist außerdem anzunehmen, dass im westlichen *in mir*-Gebiet (Munster – Saint-Amarin) von einer deutlich anderen Sprachsituation ausgegangen werden muss; E. Beyer (1963) nennt einige Vogesentäler im Abschnitt „Les systèmes morphologiques en dégradation" (S. 169ff; s. u. 2.8), von denen immerhin zwei zur *in-mir*-Zone gehören (Vallée de Saint-Amarin, Vallée de Masevaux).

20 Die Karte 57 (E. Beyer 1963, S. 163) gibt die Landschaft nur ungenau wieder; es handelt sich wohl um das Tal von Kaysersberg. Immerhin stimmt das Kartenbild mit den Ausführungen von P. Heitzler (1975) zu Kaysersberg überein, insofern auch er die PDM bei Personalpronomen nicht erwähnt.

4. Ein weiteres Problem stellt die Verbreitung von *in wenə* 'wem' dar. Die Karte 60 in E. Beyer (1963) fokussiert die Verbreitung der ursprünglichen Akkusativform *wenə* gegenüber dem Dativ *wem*. Die Form kommt dativisch gebraucht aber nur mit dem Dativmarker vor. Das heißt, dass wir für das *in-wenə*-Gebiet mit Sicherheit davon ausgehen können, dass hier das Interrogativpronomen üblicherweise m i t dem Dativmarker auftritt. Die Akkusativform *wenə* tritt zwar im ganzen Elsass nördlich einer zwischen Munster und Guebwiller verlaufenden Linie auf, aber nur im äußersten Süden dieses Verbreitungsgebiets kann die Form auch Dativfunktion kodieren. E. Beyer (1963), S. 164 meint zu *in wenə* = 'wem', die Form sei „constituée de la forme de l'accusatif dont le sens de datif est précisé par *in*" , was auch heißt: nur ein regelmäßiger Einsatz des Dativmarkers ermöglicht erst das Eindringen der akkusativischen Form. Außerdem ist die Form *wenə* = 'wen' im Süden ihres Verbreitungsgebiets nicht obligatorisch, d. h. für den Ausdruck des Akkusativs wird gleichberechtigt auch die ursprünglich rein nominativische Form *wer* verwendet. Dadurch zeichnet sich im Süden eine Funktionsentleerung der Opposition *wer* vs. *wenə* ab, wodurch *wenə* gewiss anfälliger wird für den Einsatz mit *in* in dativischer Funktion. Zudem ist eine Dativform des – morphologisch entsprechenden – Demonstrativpronomens **in denə* 'dem, diesem' nicht belegt: Eine vom Nominativ distinkte Akkusativform *denə* (vs. *der*) existiert nur nördlich von Sélastat[21] in einem Gebiet, das anscheinend nicht mehr zur PDM-Kernzone gehört. Das bloße Vorhandensein einer vom Nominativ verschiedenen Akkusativform reicht nicht aus, damit sie auch dativisch verwendet wird; der entscheindende Faktor ist die hohe Prominenz des Dativmarkers, die nur in einer recht eng begrenzten Zone gegeben ist[22]. Es soll damit deutlich geworden sein, dass *in wenə* in dativischer Funktion nur dann entstehen kann, wenn sich zwei systematische Merkmale areal schneiden: erstens das Vorhandensein eines morphologischen Exponenten *wenə*, und zweitens eine hohe Prominenz der PDM.

Da keine Karte vorliegt, welche die Verbreitung von *wem* vs. *in wem* dokumentiert, kann das Interrogativpronomen nur bedingt zur Ermittlung von Kernzonen beigezogen werden; nichts hindert uns daran, anzunehmen, dass auch außerhalb des *in-wenə*-Gebiets die PDM bei *wem* möglich ist. Außerdem steht *in wenə* als „zweckentfremdete" Akkusativform im Ensemble der Systematik, welcher die PDM im Elsass folgt, isoliert da. Als unzweifelhafter Kernzonen-Indikator kommt daher nur die Verbreitung der PDM vor Personalpronomen in Betracht; die areale Verteilung von *in wenə* liefert lediglich Gewähr, dass auch darüber hinaus, etwa im Gebiet südlich und östlich von Colmar, eine überdurchschnittlich hohe Tendenz zur Setzung des Dativmarkers besteht[23]. Dabei ist es nicht aus-

21 E. Beyer (1963), Karte 22.

22 Es ist übrigens bemerkenswert, dass sich bei genauem Vergleich der Karten 59 und 60 (E. Beyer 1963, S. 166f) unmittelbar nördlich von Guebwiller ein schmaler Streifen ergibt, der zwar *in wenə* für den Dativ, nicht aber *wenə* als Akkusativform kennt (Nom. und Akk. sind in *wer* zusammengefallen).

23 So auch E. Beyer (1963), S. 242: „[...] les formes en question [=*in wenə*] y ont souvent été introduites au datif [...] qui est expliqué dans cette région [=zentrales Mittelelsass] par l'emploi général et systématique de la préposition *in*".

geschlossen, dass die Gebiete mit PDM bei Personalpronomen in jenes mit *in wem* inkludiert sind.

2.7 Bemerkungen zu Entstehung und Alter der PDM

1. Zur Entstehung der PDM formuliert E. Beyer (1963) eine interessante Hypothese. Er führt sie auf den lautlichen Zusammenfall der Artikelformen *imə* 'einem' und *inərə* 'einer' mit den fusionalen Morphen 'in_einem', 'in_einer' zurück, worauf eine Reanalyse dieser Formen als zusammengesetzt aus Dativmarker und Artikel erfolgt sein muss:

> „Il est probable [...] que l'apparation de la préposition dans les formes du datif a été déterminé à l'origine par une fausse interprétation des formes *imə*, *inərə* [...] prises, en alsacien, par l'article indéfini" (E. Beyer 1963, S. 177).

Damit dieser lautliche Zusammenfall stattfinden kann, braucht es unabhängige Gründe, um den *i*-Vokalismus der Formen zu motivieren. Für den definiten Artikel Dativ Sg. m. *im* gibt E. Beyer an, dass die Form dadurch entstanden sei, dass die postpräpositional klitische Form etwa in *uf əm* 'auf dem' auch auf nichtpräpositionales Vorkommen generalisiert worden sei. In dieser Position ohne präpositionalen Host werde die Form stärker akzentuiert, wodurch sich die Realisierung des Vokals von Schwa in Richtung eines Vollvokales verändert habe; im größten Teil des Elsasses war das *əm* > *im*:

> „L'emploi de *əm* ayant généralisé, son vocalisme sera apparu comme étant trop faible lorsque l'article non précédé d'une préposition était frappé d'un accent tonique un peu plus fort. Pour remédier à cette situation, on aura déplacé l'articulation de *ə* vers un timbre de syllabe accentuée" (E. Beyer 1963, S. 214).

Auf gleiche Weise hat sich der *i*-Vokalismus auch bei den indefiniten Artikelformen *imə*, bzw. *inərə* durchgesetzt (S. 217). Von den Artikelformen aus habe sich der Dativmarker auf andere Vorkommen analogisch ausgebreitet (S. 236). Die Argumentation für einen phonetischen Aufwertungsprozess *əm* > *im* wird gestützt durch die Beobachtung, dass sporadisch daraus nicht *im*, sondern *um* oder *åm* resultierten. Wo sich der *um*-Typ durchsetzte, findet sich *u*-Vokalismus auch in anderen schwachtonigen Silben (*Nochtum* 'Atem', *wellum* 'welchem'; S. 214). Dies legt nahe, dass sich *in* als Dativmarker einigermaßen unabhängig von der echten Präposition 'in' entwickelte.

Falls E. Beyer mit dieser Entstehungstheorie richtig liegt, haben die fusionalen Formen tatsächlich einen ambivalenten Status: Zwar ist die Homophonie der Artikelformen mit Amalgamen <'in'_Artikel> unabhängig zustande gekommen, aber genau dieser Vorgang ist es, der die Entwicklung der PDM erst ermöglicht.

Richtigerweise stellt E. Beyer fest, dass die Entwicklung einer präpositionalen Kodierung des Dativs bestimmt keine Reaktion auf den Verlust der flexivischen Kasusmarkierung sein kann, denn die Determinative markieren den Kasus nach wie vor hinreichend:

> „Nous ne pensons pas qu'elle doive être mise sur le compte d'une sorte de réaction interne du système flexionnel à la disparation progressive de la désinance du substantif. Rien ne justifie, en effet, une telle réaction, car un indice désinentiel, conservé dans l'article ou dans le déterminatif, suffit à lui seul à caractériser le datif (E. Beyer 1963, S. 177f)."

2. Was das Alter der PDM betrifft, so gibt E. Beyer (1963) mehrmals an, die Konstruktion sei eine jüngere Erscheinung und noch in Ausbreitung begriffen[24]:

> „Une autre particularité flexionnelle affecte certains parlers de la Moyenne-Alsace. Il s'agit en l'occurence de l'emploi de la préposition *in* dans les formes du datif du pronom personnel, une innovation sans doute récente [...]" (E. Beyer 1963, S. 236).

> „Cette structure analytique [...] gagne actuellement encore du terrain tant au nord qu'au sud, surtout parmi les jeunes générations" (E. Beyer 1963, S. 177).

Dazu passt auch, dass die Voraussetzung für die Entstehung der PDM, Artikelformen des Typs *im*, erst spät bezeugt seien, nämlich erst mit dem Einsetzen der Dialektliteratur Anfang 19. Jh. Die PDM selbst erscheine erst in Enquêten von 1873-1874 (S. 295-298)[25].

Nun findet sich allerdings im Elsässischen Wörterbuch eine ganz vereinzelte Belegstelle, die auf ein wesentlich höheres Alter der PDM hindeutet:

> „Schon im 16. Jahrhundert: *'Hie gibt das zwerg in dem Berner eynen edeln stein'* Dietrich von Bern (Sigenot) hgg. von P. Heitz, Str. 1894"
> (E. Martin / H. Lienhart 1899, I, S. 47).

Aller Wahrscheinlichkeit nach handelt es sich dabei um einem Straßburger Druck von Thiebold Berger aus dem Jahr 1560 (J. Heinzle 1978, S. 326). Auf die Frage, wie ein solcher isolierter alter Beleg zu deuten ist, komme ich in anderem Zusammenhang zurück (8.3.1).

Wenn man sich die enorme areale Ausbreitung der PDM im Oberdeutschen vergegenwärtigt, scheint eine Enstehung erst in jüngster Zeit eher unwahrschein-

24 Dies bestätigen auch A. Bothorel-Witz / D. Huck (1997), S. 45, indem sie die PDM als „die immer häufiger benutzte redundante Dativform" bezeichnen.

25 Wie ich aus dem Quellenverzeichnis in E. Beyer (1963) schließe, hat der Autor für seine Arbeit ein breites Korpus von Texten seit dem 14. Jh. ausgewertet. Die Angabe über das späte Erscheinen der PDM in der Überlieferung scheint auf einer soliden Basis zu stehen.

lich (die PDM müsste sich rasend schnell über ein nicht überall gerade leicht zugängliches Gebiet ausgebreitet haben). E. Beyer nimmt nirgendwo Bezug auf das große Verbreitungsgebiet der Konstruktion auch außerhalb des Elsässischen, bezeichnet die PDM im Elsässischen dagegen mehrmals als „particularité" (z. B. S. 23, 211).

3. Eine Erklärung dafür, dass die PDM im Elsässischen im Trend liegt, lässt sich aus der Sprachsituation[26] ableiten. Die standardsprachliche Überdachung des Elsasses übernimmt nicht das Standarddeutsche, sondern das Französische. Es gibt kein Dialekt-Umgangssprache-Standard-Kontinuum wie in anderen deutschsprachigen Gebieten. Stattdessen existieren im Sprecherrepertoire die zwei Varietäten elsässischer Dialekt und französische Standardsprache nebeneinander und verteilen sich situativ. Das Standarddeutsche oder überhaupt andere deutsche Varietäten scheinen im Sprecherrepertoire je länger je weniger eine Rolle zu spielen. Für die PDM könnte das bedeuten: Da kaum Kontakt zu nicht-elsässischen deutschen Varietäten besteht, können diese auch keinen Einfluss auf das Elsässische ausüben. In einer Sprachsituation mit deutscher standardsprachlicher Überdachung und einem Dialekt-Umgangssprache-Standard-Kontinuum würden wir erwarten, dass die Sprecher eher dazu tendieren, eine derart vom nicht-basilektalen Varietätenspektrum abweichende Konstruktion wie die PDM mehr und mehr aufzugeben. Im Elsass sind diese Voraussetzungen aber nicht gegeben. (Vgl. dazu auch die Bemerkungen zu Baden-Württemberg, 3.6, §3-4.)

2.8 Die PDM in den westlichen Vogesentälern

1. Die nominalen morphologischen Kategorien sind in den Dialekten der westlichen Vogesentäler stark reduziert; E. Beyer (1963), S. 169 spricht gar von „véritables cas pathologiques"[27]. Es ist sinnvoll, diese Dialekte separat zu besprechen, weil die morphologischen Systeme des „Normalelsässischen" hier kaum noch wiederzuerkennen sind.

2. Über eine flexivische Kennzeichnung des Dativs verfügen noch der definite Artikel m./n. (Nom./Akk. *der* vs. Dativ *im*), der indefinite Artikel m./n. (*ə* vs. *imə*) und das Demonstrativpronomen m./n. (*dä/dås* vs. *däm*). Dagegen ist beim definiten Artikel und beim Demonstrativpronomen Sg. f. und Pl. die Distinktion Nom./Akk. vs. Dativ aufgegeben worden zugunsten von *d* oder *də* (definiter Artikel) bzw. *diə* (Demonstrativpronomen) in allen Kasus:

26 Allgemeines zur Sprachsituation vgl. R. E. Keller (1961), S. 116f und M. Philipp / A. Bothorel-Witz (1990), S. 313-315.

27 Übrigens erwähnt E. Beyer (1963) an keiner Stelle, wie es zu diesem Zusammenbruch der morphologischen Systeme kommt. Ich vermute, dass diese Gebiete am äußersten Rand des deutschen Sprachgebiets exzessivem Sprachkontakt mit dem Französischen ausgesetzt sind und dass viele Sprecher den Sprachwechsel auch bereits vollzogen haben.

i d Kuch kochə 'in der Küche kochen' (def.Art. Dat.Sg.f.)[28]
å d Strich mälkə 'an den Strichen melken' (def.Art.Dat.Pl.)
i diə 'dieser/diesen' (Dem.pron. Dat.Sg.f. bzw. Pl.)

Beim indefiniten Artikel ist der Dativ *imə* zwar noch vom Nom./Akk. distinkt gehalten, aber die Genera werden nicht mehr unterschieden. Nach Präposition erscheint, sofern vorhanden, einheitlich die Dativform[29]:

imə Wirtschåft ge 'in eine Wirtschaft gehen'
im Or inə zwislə 'in das Ohr flüstern'

Beim Possessivpronomen *di* 'dein' existieren im Sg. weder Kasus- noch Genusdistinktionen:

ich gib ś i di Hund 'ich gebe es deinem Hund'
di Hund 'dein Hund' (Nom./Akk. ≘ Dat.)
ich gib s i di Kåtz 'ich gebe es deiner Katze'

3. Der Dativ wird konsequent durch die Vorsetzung des Dativmarkers *i* gebildet, E. Beyer (1963), S. 170 spricht von „emploi systématique". D. h., die PDM selbst wird durch die morphologischen Veränderungen keineswegs beeinträchtigt, sondern im Gegenteil erst voll funktional aufgeladen, insofern sie nun sehr viel mehr als in anderen elsässischen Dialekten noch die einzige Kennzeichnung des Dativs darstellt; auch bei tiefgreifender Einebnung der flexivischen Systeme verfügt so die Mundart von Saint-Amarin trotzdem über eine funktionstüchtige Markierung des Kasus.

4. Die PDM ist ohne Zweifel bereits im elsässischen „Mutterdialekt" verwurzelt, wo der Dativ vom Nom./Akk. aber zudem durch Flexion der Determinative und Pronomen distinkt gehalten wird. Interessanterweise wird in der Sprachverfallsmundart von Saint-Amarin die flexivische Distinktion zuerst angegriffen und von der PDM „überlebt", so dass der Dativ als morphosyntaktische Kategorie vorerst noch bestehen kann. Es muss hier offen gelassen werden, welche Rolle der Einfluss des kontaktsprachlichen Modells (Kennzeichnung des Dativs durch bloße Voransetzung von *à*, ohne flexivische Reflexe) spielt, oder ob hinter den hier skizzierten Veränderungen nicht auch übereinzelsprachlich verallgemeinerbare Mechanismen der morphologischen Umstrukturierung beim Sprachverfall zu sehen sind (die Verallgemeinerung würde dann lauten: Flexivische Markierung geht vor präpositionaler verloren). Dass das präpositionale Modell eher beibehalten wird als die flexivische Markierung, leuchtet aus sprachökonomischen Überlegungen zwar durchaus ein (Beseitigung von redundantem morphologischem

28 Dieses und die folgenden Bspp. aus E. Beyer (1963), S. 170f.

29 Zwar gibt E. Beyer (1963), S. 170 an, dass „après les prépositions à régime double, l'emploi respectif du datif et de l'accusatif ne paraît obéir à aucune règle"; die angegebenen Beispiele lassen aber alle die von mir vorgeschlagene Analyse zu.

Material), in unserem Fall bewegt sich die Entwicklung aber auch ausgerechnet auf das kontaktsprachliche Vorbild zu.

3 Baden-Württemberg

3.1 Überblick

1. Für Baden-Württemberg kann die PDM in verschiedenen Quellentypen nachgewiesen werden. Sie wird mehrmals aufgeführt in den einschlägigen Wörterbüchern (Badisches Wörterbuch, I, Sp. 463a, 645b; III, Sp. 8b; Schwäbisches Wörterbuch, IV, Sp. 3, Sp. 31; VI, Sp. 1735). Verschiedene grammatische Beschreibungen nehmen Bezug auf die PDM, eher beiläufig A. Staedele (1927), S. 13 (Stahringen); A. Birlinger (1868), S. 156 (allg. rechtsrheinisches Alemannisch); einiges ausführlicher W. Rothmund (1932), S. 33-45 (Eschbach bei Waldshut) und H. Noth (1993), S. 368-370 (Kaiserstuhl); in diesen Arbeiten werden auch ansatzweise Auftretensbedingungen für die PDM formuliert. Die Konstruktion taucht in Dialekttexten auf, wie etwa in E. Beck (1926), S. 244 (Brombach, Markgräfler Land); A. Ruoff (1985), S. 10 (Kinzigtal); W. Kleiber (1959), S. 30-31 (Burkheim); H. Gehl (1999), S. 189 (Hamroth, Sathmar); mehrmals in R. E. Keller 1970 (Jestetten).

Die ausführlichste Dokumentation der PDM in Baden-Württemberg bieten die Aufnahmeprotokolle des Südwestdeutschen Sprachatlasses (SSA)[30]. Dadurch wird ein maximal flächendeckendes und detailliertes Bild der geographischen Verbreitung der PDM im Untersuchungsgebiet des Atlasses möglich (vgl. Karte 2 im Anhang). Da im Fragebuch verschiedene für unser Thema einschlägige Fragen enthalten sind, können auch einige Rückschlüsse über die systematische Distribution der PDM nach Vorkommenstypen gezogen werden. In 177 (von insgesamt 579 erhobenen) Orten ist die PDM für mindestens eine der Fragen belegt. Die Informanten sind zwischen dem Herbst 1974 und dem Frühjahr 1986 mündlich befragt worden (H. Steger / V. Schupp 1993, S. 40). Die in unserem Zusammenhang relevanten Fragen lauten:

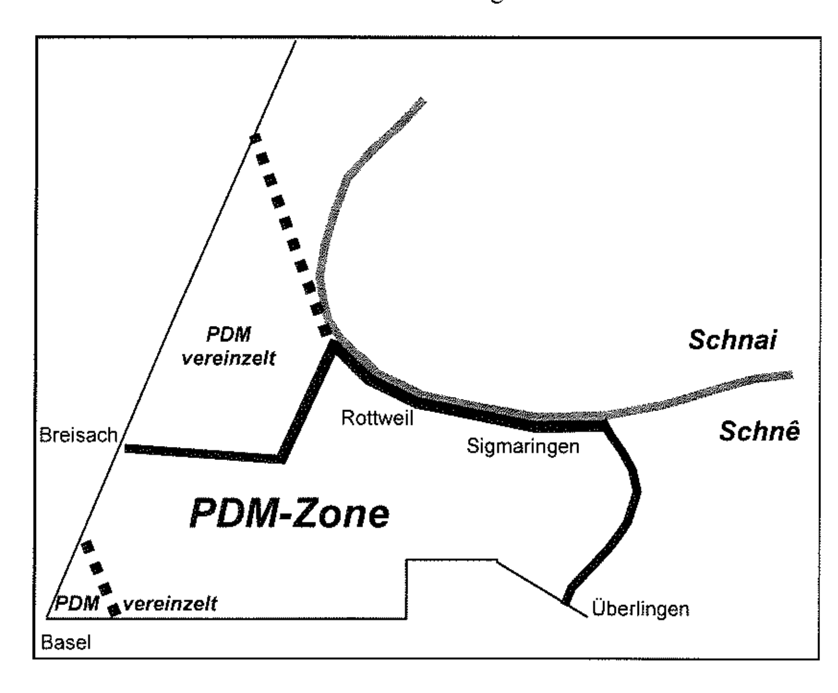
490.6	„Ich sags dem Vater“
492.3	„Er hat es der Mutter gesagt“
492.5	„Wem hast du das gesagt?“
492.6	„Dem Sepp hab ich es gesagt!“
492.7	„Ich sags deinem Vater!“
494.4	„Ich habs einem alten Mann gesagt“
514.2	„Welchen Kindern hast du es gegeben?“
522.1-4	„Er sagt es nur mir/dir/uns/euch“
522.6	„Ich sags nur ihnen beiden/denen zwei“

2. Das Verbreitungsgebiet der PDM in Baden-Württemberg liegt im Südwesten des Landes und lässt sich aufgrund des SSA-Materials folgendermaßen umreißen: Östlich des Schwarzwaldkamms bildet die PDM eine geschlossene Zone, die nach Norden durch eine von Schiltach nach Burgweiler verlaufende Linie eingegrenzt

30 An dieser Stelle sei Renate Schrambke, Freiburg i. Br., herzlich dafür gedankt, dass sie mir das reichhaltige Material zugänglich gemacht hat.

werden kann. Die östliche Begrenzung der Zone bildet eine Linie zwischen Überlingen und Burgweiler. Westlich des Schwarzwaldkamms, in der Oberrheinebene, ist die PDM zwar ebenfalls sehr häufig vertreten, bildet aber insgesamt nicht ein gleichermaßen geschlossenes Gebiet wie im Osten des Schwarzwaldes. Eine geschlossene Zone bildet die PDM hier nur südlich von Breisach, ausgenommen allerdings das Markgräfler Land ganz im Süden, wo die PDM nur lückenhaft nachgewiesen werden kann. Nördlich von Breisach kommt die PDM mehr oder weniger punktuell vor. Der nördlichste Beleg kommt aus Moos (bei Bühl, Lkr. Rastatt).

Es handelt sich bei der PDM-Zone grundsätzlich um nicht-schwäbische Gebiete, wobei natürlich Übergangszonen auftreten, je nachdem, aufgrund welcher Kriterien man das Schwäbische von „Alemannischen" im engeren Sinn (Niederalemannisch, bzw. Oberrhein- und Bodenseealemannisch) abgrenzen will. Zieht man zur Abgrenzung des Schwäbischen die Diphthongierungslinie mhd. *î* > *ai* u. ä. heran[31], fallen das obere Neckartal um Rottweil und das Gebiet südlich der Donau bei Sigmaringen dem (West-) Schwäbischen zu, gehören aber dennoch zur PDM-Zone. Dagegen deckt sich die Eingrenzung des PDM-Gebiets gegen Nordosten überraschend genau mit der Diphthongierungslinie mhd. *-ê* > *-ai*[32]. Grob-schematisch lässt sich die PDM-Zone folgendermaßen darstellen:



31 SSA, II, Karte 25.00.

32 SSA, II, Karte 24.00. Die areale Ausbreitung dieser Diphthongierung stimmt recht genau überein mit dem Territorium von Alt-Württemberg (H. Klausmann et al. 1994, S. 34).

3. Die PDM kommt auch im Sathmarschwäbischen in Rumänien vor (Schwäbisches Wörterbuch, IV, Sp. 3; H. Gehl 1999, S. 189). Diese Beobachtung hat Konsequenzen für die Rekonstruktion der Geschichte der PDM in Südwestdeutschland und wird unten (3.6, §3) ausführlicher besprochen.

3.2 Lautform und kategorialer Status des Dativmarkers

1. In Baden-Württemberg kommt praktisch nur der *in*-Typ vor. Das bestätigen alle Erwähnungen in der dialektologischen Literatur sowie die Auswertung des SSA-Materials. Nur in fünf SSA-Aufnahmeorten kann der *an*-Typ[33] nachgewiesen werden, die alle in der Oberrheinebene liegen. Drei davon (Lautenbach, Bad Peterstal, Mühlenbach; alle Lkr. Offenburg) liegen geographisch isoliert von der übrigen PDM-Zone im Nordwesten. Die beiden anderen, Obermünstertal (Lkr. Freiburg) und Neuenweg (Lkr. Lörrach), liegen zwar in recht naher Nachbarschaft zueinander, sind aber rundherum von Orten mit *in* als Dativmarker umgeben. Noth (1993), S. 369 erwähnt außerdem *an* für Eichstetten am Kaiserstuhl, was auch im Badischen Wörterbuch bestätigt ist (III, Sp. 8); leider ist der Ort für den SSA nicht erhoben worden.

2. Die Vokalqualität ist ein offenes [ɪ], was sich in den Schreibungen <*ı́*> (H. Noth 1993) bzw. <*į*> (sonst) spiegelt und v. a. auch aus dem SSA-Aufnahmen hervorgeht, wo ebenfalls weitaus am häufigsten <*į*> transkribiert wird. In der Rheinebene und den angrenzenden westlichen Schwarzwaldtälern herrscht eine gewisse Präferenz für – im Vergleich zum ganzen Verbreitungsgebiet – offenere Realisierungen vor. Westlich einer von Bad Säckingen in nordnordöstlicher Richtung bis etwa ins Gebiet von Mariazell (Lkr. Rottweil) verlaufenden Linie sind kaum noch Formen mit <*i*> transkribiert worden, sondern vorwiegend mit <*į*>, teilweise auch mit <*i̥*>, während östlich der Linie <*į*> und <*i*> nebeneinander vorkommen, in vielen Aufnahmeorten gar nur <*i*>. Diese Linie gibt recht präzis die bekannte Schwarzwaldschranke[34] wieder. Diese Verteilung der *i*-Qualitäten stimmt überein mit derjenigen, die im SSA, II, Karte 7.00 (mhd. *i* vor dentalem Verschlusslaut: *gerįtten*) kartiert ist. Daneben tritt im äußersten Osten des Verbreitungsgebiets eine weniger ausgedehnte Häufung der offeneren Varianten auf, südlich der Donau bei Sigmaringen.

3. Beim auslautenden *-n* zeichnet sich noch deutlicher ein West-Ost-Gegensatz ab: Im Westen ist *in* die einzige zugelassene Form, während sie östlich nicht vorkommt. Der Verlauf dieser Grenze deckt sich praktisch vollständig mit derjenigen, die offenere und geschlossenere *i*-Qualitäten voneinander abhebt. Ein Blick auf Karte III, 1.006 des SSA, welche die Verteilung der Endungen in der 1. Pl. des Verbs abbildet (*-ə* vs. *-əd*) – ein häufig herangezogenes Phänomen zur

33 Der Vokal ist gerundet, wie aus der Transkription <*ǫ*> im SSA-Material hervorgeht.

34 Zum Verlauf der Schwarzwaldschranke vgl. beispielsweise die Darstellung bei P. Wiesinger (1983), S. 834f, oder H. Klausmann et al. (1994), S. 27f.

Illustrierung der Schwarzwaldschranke[35] –, zeigt, dass sich diese Grenze mit derjenigen zwischen *in* und *i* ebenfalls praktisch vollständig deckt[36].

Ein Einfluss der Folgekonsonanz auf das Auftreten von *-n* konnte nicht festgestellt werden. Auch der Hiat scheint den Informanten nichts auszumachen, im Material finden sich zahlreiche Belege für das vokalisch anlautende Personalpronomen 1. Pl. ohne hiattilgendes *-n-* (z. B. Engen, Lkr. Konstanz: *i ųns*).

4. Zum kategorialen Status des Dativmarkers: Im Badischen Wörterbuch und im Schwäbischen Wörterbuch wird der Dativmarker implizit als Präposition kategorisiert, da er in den Einträgen zur Präposition 'in' aufgeführt ist. Erstaunlicherweise sind mir sonst in der Literatur keine Stellen begegnet, in denen der Dativmarker ausdrücklich als Präposition bezeichnet wird. W. Rothmund (1932) spricht von „Dativ-Partikel" (S. 34) und „Kasuszeichen" (S. 39), H. Gehl (1999), S. 189 von „Dativ-Morphem".

3.3 Vorkommenstypen

3.3.1 Fusionale Formen

1. Definiter Artikel Dativ Sg. m.: Artikelformen des Typs *im*, die also mit dem Amalgam aus der echten Präposition 'in' und Artikel homophon sind, kommen in einem ausgedehnten Areal vor. Für dieses ganze Gebiet gilt, dass der Dativartikel nach Präposition lautlich deutlich verschieden ist vom Artikel in freier Verwendung; beispielsweise vermerkt das Badische Wörterbuch (I, Sp. 463a): „Der Süden scheidet: *fǫr əm baum* 'vor dem Baum' vs. *įm lērər* 'dem Lehrer'".

Die Artikelform *im* wird häufig explizit als Fusionsform aus einem Element *in* (=Dativmarker) und Artikel analysiert:

> „Dieses *įm* ist nicht einfach aus *əm* entwickelt, sondern mind. vom Standpunkt der Gegenwart eine Zusammensetzung aus *i(n)+(d)əm*" (Badisches Wörterbuch, I, Sp. 463a).

> „Im Mask. erscheint nach Präpositionen die Form *əm*, ein Beweis, daß *įm* nicht ursprünglich aus *dẹm(m)* entwickelt, sondern Kontraktionsform von *į-əm* ist." (W. Rothmund 1932, S. 39).

Der Kontrast zwischen postpräpositionalem *əm* einerseits und *im* in freier Verwendung andererseits gibt somit den Ausschlag für die Analyse von *im* als Fusionsform aus Dativmarker und Artikel. Analog zu den Verhältnissen im Elsass (s. oben, 2.4.1, §2) können aber auch zwei Allomorphe des Dativartikels angesetzt

35 Vgl. P. Wiesinger (1983), S. 831 und 834, sowie H. Klausmann et al. (1994), S. 27.

36 Einzig drei Orte im Lkr. Rottweil (Schiltach, Aichhalden, Mariazell) zeigen in der 1. Pl. die östliche Form -əd, aber die westliche Ausprägung in der Präposition.

werden, eine Vollform (in freier Verwendung) und eine reduzierte Form (nach Präposition). Als Konsequenz daraus ergibt sich, dass allein durch das Vorliegen einer Artikelform *im* die PDM im betreffenden Dialekt noch nicht einwandfrei nachgewiesen ist.

Dass der definite Artikel Dativ Sg. m. mit vokalisch auslautenden Präpositionen ganz spezifische Fusionsformen bildet (*im* 'in_dem', *am* 'an_dem', *fom* 'von_dem', *bim* 'bei_dem'), zeigt sich daran, dass sich das gleichlautende klitische Pronomen 3. Sg. m. *əm* in Kontakt mit Präposition anders verhält: *inəm* 'in ihm', *anəm* 'an ihm', *fonəm* 'von ihm', *binəm* 'bei ihm' (W. Rothmund 1932, S. 39). Der Dativmarker zeigt mit dem Artikel exakt dasselbe Fusionsverhalten wie andere Präpositionen.

Im Untersuchungsgebiet des SSA kommen neben *im* noch andere lautliche Ausprägungen des Dativartikels vor, die mit dem Amalgam aus echtem 'in' und Artikel nicht gleichlautend sind. *im* kommt in einem nicht besonders breiten Streifen um die eigentliche PDM-Zone noch vor, so dass das Verbreitungsgebiet von *im* größer ist als dasjenige der einwandfrei (d. h., auch in nicht-fusionalen Formen) nachweisbaren PDM und dieses einschließt (in der Oberrheinebene reicht das Verbreitungsgebiet von *im* z. T. weit nördlicher als jenes der PDM). Jenseits dieses Streifens lautet die Artikelform *əm*. Im mittleren Schwarzwald beidseits des Hauptkamms, im Gebiet zwischen Appenweier – Freudenstadt – Tübingen, ist als Artikelform *am* belegt[37], ebenso in einem noch kleineren Gebiet ganz im Osten, an der Donau oberhalb Ulm. Vereinzelt sind auch Formen mit anlautendem Dental belegt (Typ *dəm*), etwas gehäuft im Nordwesten des SSA-Untersuchungsgebiets (Ortenau, um Freistett). Dabei ist auffällig, dass die Informanten i. d. R. die dentalhaltige Form nur bei der Übersetzung des Fragebuchsatzes 492.6 („dem Sepp hab ich es gesagt!"), nicht aber bei 490.6 („ich sags dem Vater") anwenden, z. B. Freistett (Lkr. Offenburg): 490.6 *sāsəmvądṛ*, aber 492.6 *dẹmsẹb*. Möglicherweise hängt das damit zusammen, dass in 490.6 der Artikel an das zweitgestellte Verb klitisiert werden kann und daher in einer reduzierten Form erscheint, wohingegen diese Konstellation in 492.6 nicht gegeben ist (Satzanfang). Entscheidend ist nun, dass diese Orte den Dativmarker auch sonst nicht kennen, woraus sich schließen lässt, dass die lautliche Übereinstimmung von *im* 'dem' und *im* 'in_dem' eine Voraussetzung für das Vorhandensein der PDM auch in anderen Kontexten darstellt. Der Befund wird noch gestützt durch die Daten aus dem vollkommen „PDM-freien" Mariazell (Lkr. Rottweil), wo auch auf die Frage 490.6 mit einer dentalhaltigen Form geantwortet wurde: *ī sägsdẹm vadər*. Dagegen passen die Belege aus Raithaslach und Liggersdorf (beide Lkr. Konstanz) nicht so recht in dieses Bild: Trotz der – sonst genutzten – Möglichkeit, PDM zu bilden, erscheinen in Frage 492.6 dentalhaltige Formen ohne Dativmarker.

2. Der indefinite Artikel Dativ Sg. m. lautet *imə*, wobei Abweichungen im Vokalismus der ersten Silbe denjenigen bei *im* entsprechen.

37 In diesem Gebiet liegen auch die drei von der geschlossenen PDM-Zone isolierten Orte Lautenbach, Bad Peterstal und Mühlenbach, wo die PDM mit *an* als Dativmarker vorkommt.

Dreisilbige Formen des Typs *imənə* (wie sie in der Deutschschweiz häufig sind), kommen nur ganz vereinzelt vor. Im SSA-Material ist für Orsingen *įnəmə*, für Bohlingen *įmənə* belegt (beide Lkr. Konstanz). Das Badische Wörterbuch (I, Sp. 645a) nennt Pforzheim und Stahringen. Letztere Angabe stimmt überein mit der Beschreibung von A. Staedele (1927), S. 13, der *įmənə schlengel* 'einem Schlingel' als Beispiel aufführt. Auffallend ist, dass in Stahringen nach vokalisch auslautender Präposition der Artikel *-mənə* (*fomənə* 'von_einem'), nach konsonantischer Präposition aber *-əmə* lautet (*midəmə* 'mit_einem'); diese Distribution ist in der Deutschschweiz sehr geläufig und wird später (4.3.1, §2) ausführlicher besprochen.

Sonst gilt wie beim definiten Artikel (*im*), dass nach Präposition niemals *i*-haltige Formen auftreten.

3. Der indefinite Artikel Dativ Sg. f. lautet im PDM-Gebiet *inərə*[38], nach Präposition zweisilbig und ohne *i*-Vokalismus *ərə*[39]. Dreisilbige Formen ohne *i*-Vokalismus (*ənərə*) kommen auch außerhalb der eigentlichen PDM-Zone vor (Mahlberg, Pforzheim, Schutterwald)[40], aber kaum im Schwäbischen (Ausnahme: Onstmettingen, Westalb)[41].

Verschiedentlich wird die Form *inərə* ausdrücklich als Zusammenziehung des Elements *in* (Dativmarker) und des Artikels bezeichnet (H. Noth 1993, S. 368; A. Staedele 1927, S. 13; Badisches Wörterbuch, I, Sp. 645a).

3.3.2 Weitere Artikelformen

1. Die PDM beim definiten Artikel Dativ Sg. f. und Pl. wird für alle Dialekte, welche die PDM überhaupt kennen, genannt. H. Noth (1993), S. 368 gibt an, dass „der wem-Fall-Artikel *dr* gerne durch *ín* verstärkt" werde, beispielsweise in *friájer hed-mr dr Wii als ín dr Wiihándler vrghaüfd* 'früher pflegte man den Wein den Weinhändlern zu verkaufen'. Ähnlich auch W. Rothmund (1932), S. 39: „Im Dativ [des Artikels] steht […] in den weitaus meisten Fällen *į* als spezielle Dativpartikel: *įm*, *į də*, *įm*, Pl. *į də*." W. Rothmund klammert den Dativmarker hier nicht ein, im Gegensatz zur Position vor Personalpronomen. „Gerne", „in den weitaus meisten Fällen" – eindeutig ist die PDM beim Artikel präferiert, ganz obligatorisch scheint sie allerdings nicht zu sein. Ausdrücklich auf die Optionalität der PDM weist auch A. Staedele (1927), S. 13 hin: „Danach [nach *im*] lautet der Dativ des Femininums neben *də moddər* auch *i də moddər*". Genauere Auftretensbedingungen werden allerdings nicht genannt.

38 Badisches Wörterbuch (I, Sp. 645b); H. Noth (1993), S. 368; A. Staedele (1927), S. 13.

39 Badisches Wörterbuch (I, Sp. 645b).

40 Badisches Wörterbuch (I, Sp. 645b), außerdem H. Braunstein (1978), S. 16 für Schutterwald.

41 Zu Onstmettingen vgl. W. Keinath (1930), S. 22. Keine dreisilbigen Formen im Schwäbischen: Schwäbisches Wörterbuch, II, Sp. 579, O. Strohmaier (1930), S. 105 (Blaubeuren), E. Frey (1975), S. 156 (Stuttgart).

Auch vor dem Nullartikel kommt der Dativmarker vor: *In Mohammedaaner därfsch ghe Schwiinis voorsedzá* 'Mohammedanern darf man kein Schweinefleisch vorsetzen' (H. Noth 1993, S. 368). Interessanterweise insistiert Noth darauf, dass hier der Dativmarker gesetzt werden muss.

2. Die Auswertung der SSA-Aufnahmen ergibt, dass die PDM beim definiten Artikel häufiger auftritt als bei allen anderen Vorkommenstypen[42]. Für nur 17 Aufnahmeorte ist die PDM zwar anderweitig nachgewiesen, fehlt aber beim Artikel. Diese Orte sind weit gestreut, allerdings liegt keiner von ihnen westlich des Schwarzwaldkamms. Von den insgesamt 177 Orten, für die in mindestens einer Distribution der Dativmarker belegt ist, weisen ihn also 90.4% beim definiten Artikel Dativ Sg. f. auf.

3.3.3 Demonstrativ-, Possessiv-, Indefinitpronomen und Numerale

1. Die PDM ist bei W. Rothmund (1932), S. 38-42 und A. Staedele (1927), S. 13 mit verschiedenen Demonstrativpronomen nachgewiesen: *į dẹmm* 'diesem', *į sẹləm* 'jenem', *į dįsəm* 'dem anderen', *į dẹrigə* / *į sonigə* / *į asįgə* 'solchen (Pl.)', wobei die Bemerkungen über das Auftreten des Dativmarkers beim definiten Artikel auch für die Demonstrativpronomen gelten.

Im SSA-Material ist für das Demonstrativpronomen 42mal die PDM-Variante *in demm* erhoben worden (=23.7%). Außer zwei Orten in der Rheinebene[43] liegen alle östlich des Schwarzwaldkamms; noch weiter im Osten des PDM-Verbreitungsgebiets (im Wesentlichen die Landkreise Konstanz, Tuttlingen, Sigmaringen) ist die Form kaum noch belegt. Im südöstlichen Schwarzwald (Gebiet von Waldshut – Schluchsee – Donaueschingen) ist die PDM beim Demonstrativpronomen praktisch lückenlos belegt.

2. Auch beim Possessivpronomen finden wir zahlreiche Erwähnungen der PDM. Beispiele:

sāg m dīnərɛ šwešdər, si sol…
sag DM deiner:Dsf Schwester siesoll… (E. Beck 1926, S. 244)

drbii hed-er-s ín sinerá Dandá gáá
dabei hat-er-esDM seiner:Dsf Tante gegeben
(H. Noth 1993, S. 369)

Was die Auftretensbedingungen der PDM bei Possessivpronomen betrifft, so sind in den Arbeiten von H. Noth (1993), W. Rothmund (1932) und A. Staedele (1927) keine Abweichungen gegenüber dem definiten Artikel erwähnt.

42 Zum Nullartikel existiert kein Material. Der Befund ist somit nicht im Widerspruch zu H. Noths Aussage.

43 Endingen (Lkr. EM), Oberrimsingen (Lkr. FR).

Im SSA-Material ist die PDM beim Possessivpronomen für 92 Belegorte nachgewiesen, was einem prozentualen Anteil von 52% entspricht. Eine areale Beschränkung ist dabei nicht festzustellen.

3. Verschiedene Indefinitpronomen sind bei W. Rothmund (1932), S. 43-45 aufgeführt: *į jedəm* 'jedem', *į jẹdwẹdərəm* 'jedem von beiden', *į mẹŋgəm* 'manchem', *į aləm* 'allem', *į etlixə* 'einigen', *į nįəmədəm* 'niemandem'. Unflektierbare Indefinita kommen ebenfalls mit Dativmarker vor. Damit können im Alemannischen Indefinita auch in verbregierten Dativpositionen eingesetzt werden, eine Option, die die Standardsprache nicht kennt (standarddeutsch können Indefinita nur in Dativpositionen stehen, die von einer Präposition regiert werden, z. B. *mit nichts*, *von etwas*):

> „Der wem-Fall einiger Fürwörter, der weder durch einen Artikel noch durch eine Endung zu erkennen ist, wird mit *ín* gebraucht. *Dá Dschoobá sihd ín nid sglich* 'diese alte Jacke sieht nichts gleich (sieht nach nichts aus)'. *Was isch, ín was hiilsch noo? In ebis, was düü níd vrschdohsch!* 'Was ist, welcher Sache weinst du nach? – Einer Sache, die du nicht verstehst!'" (H. Noth 1993, S. 368).

Noth (1993), S. 368 macht keine Einschränkungen über das Auftreten des Dativmarkers bei unflektierten Indefinita („wird mit *ín* gebraucht"), dies im Gegensatz zum Artikel oder Possessivpronomen („gerne", „können verstärkt werden").

4. Vielleicht zufälligerweise liegen keine Belege für die PDM beim Numerale vor.

3.3.4 Interrogativpronomen

1. Das Interrogativpronomen 'wem' bildet den Dativ *i wemm*, ohne dass Besonderheiten über die Auftretensbedingungen vermerkt werden (H. Noth 1993, S. 368; W. Rothmund 1932, S. 41; A. Staedele 1927, S. 13). H. Noth gibt im Beispielsatz dazu einmal die Form mit und einmal ohne Dativmarker an[44]:

44 Man kann nur darüber spekulieren, ob da ein systematischer Kontrast dahinter steckt; es würde sich dabei etwa Folgendes ergeben: Beim zweiten Vorkommen von 'wem' steht das Interrogativpronomen isoliert da und realisiert auf der illokutiven Ebene keine Frage, sondern einen Vorwurf; der Sprecher könnte in der Situation genausogut 'ja wie bitte?!', 'um Himmels Willen!' oder Ähnliches äußern – was für das erste, so gesehen pragmatisch weniger markierte Auftreten von 'wem' nicht gilt. Das zweite 'wem' erfüllt im Diskurs also eher die Funktion eines Exklamativs. Die größere intonatorische Prominenz, von der hier ausgegangen werden muss, korreliert mit dem Auftreten des Dativmarkers.

> „*Wám hesch jedz dr Bríáf broochd? – Im Härr Bfaar. – In wám? Ich hab doch gsáid, in dr Lähreri!* 'Wem hast du jetzt den Brief gebracht? – Dem Herrn Pfarrer. – Wem? Ich sagte doch, der Lehrerin!'"
> (H. Noth 1993, S. 368).

Im SSA-Material kommen 36 Orte (=20.3%) vor, wo 'wem' präpositional markiert wird. Das Raumbild entspricht demjenigen für das Demonstrativpronomen recht genau (östlich des Südschwarzwaldes), nur reicht das Verbreitungsgebiet von *i wemm* mit einzelnen Belegen noch etwas weiter nach Osten.

2. Wie die unflektierbaren Indefinita kann auch 'was', ebenfalls unflektiert, den Dativmarker zu sich nehmen. 'Was' kann so auch in verbregierten Dativpositionen vorkommen:

> „Als Besonderheit der Mundart ist zu achten, daß der Nom. Akk. Neutr. [= *wa*, GS] in den Dat. übertragen worden ist; für den fehlenden sächlichen Dativ ist also eine eigene Form geschaffen worden. *į wẹmm* dient zur Bezeichnung von Personen und andern Lebewesen; *į wa* zur Bezeichnung von Sachen: *į wa hä tẹ lųft əso gschadə* (welcher Sache) wem soll dieser Sturm so geschadet haben? *į wa söt au dįə güle nų̈tsə* für was soll diese Jauche nützlich sein. [...] Während die Verbindung von Dat.-Präp. mit *wa* auch in andern MA. vorkommt [...] finde ich die Verwendung von *wa* im reinen Dat. in der mir bekannten Literatur nirgends verzeichnet. Unsere MA. ist im Sinne einer Verallgemeinerung des Dat.-Gebrauchs von *wa* einen Schritt weiter gegangen, bleibt jedoch, da der reine Dativ auch mit einer Präposition gebildet wird, innerhalb des allgemeinen Rahmens" (W. Rothmund 1932, S. 41).

3. Weitere Interrogativpronomen sind: *į weləm* 'welchem', *į wafų̈r* / *į wafų̈rįgə* 'was für (Pl.)' (W. Rothmund 1932, S. 41f). 'Welchen (Kindern)' wird nach dem SSA-Material gleich wie das Demonstrativpronomen und 'wem' nur östlich des Südschwarzwaldes präpositional markiert, abgesehen von vereinzelten Vorkommen in der Oberrheinebene[45]. 59mal kommt die PDM vor (=33.3%).

3.3.5 Personalpronomen

1. Gegenüber allen bisher genannten Determinativen ist der Einsatz des Dativmarkers beim Personalpronomen eingeschränkt. H. Noth (1993), S. 368 schließt für die Region Kaiserstuhl die PDM bei *miír* und *diír* ausdrücklich aus (über andere Formen fehlen Angaben). W. Rothmund (1932), S. 31f klammert den Dativmarker in den Paradigmen der Personalpronomen jeweils ein (ansonsten ist der Dativmarker nirgends eingeklammert). Ausdrücklich weist er darauf hin, dass

45 Endingen, Jechtingen (beide Lkr. EM), Oberrimsingen (Lkr. FR).

die Pronomen über deutlich geschiedene Reihen von Vollformen einerseits und Klitika andererseits verfügen, wobei der Dativmarker bei klitischen Formen ausgeschlossen ist; die Vollformen haben ihn „in den meisten Fällen vor sich“ (S. 32). Welche Fälle das sind, wird nicht weiter verdeutlicht. Die Feststellung wird aber in den Zusammenhang gestellt, dass „die starktonigen Formen [...] je nach dem Nachdruck, den der Sprechende auf sie legt, wiederum verschiedene Betonungsgrade aufweisen können“. Als Beispiele für besonders „nachdrückliche“ Verwendungen im Dativ werden genannt[46]:

> *i̯ hi̯lf i̯ dīr* ‘ich helfe dir’ „wenn zwischen mehreren zu entscheiden war“
> *i̯ dīr hi̯lf i̯* „einem andern nicht“ (W. Rothmund 1932, S. 34)

Das Pronomen trägt jeweils eine diskurspragmatisch markierte Funktion. Im ersten Fall wird von möglichen Alternativen éine festgelegt. Im zweiten Fall steht das fokussierte Pronomen im Gegensatz zu einer Präsupposition, die durch die kontrastive Fokussierung zurückgewiesen wird. Invariantes Merkmal ist in beiden Fällen die exkludierende, Alternativen ausschließende Diskursfunktion. Es wird aus den Ausführungen von W. Rothmund nicht klar, ob diese Diskursfunktion (nur) die Auftretensbedingung für die Vollform ist, oder ob (auch) zwischen der Diskursfunktion und dem Einsatz des Dativmarkers ein kausaler Konnex besteht.

2. In den Aufnahmen des SSA wurde in 27 Orten die PDM bei mindestens einem Personalpronomen genannt (15.25%). Es zeigt sich hier deutlich eine areale Beschränkung auf die südlichsten Gebiete östlich des Schwarzwaldkamms (südlich von Pfaffenweiler bei Villingen). Dabei weisen 10 Orte[47] die PDM bei allen erfragten Pronomen auf (mir, dir, uns, euch). Sonst sind die Verhältnisse unübersichtlich, kein Vorkommenstyp mit PDM nur bei bestimmten Personalpronomen ist eindeutig häufiger zu belegen als andere. Absolut gesehen tritt die PDM beim Personalpronomen 2.Pl. noch am häufigsten auf, 22mal (1./2.Sg. je 18mal, 1.Pl. 15mal).

3.4 Bemerkungen zu Auftretensbedingungen

1. Wenn der Dativ von einer echten Präposition regiert wird, ist die PDM vollkommen ausgeschlossen:

46 Ein Kuriosum ist außerdem die nachdrückliche Wiederholung des Pronomens bei einer Drohung: *glaub mrs nu̜, s gǭtər nǭ mǭl šlęxt i̯ dīr* ‘glaube es mir nur, es geht dir noch einmal schlecht’ (W. Rothmund 1932, S. 34).

47 Möhringen, Gutmadingen (Lkr. TUT), Klengen, Unterbränd, Fützen (Lkr. VS), Gündelwangen, Ewattingen, Ibach b.T., Grafenhausen, Tiefenhäusern, Brenden (Lkr. WT), Rötzelbach, Reiselfingen (Lkr. FR).

> „Den Aussschlag geben südliche Mundarten [...], wo als reiner Dativ („einem Schlingel“) die *i*-haltigen Formen stehen müssen (also eigentlich „ich habs in einem Schlingel gegeben“), während sie nach Verhältniswörtern („vor einem Haus“) nicht stehen dürfen“
> (Badisches Wörterbuch, I, Sp. 645a).

> „Nach Präpositionen fehlt das Kasuszeichen: *u̜ndər də štęgə* ‘unter der Stiege’“ (W. Rothmund 1932, S. 39).

2. Die PDM ist ausgeschlossen bei klitischen Pronomen:

> „Während im Dat. die unbetonten Formen [=Klitika] ohne die Dativ-Partikel *i̯* stehen, haben die Volltonformen *i̯* in den meisten Fällen vor sich“ (W. Rothmund 1932, S. 34).

3. H. Noth (1993), S. 368 gibt an, dass der Dativmarker obligatorisch auftrete, wenn der Kasus sonst morphologisch nicht distinkt markiert ist. Das betrifft zum einen den Nullartikel im Plural (*in Lid* ‘Leuten’), zum anderen unflektierbare Pronomen (*in ebis* ‘etwas:DAT’; *in was* ‘was:DAT’).

4. Ebenfalls obligatorisch sind die i-haltigen fusionalen Formen *i̯m* (vs. *əm* nach Präposition), *i̯mə* (vs. *əmə*), *i̯nərə* (vs. *ərə*) im eigentlichen PDM-Gebiet und teilweise darüber hinaus.

5. In allen anderen Fällen ist die Setzung des Dativmarkers optional:

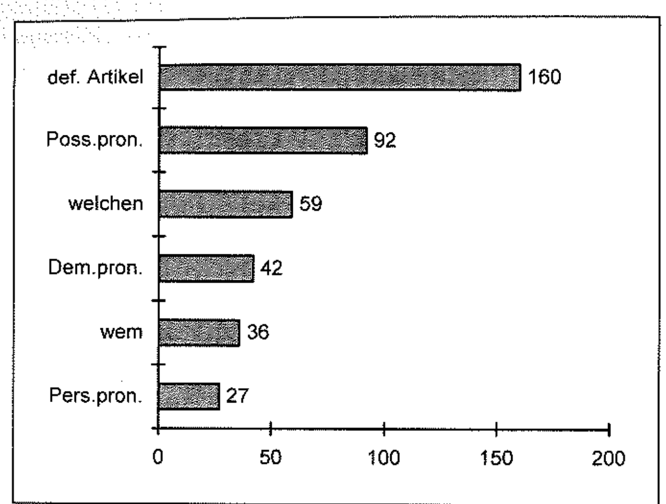
> „Der wem-Fall-Artikel *dr* wird gerne durch *in* verstärkt [...]. Ebenso können auch Fürwörter im wem-Fall durch *in* verstärkt werden“ (H. Noth 1993, S. 368).

> „Danach [nach *im*] lautet der Dativ des Femininums neben *də moddər* auch *i də moddər*“ (A. Staedele 1927, S. 13).

> „Im Dativ [des definiten Artikels] steht in den weitaus meisten Fällen *i̯* als spezielle Dativpartikel“ (W. Rothmund 1932, S. 39).

Die Optionalität der PDM wird bestätigt dadurch, dass in mehreren Fällen die SSA-Informanten die Konstruktion mit „auch“ oder „beides möglich“ kommentierten. (Das betrifft auch das unten skizzierte Kerngebiet.) Auch sind divergierende Meinungen bei mehreren Informanten an einem Ort belegt.

6. Der quantitative und areale Befund aus dem SSA-Material ermöglicht es, weitere Hierarchisierungen vorzunehmen. Absolut kommt die PDM in den verschiedenen abgefragten Vorkommenstypen nicht gleich häufig vor:



Absolute Häufigkeit der PDM im SSA-Material.

Es ist eine deutliche Präferenz für die präpositionale Markierung beim definiten Artikel erkennbar. Verhältnismäßig häufig, aber niemals so konsequent wie beim definiten Artikel wird der Dativmarker auch vor Possessivpronomen eingesetzt. Alle anderen Vorkommenstypen kommen in nur deutlich weniger als der Hälfte derjenigen Orte vor (total 177), in denen die PDM mindestens einmal belegt ist. Dabei ist die PDM bei Personalpronomen am weitesten eingeschränkt, und auch vor dem Interrogativpronomen 'wem' ist nur wenig häufiger der Dativmarker eingesetzt worden (dabei ist die große Nähe zwischen 'wem' und den Personalpronomen nicht weiter erstaunlich: 'wem' ist das Interrogativum zu den Personalpronomen).

Dieser rein quantitative Befund korreliert nun teilweise mit der verschieden weiten arealen Ausbreitung der PDM je Vorkommenstyp. Der definite Artikel hat das weiteste Verbreitungsgebiet, welches somit die Außengrenze der baden-württembergischen PDM-Zone definiert. Die PDM beim Possessivpronomen kommt ebenfalls in diesem ganzen Gebiet vor, allerdings weniger dicht gestreut (abgesehen vom Südosten des Schwarzwaldes, wo sie recht durchgehend nachgewiesen ist). Dagegen sind alle anderen Vorkommenstypen geographisch auf die Zone östlich des Schwarzwaldkamms begrenzt. Beim Demonstrativpronomen zeigt sich zudem eine Häufung im Südostschwarzwald, im Gebiet zwischen dem Schwarzwaldkamm bis an den Hochrhein im Westen, Pfaffenweiler (Lkr. Villingen-Schwenningen) im Norden und Engen (Lkr. Konstanz) im Osten. Genau dies ist auch das Verbreitungsgebiet der PDM bei Personalpronomen, die außerhalb dieser Zone nicht vorkommt.

Die untersuchten Vorkommenstypen lassen sich aufgrund der quantitativen und arealen Beobachtungen in eine Hierarchie abnehmender PDM-Prominenz gliedern:

Fusionale Formen >>
Definiter Artikel >>
Possessivpronomen >>
'welchen', 'wem', Demonstrativpronomen >>
Personalpronomen >>
Klitika

6. Das Badische Wörterbuch (III, Sp. 8b) gibt an, dass die PDM auf Personen beschränkt sei. Gegenevidenz liefern folgende Belege:

> *¡wa hä tę lųft əso gschadə?*
> '(welcher Sache) wem soll dieser Sturm so geschadet haben?'
> (W. Rothmund 1932, S. 41)

> *Was isch, ín was hiilsch noo? In ebis, was düü níd vrschdohsch!*
> 'Was ist, welcher Sache weinst du nach? – Einer Sache, die du nicht verstehst!' (H. Noth 1993, S. 368)

Die offensichtlich fehlerhafte Angabe des Badischen Wörterbuchs ist wohl darin motiviert, dass das prototypische Vorkommen des reinen Dativs das indirekte Objekt ist, der grammatischen Relation also, welche die – im unmarkierten Fall belebten – semantischen Relationen Rezipient und Benefaktiv kodiert. Selbstverständlich kommt deshalb die PDM im Normalfall mit belebten Referenten vor, aber die Kausalität liegt bei den typischen semantischen Eigenschaften des indirekten Objekts und nicht bei der PDM als solcher.

3.5 PDM-prominente Zonen

1. Aus der Verbreitung der verschiedenen PDM-Vorkommenstypen folgt, dass die PDM östlich des Schwarzwaldkamms insgesamt prominenter vertreten ist als westlich davon. Innerhalb des östlichen Gebiets kann eine Kernzone isoliert werden, wo die PDM in allen Vorkommenstypen auftreten kann: das Gebiet im Südosten des Schwarzwaldes, das nördlich bis Pfaffenweiler, östlich bis Engen und im Süden bis an den Hochrhein reicht. Mit dem breiten Verwendungsspektrum der PDM korreliert auch die hohe Belegdichte (jeder Ort im Kerngebiet kennt die PDM, auch solche, wo sie beim Personalpronomen fehlt). Es ist auch dieses Gebiet, wo sich die 10 Orte[48] befinden, in denen bei den SSA-Aufnahmen die PDM bei ausnahmslos allen einschlägigen Fragen eingesetzt worden ist. Der Befund wird zusätzlich durch die Beobachtung gestützt, dass außerhalb dieser

48 Mauenheim (Lkr. TUT), Donaueschingen, Riedböhringen, Pfaffenweiler, Unterbränd (Lkr. VS), Bettmaringen, Ewattingen, Gündelswangen, Ibach, Tiefenhäusern (Lkr. WT).

Kernzone die PDM häufig vom Explorator suggeriert werden musste. Im Kerngebiet ist sie dagegen in den meisten Fällen spontan angegeben worden[49].

2. Im Elsass setzt sich das Verbreitungsgebiet der PDM westlich fort. Die Kernzone im Südostschwarzwald ist aber nicht adjazent zu derjenigen im Mittelelsass (vgl. 2.6). Ob sich die Kernzonen unabhängig voneinander ausgebildet haben oder ob die PDM in einem früheren Stadium in einem wesentlich ausgedehnteren Gebiet konsequenter genutzt wurde, wovon die Kernzonen im Mittelelsass und im Südostschwarzwald nur Reste sind, kann nicht schlüssig beantwortet werden. Für erstere Annahme sprechen Bemerkungen von E. Beyer (1963), die darauf hindeuten, dass die PDM sich im Elsass immer mehr durchsetzt und sich die elsässische PDM-Kernzone erst in jüngerer Zeit ausgebildet habe; am deutlichsten: „L'emploi de *in* dans les formes de datif [der Personalpronomen] [...] résulte de l'extension à la flexion des pronoms personnels d'une innovation survenue dans la déclinaison de l'article défini; il est e n c o r e l i m i t é à un nombre restreint de parlers de la Moyenne-Alsace" (S. 236; Hervorhebung GS). Das Mittelelsass ist weder nach Norden noch nach Süden so isoliert, dass die hohe Prominenz der PDM hier als Relikt interpretiert werden müsste. Zwar kann die eher tiefe Prominenz der PDM in der badischen Oberrheinebene als neuere Entwicklung, möglicherweise unter nördlichem (fränkischem) Einfluss, angesehen werden[50]. Mit der gleichen Argumentation würde man nun aber auch im Mittelelsass eine ähnliche Entwicklung erwarten; dass diese aber nicht eintrifft, deutet darauf hin, dass die hohe Prominenz der PDM im Mittelelsass tatsächlich eine Eigenentwicklung ist. Wenn wir sie in Zusammenhang bringen mit der Sprachsituation im Elsass (keine standardsprachliche Überdachung durch das Deutsche), gibt uns dies möglicherweise ein weiteres Indiz dafür, dass es sich um eine neuere Entwicklung handeln könnte.

3. Wenn es also einige Gründe gibt, die Kernzone im Mittelelsass als Produkt einer (jüngeren) Eigenentwicklung zu betrachten, ist damit noch nicht die Frage beantwortet, ob für die baden-württembergische Kernzone Ähnliches gilt. Sprachgeographisch handelt es sich hier um ein Übergangsgebiet, welches v. a. dadurch strukturiert ist, wie weit nach Süden schwäbischer (also nordöstlicher) Einfluss reicht (H. Klausmann et al. 1997, S. 74ff). Wenn wir die nördliche Begrenzung der PDM-Kernzone in diesen Zusammenhang stellen, ist das ein Argument dafür, dass es sich bei der hohen Prominenz der PDM im Südostschwarzwald um einen (gegenüber den nördlich angrenzenden Gebieten mit tieferer PDM-Prominenz) konservativeren Zustand handelt. Gestützt wird dieser Befund noch dadurch, dass erstens das PDM-Verbreitungsgebiet nach Süden lückenlos weiterreicht, jenseits

49 Bei 'wem' und den Personalpronomen ist die PDM sehr viel seltener suggeriert worden als etwa beim Demonstrativpronomen oder dem bestimmten Artikel. Möglicherweise wäre bei vermehrter Suggestion auch in diesen Fällen noch eine Reihe zusätzlicher Dativzeichen aufgetaucht.

50 Zum fränkischen Einfluss in der Oberrheinebene vgl. z. B. H. Klausmann et al. (1997), S. 61ff.

des Hochrheins in die Schweiz (Kanton Aargau), und zweitens die PDM in den nördlich anschließenden schwäbischen Gebieten nachweisbar aufgegeben worden ist (vgl. 3.6, §3).

4. Die tiefe Prominenz der PDM im Markgräfler Land ist auch im Zusammenhang der ohnehin eher niedrigen Okkurrenz des Dativmarkers in der Oberrheinebene auffällig. Ganz parallel verhält sich aber der Sundgau auf der elsässischen Seite und, wie wir noch sehen werden, auch Basel in der Schweiz. Das Dreiländereck um Basel bildet somit eine Zone mit geringem Vorkommen der PDM. Die PDM ist im Einflussbereich der großen Städte in der Schweiz (Zürich, Basel, Bern) generell sehr wenig vertreten, und das gilt, in Bezug auf Basel, auch über die Landesgrenzen hinaus.

3.6 Bemerkungen zu Entstehung und Alter der PDM

1. Zur E n t s t e h u n g: Mit E. Beyers (1963) Hypothese, die PDM sei aus der Reanalyse der Artikelformen *im* 'dem', *imə* 'einem' und *inərə* 'einer' entstanden, sind Bemerkungen von W. Rothmund (1932) und weniger explizit auch A. Staedele (1927) vereinbar. W. Rothmund (1932), S. 39 nennt als „möglichen Ausgangspunkt" der Entwicklung die lautlich abgeschwächte Form von *dem*, die „unter Vermischung mit der Präposition *in* auf die andern Genera und den Pl. übertragen" worden sei, weist aber dezidiert darauf hin, dass „der Zusammenhang der heutigen Partikel mit ihrem möglichen Ausgangspunkt sich schon frühzeitig gelöst" haben muss.

Implizit nimmt auch A. Staedele (1927), S. 13 an, dass der Ausgangspunkt bei der Form *im* 'dem' liegt:

> „Der Dativ 'dem' erscheint als *m* und fällt mit *m* 'ihm' zusammen, das aber bei der leisesten Betontheit als *im* erscheint [...], ebenso beim Artikel: *i sag s im lērər*. Danach lautet der Dativ des Femininums neben *də moddər* auch *i də moddər*" (A. Staedele 1927, S. 13).

Das heißt, der definite Artikel Dativ Sg. m. verfügt über eine abgeschwächte Form *m* und eine vollere Form *im*. In Analogie zu diesem Kontrast („danach") – bezeichnen wir ihn als [–*I*] vs. [+*I*] – kommt der Dativmarker auch bei anderen Formen vor[51].

2. Einen ganz anderen Weg schlagen das Schwäbische Wörterbuch und das Badische Wörterbuch ein:

51 In einer noch weiter gehenden Auslegung der Stelle A. Staedele (1927), S. 13 kann man [+*I*] korrelieren lassen mit höherer prosodischer Prominenz („leiseste Betontheit"). Die Analogie („danach lautet") des Femininums *i də* zum Maskulinum *im* würde dann implizieren, dass *i də* (vs. *də*) die Form ist, die bei höherer prosodischer Prominenz eingesetzt wird.

> „Die Formen des Dat.Sg.masc. *ęm*, *(ə)m*, südl. *im* sind aus dem Pron.pers. = „ihm" übtr.; es ist also auszugehen von Fällen wie: ‚Mit ihme, M., … zů wörtlen' aug chr. 7, 208; ‚Steht Dr. U. vor ihme L.' XVI/Dienerbuch 36; ‚Sollte er ihme Hirten einen Zelten … bachen' NdlBald.XVII/ Wsth. 6, 277, wo das betr. Nomen stets Apposition zum Pron. pers. ist; die südl. (ebenso schweiz.) Form *im* lässt eine Erkl. aus „dem" gar nicht zu. Ebenso ist Dat. Sg. fem. *-rə* ries, *ər* URNeuh. nicht aus „der", wohl aber aus dem Pron. pers. mhd. *ir(e)*, ahd. *iro*, abzuleiten"
> (Schwäbisches Wörterbuch, VI/2, Sp. 1735).

> „Dieses *im* ist nicht einfach aus *əm* entwickelt, sondern mind. vom Standpunkt der Gegenwart eine Zusammensetzung aus *i(n)* + *(d)əm*; geschichtlich hat vielleicht *ihm* mitgewirkt aus Sätzen wie: ich habs ihm, (dem) Müller, gegeben" (Badisches Wörterbuch, I, 463a).

Die Form *im* des definiten Artikels Dativ Sg. m. wird also auf das gleichlautende Personalpronomen zurückgeführt. Diese Annahme löst das Problem der Herkunft des *i*-Vokalismus, das sich stellt, wenn man von einer Entwicklung *dëm* > *əm* > *im* ausgeht. Dafür tauchen neue, unerwünschte Probleme auf: Warum erscheint nicht auch eine Form des definiten Artikels Dativ Sg. f. *ir*/*ər* (aus *ir* = Personalpronomen)? Warum wird bei der postulierten Apposition *ihme Hirten* der Artikel ausgespart? Die Appositionshypothese gewänne an Plausibilität, wenn auch Belege für 'ihm, d e m Müller' auftauchen würden. Solche werden aber nicht angeführt. Das Fehlen des Artikels deutet vielmehr darauf hin, dass in 'ihme Hirten' die Form *ihme* tatsächlich in der Artikelposition steht. Dazu müsste die Form aber bereits in dieser „appositiven" Verwendung als Artikel reanalysiert sein. Wenn stimmt, dass *ihme* in der Artikelposition steht, dann kehrt sich die Kausalität gerade um: Es entstehen zunächst – auf welchem Weg auch immer – Artikelformen des Typs *im*. Diese dialektale Form wird sporadisch von den Schreibern mit dem Personalpronomen 3.Sg.m. identifiziert und so notiert. D. h., die Entwicklung von *im*-Formen geht der Identifikation dieser Formen mit dem Pronomen voran, und nicht umgekehrt.

Außerdem ist festzuhalten, dass auch diese Hypothese mit Reanalyse arbeiten muss: Die als Artikel verwendete Form *im* muss als Amalgam aus Dativmarker und Artikel reanalysiert werden, damit in Analogie dazu *i də* usw. gebildet werden können.

3. Über das A l t e r der PDM liegt in keiner der Arbeiten eine Angabe vor. Man könnte die im Schwäbischen Wörterbuch angeführten Belege entgegen der Intention der Bearbeiter als frühe Belege der PDM verwenden: Eine Schreibung 'ihme Hirten' kann erst ab dem Zeitpunkt auftreten, wo sich *im* als Artikelform durchgesetzt hat. Allerdings ist *im* als fusionale Form kein taugliches Mittel zur Diagnose der PDM (ihr Vorliegen ermöglicht keine Voraussage darüber, ob der Dativmarker auch bei anderen Formen vorkommt).

Einen indirekten Hinweis liefert der sathmarschwäbische Dialekt von Hamroth (heutiges Rumänien), wo die PDM bezeugt ist (z. B. *i wiäm* 'wem'; Gehl 1999, S. 189; auch das Schwäbische Wörterbuch, IV, Sp. 3 gibt einen Hinweis). P. Wiesinger (1983a), S. 921 gibt an, dass in dieses Gebiet „der Einzug von Württembergern hauptsächlich aus dem Gebiet zwischen Bodensee, Donau und Iller […] zwischen 1712 und 1784" erfolgt sei. Die Einwanderer müssen die PDM bereits aus dem Herkunftsdialekt kennen, woraus zu schließen ist, dass die PDM dort mindestens ins 18. Jahrhundert zurückdatiert werden kann. Dies ist vereinbar mit einer weiteren Überlegung: Es ist unwahrscheinlich, dass die PDM im Elsass und in Südwestdeutschland jeweils unabhängig entstanden ist. Wenn aber beide Gebiete die PDM als gemeinsame Innovation entwickelt haben, muss das zu einer Zeit gewesen sein, zu der ein dialektales Kontinuum von Baden ins Elsass bestanden hat.

Der Herkunftsdialekt der Sathmarschwaben in Hamroth kann gut lokalisiert werden. Es handelt sich nach H. Gehl (1999), S. 207 um eine recht autenthisch erhaltene oberschwäbische Mundart (P. Wiesinger: „südostschwäbisch"), also einen Dialekt aus dem von P. Wiesinger umrissenen Gebiet. In Oberschwaben kann die PDM aber aufgrund des SSA-Materials nicht (mehr) nachgewiesen werden. Der sathmarschwäbische Dialekt von Hamroth liefert die einzige Evidenz für die PDM im Oberschwäbischen. Ich schließe daraus, dass die PDM im Oberschwäbischen zur Zeit der Emigration der Sathmarschwaben im 18. Jahrhundert noch vorgekommen ist, später aber aufgegeben worden ist.

Diese Hypothese deckt sich mit weiteren Beobachtungen zum Schwäbischen. Das Schwäbische Wörterbuch gibt folgende Belege zur PDM aus Tübingen und Reutlingen, Orten, die recht weit außerhalb des heutigen (am SSA-Material nachgewiesenen) Verbreitungsgebiets der PDM liegen:

> *endę* 'der' [def. Art. Dat. Sg. f.] Reutlingen
> (Schwäbisches Wörterbuch, II, Sp. 155)
>
> *er hat's in mir gesagt* Tübingen
> (Schwäbisches Wörterbuch, IV, Sp. 31)
>
> *das ist in der Marie ihr Buch* Reutlingen
> (Schwäbisches Wörterbuch, IV, Sp. 31)

Dazu wird vermerkt: „Kann weiter verbr. sein oder gewesen sein" (Schwäbisches Wörterbuch, IV, Sp. 31). Es ist gut möglich, dass das Verbreitungsgebiet der PDM einmal einiges größer war als heute und sich bis weit ins Schwäbische hinein erstreckte. Im Schwäbischen muss die PDM dann aufgegeben worden sein, wodurch sich die PDM-Zone auf den heutigen Umfang verkleinerte. Die Nordostgrenze der heutigen PDM-Zone deckt sich recht genau mit der ehemaligen württembergischen Landesgrenze. K. Bohnenberger (1953), S. 179 bezeichnet das württembergische Territorium als ein „Bindeglied nach Norden" und eine „Schranke nach Süden". Das Territorium reichte schon früh (Erwerbungen seit

dem 14. Jahrhundert) deutlich über die alemannisch-fränkische Sprachgrenze hinaus nach Norden, so dass „dieses Herrschaftsgebiet fränkischen Sprachformen den Übertritt auf schwäbischen Boden in besonderem Maße erleichtern“ konnte. Die Aufgabe der PDM im Schwäbischen kann vor diesem Hintergrund als eine Innovation gesehen werden, die durch die verhältnismäßig große Offenheit nach Norden zum Fränkischen hin motiviert oder begünstigt ist, wo die PDM gar nicht vorkommt.

Wenn also nördlicher (fränkischer) Einfluss die Aufgabe der PDM begünstigt hat, dann kann der Norden schlecht als die Himmelsrichtung in Frage kommen, von wo aus die PDM nach Baden-Württemberg gelangt ist. Umgekehrt gibt es kein Indiz dafür, dass südliche Beeinflussung mit der Aufgabe der PDM in Zusammenhang gebracht werden kann. Sie hat sich deshalb mit einiger Wahrscheinlichkeit von Süden her in das Gebiet verbreitet (und sich im Schwäbischen vielleicht gar nie so weit gefestigt, dass sie nicht auch wieder hätte aufgegeben werden können).

4. Es gibt weitere Hinweise, dass die PDM in Baden-Württemberg – im Gegensatz zum Elsass – eine generell rezessive Erscheinung ist, jetzt abgesehen von der vermutlich ehemals größeren arealen Verbreitung der Konstruktion. In einigen für den SSA erhobenen Orten[52] kennen die Gewährspersonen den Dativmarker nur noch als Erinnerungsform und/oder kommentieren, die Form sei früher so gesagt worden[53]. Der Kontrast zwischen dem Elsass und Baden-Württemberg korreliert mit der grundsätzlich verschiedenen Sprachsituation.

52 Offenburg, Ettenheimmünster (Lkr. OG), Flötzingen (Lkr. RW), Göggingen (Lkr. SIG); vgl. auch folgende Fußnote.

53 „früher gesagt“ (Tegernau, LOE); „früher das *i* immer gesagt“ (Büsingen, KN).

4 Deutschschweiz und Walser Sprachinseln

4.1 Überblick

1. In der Deutschschweiz ist die PDM in zahlreichen Quellen nachgewiesen. Nur schon im Idiotikon finden sich zahlreiche Nennungen[54], aber auch kleinere Wörterbücher[55] von einzelnen Dialekten registrieren die PDM. Das gilt auch für die erste umfassende grammatische Darstellung der schweizerdeutschen Dialekte, Stalder 1819[56]. Daneben wird in vielen der „Beiträge zur Schweizerdeutschen Grammatik“ [57] aus Anfang des 20. Jahrhunderts (und weiteren älteren Arbeiten)[58] die PDM mehr oder weniger ausführlich angesprochen. Auch neueren grammatischen Beschreibungen einzelner Dialekte[59] sind Angaben zur PDM zu entnehmen.

2. Im Sprachatlas der deutschen Schweiz SDS ist zwar keine eigene Karte zur PDM abgedruckt, die Konstruktion wird aber mehrfach erwähnt und ihr Verbreitungsgebiet mit Ortslisten[60] angegeben. Die Durchsicht der handschriftlichen Aufnahmeprotokolle[61] und des Spontanmaterials förderte noch weitere Orte und genauere Erkenntnisse über die interne Verteilung der PDM zutage. Von den insgesamt 573 Aufnahmeorten kann für 192 die PDM mindestens einmal nachgewiesen werden.

3. Derzeit (1.1.2000-31.12.2002, verlängert bis 31.12.2005) läuft in Zürich ein Forschungsprojekt zur Dialektsyntax des Schweizerdeutschen[62], in welchem rund

54 Idiotikon, I, Sp. 255 (‘an’); I, Sp. 290 (‘in’); XIII, Sp. 1029-1030 (‘dër’ als Demonstrativpronomen); XIII, Sp. 1123-1127 (‘dër’ als definiter Artikel) und XIII, Sp. 1189f (Bemerkungen zur Entstehung der PDM).

55 J. Hunziker (1877) für den Kanton Aargau: S. 47f (‘dëi’, Demonstrativpronomen), S. 49f (‘der’, Demonstrativpronomen und definiter Artikel), S. 70f (‘en’, indefiniter Artikel), S. 139 (Präposition ‘in’), S. 314 (‘zwé’, Numerale). G. A. Seiler (1879), S. 345 für Basel (grammatische Skizze im Anhang).

56 F. J. Stalder (1819), S. 75-83.

57 H. Baumgartner (o. J.), S. 147 für das Berner Seeland; J. Berger (1913), S. 115f für das St. Galler Rheintal; W. Clauss (1929), S. 174, 189 für Uri; F. Enderlin (o. J.), S. 96 für Kesswil im Kanton Thurgau; W. Henzen (1927), S. 180, 194 für Freiburg; R. Hotzenköcherle (1934), S. 433 für Mutten im Kanton Graubünden; K. Schmid (1915), S. 164 für Entlebuch im Kanton Luzern; C. Streiff (1915), S. 56, 68 für Glarus; K. Stucki (1917), S. 253 für Jaun im Kanton Freiburg; J. Vetsch (1910), S. 137f für Appenzell; G. Wanner (1941), S. 160, 170, 176 für Schaffhausen; A. Weber (1923), S. 173 für das Zürcher Oberland.

58 G. Binz (1888), S. 32 für Basel; J. Winteler (1876), S. 168f für Kerenzen im Kanton Glarus.

59 H. Bäbler (1949), S. 31 für Glarus; H. Bossard (1962), S. 45, 64-75 für Zug; L. Fischer (1960), S. 185-190, 205-251, 320-323, 342-345, 381 für Luzern; W. Hodler (1969), S. 455-457 für Bern; W. Marti (1985), S. 78f für Bern; A. Weber (1964), S. 102-105 für Zürich.

60 SDS, III, Karten 220:1c (PDM beim Possessivpronomen), 222iii (‘wem’), 222iv (allg., zu verschiedenen Fragebuchsätzen: 135.9 „diesen Tierchen geht es im Winter schlecht“; 200.5-8 „er sagt es mir / dir / uns / euch“; 209.4 „wem?“ 209.6 „ich sage es deinem Vater“).

61 Ich danke Rudolf Trüb, Zürich, für die großzügige Unterstützung bei der Durchsicht des Materials und insbesondere für die aufgewendete Geduld, stenografische Notizen für mich aufzulösen.

62 Zu Design und Methodik des Projekts SNF 1114-057121 vgl. C. Bucheli / E. Glaser (2002).

2500 Informanten an 340 Ortspunkten schriftlich (und vereinzelt mündlich) befragt werden, mit dem Ziel, ein Atlaswerk zur Raumstruktur der Syntax zu erstellen. Zum Zeitpunkt des Verfassens der vorliegenden Arbeit liegen Daten aus drei Fragen zur PDM vor. Die provisorischen Resultate geben über die aktuellste areale Verteilung der PDM in der Deutschschweiz Auskunft und können nun mit den Daten des SDS verglichen werden.

4. Auf der Grundlage von allem geprüften Material kann das Verbreitungsgebiet der PDM in der Deutschschweiz folgendermaßen skizziert werden. Die PDM tritt in einer fast überall zusammenhängenden, intern aber keineswegs einheitlichen Zone auf. Mit großer Konsequenz ist die Konstruktion in der gesamten Zentralschweiz belegt (Kantone Glarus, Luzern, Schwyz, Uri, Ob- und Nidwalden, Zug). Nördlich und nordwestlich daran anschließend setzt sich das Verbreitungsgebiet in den Kantonen Aargau und Solothurn[63] fort, wenn auch nicht ganz in der gleichen Geschlossenheit. Die PDM kommt auch in angrenzenden bernischen Gebieten (Oberaargau) vor. Im Norden reicht das Verbreitungsgebiet an den Hochrhein, wo es sich im angrenzenden Südschwarzwald fortsetzt. Über südbadisches Gebiet besteht somit areale Kontinuität zum Kanton Schaffhausen, wo die PDM ebenfalls gehäuft auftritt. Während die PDM im Westen recht abrupt an den Kantonsgrenzen zu Basel und Bern Halt macht (nur im Oberaargau, d. h. im Nordosten von Bern, an Solothurn grenzend, kommt die PDM noch vor), lässt die Belegdichte im Nordosten des Verbreitungsgebiets kontinuierlich nach; v. a. im Toggenburg, vereinzelt aber auch bis nach Appenzell kann die PDM nachgewiesen werden. Im Kanton Zürich kommt sie nur ganz sporadisch vor. Völlig vom übrigen Gebiet abgetrennt ist die PDM schließlich im Kanton Freiburg anzutreffen.

5. In den Walser Sprachinseln im Piemont kommen ebenfalls präpositionale Kodierungen des indirekten Objekts vor, deren Status (ererbte „normalalemannische" PDM oder Eigenentwicklung unter Sprachkontakt) unter 4.7 diskutiert wird.

4.2 Lautform und kategorialer Status des Dativmarkers

1. Anders als in den übrigen PDM-Gebieten im alemannischen Raum gibt es in der Deutschschweiz eine größere zusammenhängende Zone mit *an* als Dativmarker. Es handelt sich dabei um den südöstlichen Teil des Verbreitungsgebiets der PDM, also um Uri, Glarus und die südlichen Teile von Obwalden und Schwyz. Der *in*-Typ herrscht vor im westlichen und nördlichen Teil des Verbreitungsgebiets, also in den Kantonen Luzern, Aargau, Solothurn, Schaffhausen und punktuell Thurgau. In einer Übergangszone in der Zentralschweiz kommen *in* und *an* bisweilen nebeneinander vor. *in* in Nidwalden steht *an* in Obwalden gegenüber (abgesehen vom unteren Teil näher bei Luzern). In Schwyz ist *an* auf den

63 Kanton Solothurn nur südlich des Kettenjuras.

alpineren Teil im Südwesten beschränkt (Alpthal, Oberiberg, Muotathal); das Gebiet vom Kantonshauptort zum Zuger- und zum Vierwaldstättersee hin zeigt *in* und *an* nebeneinander, und Außerschwyz (nördlicher Kantonsteil, zum oberen Zürichsee hin) nur *in*. Überhaupt kommt der *in*-Typ um den ganzen Vierwaldstättersee vor, während *an* eher auf die südlich und östlich anschließenden Täler beschränkt ist. Zwischen diesen Tälern bestehen z. T. keine direkten Verbindungswege. Möglicherweise reflektiert dieses Bild ein ehemals größeres Verbreitungsgebiet von *an* in der Zentralschweiz, in welchem sich dann teilweise das luzernische *in* durchsetzen konnte. *in* hätte sich dann von Luzern aus um den Vierwadstättersee und weiter nach Nordwesten, sporadisch bis über den oberen Zürichsee hinaus ausgebreitet. Schwerer zugängliche alpinere Gegenden sind davon nicht betroffen.

Von der übrigen *an*-Zone isoliert kommt *an* im bernischen Oberaargau vor. *an* ist auch im übrigen Bernbiet die präferierte Form, sofern die PDM überhaupt eingesetzt wird[64]. Somit stimmen die Verhältnisse im Oberaargau mit dem angrenzenden Aargau, Luzern und Solothurn (aber nicht Bern) insofern überein, als die PDM hier überhaupt gut etabliert ist; mit Bern (aber nicht Aargau, Luzern und Solothurn), als *an* als Dativmarker eingesetzt wird.

Im Kanton Freiburg dominiert der *in*-Typ, weitab vom übrigen *in*-Gebiet. Eine Erklärung für die außergewöhnliche Situation wird unten (4.5.5) vorgeschlagen.

Insgesamt zeigt sich in der Deutschschweiz ein Ost-West-Gegensatz zwischen westlichem *in* und östlichem *an*, aber nur, wenn man sich auf die Gebiete beschränkt, in denen die PDM großflächig belegt werden kann, d. h., unter Ausschluss der Kantone Bern und Zürich. Wenn man aber berücksichtigt, dass in Bern und Zürich, wenn überhaupt, dann *an* als Dativmarker vorkommt[65], ergibt sich eine Dreiteilung: Westen (*an*: Bern), Mitte (*in*: Schaffhausen, Aargau und Teile der Zentralschweiz) und Osten (*an*: Zürich und Teile der Zentral- und Nordostschweiz).

2. Die genaue phonetische Ausprägung des Typus *in* liegt nahezu überall bei einem offenen [ɪ]; geschlossenes [i] tritt nur in den Kantonen Schaffhausen und Thurgau auf. Die (lautgesetzliche) Senkung von mhd. *i* zu [ẹ] ist ein besonders auffälliges Merkmal in der Phonologie des Luzerndeutschen:

> „Mehr oder weniger gesenkte i, u, ü kommen auch in manch anderen Schweizer Mundarten vor, so außer im Rg. [=Rigigebiet] und Eb. [=Entlebuch] im benachbarten Süd- und Oberaargau, ebenso im Emmental. Im Luzerner Gäu ist aber i, u, ü mit wenigen Ausnahmen völlig zu e, o, ö gesenkt" (L. Fischer 1960, S. 118).

64 Vgl. die bei W. Hodler (1969), S. 456f aufgeführten Belege.

65 Zu Bern vgl. vorangehende Fußnote. Zu Zürich vgl. die Angaben bei A. Weber (1923), S. 173 und A. Weber (1964), S. 102, nach denen *an* eindeutig dominiert, wenn auch *in* sporadisch ebenfalls vorkommt. Das Material des Zürcher Projekts zur Dialektsyntax sowie unzählige eigene Hörbeobachtungen bestätigen den Befund.

Diese lautliche Besonderheit betrifft natürlich auch das Dativzeichen, das von L. Fischer (1960), S. 185 mit <*e*> wiedergegeben wird, vgl. <*Si ged e de Chende z ässe*> 'sie gibt den Kindern zu essen'.

3. Für den *an*-Typus finden sich im SDS-Material neben den Transkriptionen <*a*>, <*ą*> auch <*æ*> oder <*ə*>, v. a. in Schwyz und Glarus, vgl. etwa <*əmı̄r*> (Bilten, Kt. Glarus) oder <*æmı̄r*> (Luchsingen, Kt. Glarus); auch für Appenzell und das St. Galler Rheintal gibt das Idiotikon (XIII, Sp. 1122f) <*ä*ⁿ>, <*ę̥*ⁿ> an. Es stellt sich hier die Frage, ob das Dativzeichen mit der echten Präposition 'an' überhaupt noch gleichlautend ist. Die Bemerkungen in den Monographien weisen aber übereinstimmend in diese Richtung. Sie identifizieren das Dativzeichen jeweils explizit mit der echten Präposition 'an' und und analysieren es als deren lautlich abgeschwächte Ausprägung in vortoniger Stellung. Gestützt wird die Argumentation dadurch, dass echtes 'an' in anderen (z. B. temporalen, lokalen) Verwendungen ebenfalls in einer lautlich abgeschwächten Ausprägung vorkommt, die mit dem Dativmarker homophon ist; vgl.:

> „Mhd. *an* wird nur beim langsamen Reden als *a* ausgesprochen; sonst ist es geschwächt zu *ə*; z. B. *ə demm ā*, an diesem an [...]. Mit dem Dat. des best. Artikels verschmilzt es zu *am*, bzw. *əm*, z. B. *əm mɔrgə* am Morgen" (J. Vetsch 1910, S. 125; Appenzell).

> „Das im Dat. in den unbetonten Formen [des Demonstrativpronomens] meist vorgesetzte *ə* ist die Reduktionsform von *a* 'an'" (J. Vetsch 1910, S. 138; Appenzell).

> „Nhd. 'an' erscheint in vortoniger Stellung als *æ(n)* : *æ dər mūr* [...]. 'an' dient auch regelmäßig und allgemein zur Umschreibung des Dativs: *ər hæts æ mīr kī* er hat es mir gegeben" (C. Streiff 1915, S. 56; Glarus).

Dass in Glarus offenbar nur diese lautlich abgeschwächte Ausprägung von 'an' als Dativmarker zulässig ist, zeigt sich daran, dass die Glarner Informanten des Zürcher Projekts zur Dialektsyntax den Dativmarker konsequent mit <*ä*> (und nicht <*a*>) schriftlich wiedergeben.

Insgesamt gilt somit auch für die Deutschschweiz, dass der Dativmarker entweder mit der echten Präposition *in* oder *an* lautlich übereinstimmt (mit der Einschränkung, dass, wenn von *an* eine schwachtonige Variante zur Verfügung steht, nur diese als Dativmarker eingesetzt wird).

4. Was den kategorialen Status des Dativmarkers betrifft, so wird er überwiegend als Präposition bezeichnet[66] und mit den echten Präpositionen 'in' bzw. 'an' identifiziert. Das zeigt sich auch in der Lemmatisierung der Wörterbücher, wo der Dativmarker jeweils im Artikel zur jeweiligen gleichlautenden Präposition genannt wird. W. Henzen (1927), S. 180 für Freiburg und K. Stucki (1917), S. 278 für Jaun sprechen von „Präfigierung", und O. Uhlinger (1983), S. 45 nennt den Dativmarker in Schaffhausen eine „Vorsilbe".

4.3 Vorkommenstypen

4.3.1 Fusionale Formen

1. Vom definiten Artikel Dativ Sg. m. kommen in der Deutschschweiz vier Typen vor: *im*, *am*, *əm* und *dəm* (vgl. SDS, III, Karte 140).

Der dental anlautende Typ *dəm* u. ä. ist ganz sicher nicht homophon mit fusionalen Morphen aus 'an' bzw. 'in' und Artikel. Er ist v. a. im Höchstalemannischen vertreten: im Wallis (*dum*), in den Walserorten in Graubünden, im Berner Oberland und im Kanton Freiburg[67]. Auf Karte III, 140 des SDS ist er auch in den nicht-walserischen Bündner Orten, im St. Galler Oberland und überraschend häufig auch im Kanton Zürich eingezeichnet. Die Form kommt außerdem ganz sporadisch in Obwalden[68], im Berner Mittelland[69], im Aargau[70] und in der Nordostschweiz[71] vor. Den einschlägigen grammatischen Darstellungen ist zu entnehmen, dass außerhalb des Wallis[72] der anlautende Dental in postpräpositionaler Enklise ausgestoßen wird, z. B. Obersaxen (Graubünden): *üs əm gārtə* 'aus dem Garten' (L. Brun 1918, S. 166). Für Mutten (Graubünden) merkt R. Hotzenköcherle (1934), S. 433 an, dass auch bei reinem (d. h. Objekts-) Dativ neben *dəm* die dentallosen Formen *əm*/*am* vorkommen. Die große Häufigkeit der dental anlautenden Form im Kanton Zürich ist aus aktueller Sicht erstaunlich (der Verfasser lebt und kommuniziert seit Geburt in Zürich bzw. Umgebung und hat die Form noch nie gehört!). A. Weber (1923), S. 172 führt sie im Artikelparadigma auf, erwähnt sie aber in seiner zürichdeutschen Grammatik (erstmals 1948) nicht mehr. Für die ganze Deutschschweiz bezeichnet F. J. Stalder (1819), S. 75 die dental anlautende Form *dem* noch als „beinahe allgemein sprach-

---

66 „Der Dat. hat die Präpos. *e* [...] vor sich: *E säg es em Vatter*" (L. Fischer 1960, S. 185); „Umschreibung des Dativs mit den Präpositionen *an* oder *in*" (W. Hodler 1969, S. 455); „Gelegentlich tritt zur Verstärkung des Dativs bei den Fem. Sg. und Pl. aller Geschlechter die Präposition *a* hinzu" (W. Marti 1985, S. 78); „präpositional umschrieben" (R. Meyer 1967, S. 53f); „mit der Präposition *ı* 'in' gebildet" (K. Schmid 1915, S. 167); „Zur Bildung des Dativs wird häufig die Präposition 'in' verwendet" (G. Wanner 1941, S. 160).

67 In Jaun kommt die dental anlautende Form nur noch in festen Wendungen vor wie z. B. *am frittək təm mɔrgə* 'am Freitagmorgen' (K. Stucki 1917, S. 283).

68 Lungern; pers. Mitteilung von Karl Imfeld, Kerns.

69 Bern Stadt und Lauperswil; außerdem Ligerz am Bielersee.

70 Brugg und Hägglingen.

71 Berneck, Krinau (Kt. St. Gallen); Heiden, Oberegg, Walzenhausen (Kt. Appenzell Außerroden).

72 Im Wallis wird der Dental meist auch nach Präposition nicht ausgestoßen: „Viel seltener als in der Zürcher Mundart fällt das *d* weg; Formen wie *us um hūs* statt *us dum hūs* 'aus dem Hause' sind selten" (Visperterminen; E. Wipf 1910, S. 142)

üblich"[73]. Diese Beobachtungen deuten darauf hin, dass die Entwicklung weg vom dental anlautenden Artikel einigermaßen rezent ist und nur die konservativen höchstalemannischen Mundarten[74] nicht erfasst hat (es gibt aber Hinweise, die eine differenziertere Sicht auf dieses Problem nahe legen, vgl. 4.5.3, §3).

Die dentallosen Formen *im*, *am* und *əm* verteilen sich grundsätzlich wie oben (4.2, §1) angegeben: Im Westen und Osten *am*, dazwischen (v. a. Aargau und Luzern) *im*. *əm* kann im östlichen PDM-Gebiet (Glarus, Uri, z. T. St. Gallen und Appenzell) als Ausprägung des *an*-Typs angesehen werden. Außerhalb der Zone, wo die PDM zweifelsfrei, d. h. auch außerhalb von fusionalen Formen vorkommt, also etwa im Thurgau oder Kanton Zürich, gibt es m. E. keinen Anlass, *əm* als fusionales Morph aus Dativmarker und Artikel zu analysieren. Für *im* und *am* außerhalb der PDM-Zone gelten die gleichen grundsätzlichen Bedenken, wie sie schon bei der Besprechung der fusionalen Formen im Elsass aufgetreten sind (2.4.1): Dafür, dass z. B. in *am* der Dativmarker (*a*) involviert ist, spricht, dass *a*-Vokalismus ausgeschlossen ist, wenn der Artikel auf eine (echte) Präposition folgt[75]. Andererseits kann *am* ebensogut einfach das nicht-präpositionale Allomorph des Artikels sein, dem ein postpräpositionales Allomorph *əm* gegenübersteht. Den unklaren Status von *am* in einem Dialekt, wo sonst keine PDM vorkommt (Mutten, Graubünden), spricht R. Hotzenköcherle (1934) explizit an:

> „Bei reinem Dat. wechselt *dəm* mit häufigerm *əm/am*, wobei für letzteres nicht in allen Fällen deutlich ist, ob die mit der Präp. 'an' umschriebene Form [...] oder eine tonschwache Vertretung derselben oder das reine Demonstr. [gemeint ist das althochdeutsche Demonstrativpronomen, rezent also der definite Artikel, GS] vorliegt" (R. Hotzenköcherle 1934, S. 433).

Dagegen werden bei der Besprechung von PDM-Dialekten die Formen *am* und *im* bisweilen ausdrücklich als fusional bezeichnet, z. B.:

> „Dieser letztere Dativ [=*im*] des männlichen und sächlichen Geschlechts der Einzahl ist nichts anders denn das mit dem Wemfall des bestimmten Artikels verschmolzene Vorwörtchen *in*, wie z. B. *er heds im Aetti ggäh*, er hat es dem Vater (gleichsam *in dem* oder verschrumpft *im Vater*) gegeben" (F. J. Stalder 1819, S. 79f).

73 Die Form ist ausdrücklich als „bestimmtes Geschlechtswort" im Deklinationsschema der Substantive und nicht etwa als Demonstrativpronomen aufgeführt; spätere Darstellungen in der BSG-Tradition (Beiträge zur schweizerdeutschen Grammatik) behandeln den Artikel leider meist historisierend als „unbetontes Demonstrativpronomen".

74 Auch da gibt es natürlich Ausnahmen. Im Lötschental (Kanton Wallis) lautet die Dativform in freier Verwendung *im* bzw. *m̥*, wie ich in Feldarbeit im Juni 2001 feststellen konnte (vgl. außerdem SDS, III, Karte 140). Eine dentallose Form gibt es auch im (vom Nominativ *dr̥* distinkten) Akkusativ Sg. m.: *in* (in – anscheindend – freier Variation mit *di* !).

75 Vgl. z. B. A. Weber (1964), S. 102 für Zürich: „Nach Präpositionen gelten allgemein nur *em* und *der*: *mit em Vatter, vo der Mueter*" (vs. *em/am/im Vatter, (a/i) der Mueter*).

2. Beim indefiniten Artikel Dativ Sg. m. sind die Verhältnisse insofern komplizierter, als hier zwei formale (a–b) und zwei distributionelle (c–d) Parameter interagieren (und natürlich areal variieren):

(a) Vokalismus: *a* bzw. *i* vs. *ə*
(b) Silbenzahl: dreisilbig vs. zweisilbig
(c) freie Verwendung vs. postpräpositional
(d) nach konsonantisch vs. nach vokalisch auslautender Präposition

Die hauptsächlich vertretenen Exponenten sind: *amə*, *imə*, *əmə*, *amənə*, *imənə*, *əmənə*. Zum Vokalismus gilt das zum definiten Artikel *am* / *im* / *əm* Gesagte: *a*- oder *i*-Vokalismus kommt nur in freier Verwendung, nie nach Präposition vor.

Drei- vs. zweisilbige Formen verteilen sich im Allgemeinen ebenfalls danach, ob die Form nach Präposition steht oder nicht. In freier Verwendung dominieren die dreisilbigen Formen: *əmənə*, *imənə*, *əmənə*. Nach konsonantisch auslautender Präposition herrscht die zweisilbige Form *əmə* vor: *mit-əmə*, *uf-əmə* usw. Vokalisch auslautende Präpositionen zeigen ein besonderes Fusionsverhalten mit dem Artikel; es wird nicht wie erwartet die zweisilbige postpräpositionale Form *-əmə* an die Präposition suffigiert (**bi-əmə*), auch nicht mit *n*-Epenthese (**bi-n-əmə*), sondern die Abfolge der beiden Nasale entspricht der dreisilbigen Form (also *m* vor *n*): *bimənə*, *fomənə* usw. Entsprechend lauten die fusionalen Formen aus echtem 'an' bzw. 'in' und Artikel: *amənə*, *imənə*.

Ein verallgemeinerndes Paradigma sieht also folgendermaßen aus:

freie Verwendung	nach Präposition -V	-C
əmənə Maa (bzw. *amənə Maa*) (bzw. *imənə Maa*)	*fomənə Maa*	*mitəmə Maa*
'einem Mann'	'von einem Mann'	'mit einem Mann'

Synchron können wir die Verhätnisse so beschreiben, dass eine dreisilbige Ausgangsform *əmənə* postpräpositional um eine Silbe gekürzt wird, und zwar wird sie bei vokalisch auslautender Präposition um die erste Silbe gekürzt (*fo*+*əmənə* => *fo-mənə*), bei konsonantisch auslautender Präposition um die letzte Silbe (*mit*+*əmənə* => *mit-əmə*). In allen Fällen, bei der dreisilbigen Vollform wie auch beim Gefüge aus Präposition und Artikel, trägt die erste Silbe mehr Akzent als die letzte und diese mehr als die mittlere:

x			x			x		
x		x	x		x	x		x
x	x	x	x	x	x	x	x	x
ə	*mə*	*nə*	*fo*	*mə*	*nə*	*mi*	*tə*	*mə*

Die erste Silbe der dreisilbigen Vollform *əmənə* verhält sich somit sowohl bezüglich der segmentalen Ebene (Abfolge der Nasale) als auch bezüglich des Akzentmusters so, als ob sie mit vokalisch auslautenden Präpositionen in paradigmatischem Verhältnis stünde.

Dieses System ist vereinbar mit den meisten Deutschschweizer Dialekten. Abweichungen betreffen v. a. die folgenden Punkte:

Erstens kann vereinzelt die dreisilbige Artikelform auch nach Präposition vorkommen: *mit-əmənə* (H. Baumgartner 1922, S. 147, für das Berner Seeland; nach Hörbelegen kommt die Form auch im Zürichdeutschen sporadisch vor). Nirgends scheint indes die zweisilbige Form nach Präposition ausgeschlossen zu sein, bzw. nirgends ist die dreisilbige Form präferiert oder gar obligatorisch.

Zweitens kommen in freier Verwendung relativ häufig neben dreisilbigen auch zweisilbige Formen vor: *imen alte Wybli* 'einer alten Frau' (Zug; H. Bossard 1962, S. 45), *imə mā* 'einem Mann' (Entlebuch, Kt. Luzern; H. Schmid 1915, S. 167), *əmə / amə Bättler* 'einem Bettler' (Zürich; A. Weber 1964, S. 105). Entsprechend sind die fusionalen Formen mit vokalisch auslautender (einsilbiger) Präposition ebenfalls zweisilbig: *fomə* 'von einem', *bimə* 'bei einem' usw. (A. Weber 1964, S. 106). Die dreisilbige Form (*amənə*, *əmənə*, und entsprechend *fomənə*, *bimənə* usw.) steht in diesen Dialekten aber immer auch zur Verfügung[76].

Drittens fehlen dagegen dreisilbige Artikelformen vollständig im Wallis und den Walserdialekten Graubündens: *anum*, *anam* (Unterwallis), *anem* (Südorte, Oberwallis), *amm*, *amu*, *mu* (Lötschental; K. Bohnenberger 1913, S. 209); *əmœ* (Obersaxen, Graubünden; L. Brun 1918, S. 162); *amə(n)* (Mutten, Graubünden; R. Hotzenköcherle 1934, S. 413).

Zusammenfassend kann die Distribution der verschiedenen Artikelformen synchron als Allomorphie analysiert werden: Die drei Exponenten *əmənə* (bzw. *amənə*, *imənə*), *-mənə* und *-əmə* verteilen sich aufgrund von wenigen kontextuellen Faktoren, nämlich danach, ob sie nach Präposition stehen oder nicht, und danach, ob diese Präposition vokalisch oder konsonantisch auslautet.

Dennoch sind dreisilbige Artikelformen als Fusionsformen aus Dativmarker und Artikel analysiert worden, auch dann, wenn der Vokalismus keinen Kontrast zwischen reiner Artikelform und Dativmarker nahelegt:

> „Neben der aus ahd. einemu entwickelten Dativform *ɔmə* (vgl. mhd. *eime*) steht die mit 'an' zusammengesetzte *ɔmənə* (<aneime, mit Metathesis von *m* und *n*)" (F. Enderlin (o. J.), S. 96).

> „Die Formen *eme* und *ere* sind durch Zusammenziehung und Angleichung aus *ein(e)me*, *ein(e)re* [...] entstanden, die erweiterte Form *emene* durch Vorsetzung von 'an', also aus *an-eme* (wobei die Vertauschung von *n* und *m* auffällt), entsprechend *enere* aus älterem *an-ere*" (A. Weber 1964, S. 105).

76 K. Schmid (1915), S. 167 deutet an, dass zwischen der zwei- und dreisilbigen Form ein Spezifizitätskontrast bestehen könnte: „Auf *ɪmənə* liegt, wie mir scheint, mehr Nachdruck; z. B.: *ɪ has ɪmənə mā ksɛit* ich habe es (irgend)einem Manne gesagt [–definit, –spezifisch]; *ɪ has ɪmənə mā ksɛit wɔ ȍppis fərštɛit* ich habe es einem gewissen Manne gesagt, der etwas versteht [–definit, +spezifisch]. Doch ist dieser Unterschied nicht immer nachzuweisen."

Diesen Darstellungen gemeinsam ist, dass sie nicht trennen zwischen der systematischen Analyse des synchronen Zustandes und der diachronen Herleitung dieses Zustandes. Wir haben gesehen, dass für die synchrone Analyse nicht zwingend angenommen werden muss, in der dreisilbigen Form *ənəmə* (bzw. *amənə*, *imənə*) sei der Dativmarker involviert (auch wenn natürlich schon auffällig ist, dass Akzentmuster und Sequenzierung der beiden Nasale ausgerechnet dem Muster von Amalgamen aus vokalisch auslautender Präposition und Artikel folgt; in einer konservativen Analyse gehen wir davon aus, dass diese Ähnlichkeit zufällig ist).

Fragen wir uns nun, wie dieser Zustand diachron implementiert werden kann. Erstaunlicherweise zieht nur W. Marti (1985), S. 79 überhaupt in Erwägung, dass die dreisilbige Form n i c h t auf eine Zusammenziehung aus einem präpositionalen Element und dem Artikel zurückgeht. Sonst wird die Form übereinstimmend auf mhd. *an-eime* bzw. *in-eime* zurückgeführt. Ist das wirklich die einzige zur Verfügung stehende Lösung?

Bleiben wir zunächst bei der Silbenzahl. Einen Gegensatz zwischen zwei- und dreisilbigen Formen können wir bis ins Mittelhochdeutsche zurückverfolgen. Es besteht diesbezüglich zunächst einmal kein Grund, die rezenten Kurzformen (*əmə*) auf etwas anderes als die mittelhochdeutsch ebenfalls zweisilbige Form *eime* und die Langformen (*əmənə*) auf etwas anderes als die mittelhochdeutsch ebenfalls dreisilbige Form *eineme* zu beziehen. Bei den Verfassern der einschlägigen Arbeiten zeigt sich ein m. E. unnötiges Bestreben, die morphologische Varianz in den rezenten Dialekten auf eine und nur eine mittelhochdeutsche Form zurückzuführen. Von der postpräpositionalen Kurzform *əmə* ausgehend wird die mittelhochdeutsch kontrahierte Form *eime* als Ausgangszustand rekonstruiert, so dass bei den rezenten dreisilbigen Formen dann ein Problem entsteht: Wo kommt die dritte Silbe her? Wenn wir im Gegensatz dazu annehmen, dass in mittelhochdeutscher Zeit ebenfalls zweisilbige und dreisilbige Exponenten nebeneinander exisitiert haben (*eime* und *eineme*), entsteht dieses Problem gar nicht erst; d. h.: Allein die variante Silbenzahl in den rezenten Dialekten ist noch kein Argument dafür, dass in die Entwicklungsgeschichte der dreisilbigen Form ein präpositionales Element involviert werden muss.

Mehr Schwierigkeiten bereitet die Sequenzierung der beiden Nasale in *əmənə*, sowohl in einer präpositionalen (in den dialektologischen Arbeiten bevorzugten) Analyse, als auch in einer konservativen (hier vorgeschlagenen). In den klassischen (präpositionalen) Analysen wird stipuliert, *an-eime* (*in-eime*) habe sich durch Metathese der beiden Nasale zu *əmənə* (*amənə*, *imənə*) entwickelt. Genau das Gleiche liege vor bei Zusammensetzungen mit echten Präpositionen: *fon-eime* > *fomənə* usw. Die Hypothese kann dadurch gestützt werden, dass die Form *ìn-eme* bei J. Hunziker (1877), S. 70 für den Aargau tatsächlich belegt ist, ebenso in

Orsingen, Lkr. Konstanz (*inəmə*)[77] (außerdem in Pforzheim *anəmə* 'an einem'[78]). Diese Formen würden also den Zustand vor der Metathese zeigen. Außerdem kommt diese Metathese auch bei auf (im Hiat nicht apokopiertes) *-n* auslautenden echten Präpositionen vor (*fonəmə* > *fomənə*). Es fragt sich, wie die Metathese hier motiviert ist und ob diese Motivation auch auf den dreisilbigen Artikel anwendbar ist.

Ganz sicher ist die Metathese nicht lautgesetzlich; parallele Fälle kommen nicht vor[79]. Wenn Lautgesetzlichkeit des Vorgangs ausgeschlossen werden kann, muss seine Motivation in der morphologischen Struktur gesucht werden. W. Clauss (1929), S. 189 deutet an: „*amənœ* statt **anəmœ* ist vielleicht durch *am* 'an dem' beeinflusst." Das heißt: Die (hochfrequenten) fusionalen Formen aus vokalisch auslautender Präposition und definitem Artikel geben den Prototyp ab für das Fusionsverhalten auch des indefiniten Artikels im gleichen Kontext. Mittelhochdeutsch *an eime* ist dann nicht eigentlich zu *amənə* „geworden", sondern wird durch eine Form ersetzt, die dem anscheinend prototypischen Fusionsmuster folgt – *amənə* ist das Produkt von Analogie (die Segmentfolge /V/+/m/ des Amalgams Präpositionalartikel wird analogisch auf Fälle ausgedehnt, wo sie rein lautgeschichtlich eigentlich gar nicht entstehen kann).

Kehren wir nun zurück zum freien Vorkommen des Dativartikels und gehen konservativerweise davon aus, dass die dreisilbige Form *əmənə* auf das mittelhochdeutsch ebenfalls dreisilbige *eineme* zurückgeht. Akzeptieren wir ferner, dass *fomənə*, *amənə* usw. in Analogie zu *fom*, *am* usw. entstanden sind. Entweder ist es dieser Mechanismus, der auch hinter der Sequenzierung der Nasale im freien Dativ steckt, oder wir müssen sie extern motivieren. Da kein rein lautgeschichtlicher Mechanismus für die „Metathese" auch beim freien dreisilbigen Artikel verantwortlich sein kann, muss die Form ebenfalls partiell aus Analogie zu *bim*, *am* usw. erklärt werden. Die Form *əmənə* aber stimmt in Silbenzahl, Akzentmuster und Sequenzierung der Nasale mit einem ganzen Paradigma von echtpräpositional fusionalen Formen (*fomənə*, *bimənə* usw.) überein, welches seinerseits partiell in Analogie zu präpositionalen Amalgamen des definiten Artikels (*fom*, *bim* usw.) entstanden sein muss. Dreisilbige präpositionale Artikelmorphe des Typs *fomənə* sind offenbar ein so typisches Muster, dass sich die freie Artikelform diesem Muster anschließt, so als ob sie in ihrer morphologischen Struktur ebenfalls präpositional fusioniert wäre.

Die Konsequenz aus diesem Überlegungen ist, dass die diachrone Implementierung der dreisilbigen freien Artikelformen selbst in einer konservativen Analyse nicht ohne Bezug auf ein Muster geleistet werden kann, das den präpositional

77 SSA-Material.

78 Badisches Wörterbuch, I, Sp. 645b.

79 Übrigens ist die Bezeichnung „Metathese" irreführend insofern, als die gleiche Sequenzierung der beiden Nasale auch dort vorkommt, wo historisch kein *-n-* vorhanden war, das mit *-m-* hätte den Platz tauschen können (*bimənə* aus mhd. *bî* und Artikel). Man kann das natürlich zurechtbiegen: Zwischen *bi* und dem Artikel wird ein epenthetisches *n* eingeschoben, das mit *-m-* den Platz tauscht. Epenthetische, d. h. ausschließlich der phonologischen Wohlgeformtheit der Sequenz dienende Segmente dann noch einer Metathese unterziehen zu wollen, scheint mir indes problematisch.

fusionierten Artikelformen zugrunde liegt: Wo Formen des Typs *əmənə* vorkommen, sind sie in Analogie zu echt-präpositionalen Amalgamen entstanden; ohne Bezug auf das präpositionale Muster sind die Formen nicht herleitbar. Gestützt wird diese Hypothese schließlich durch die Beobachtung, dass das Indefinitpronomen und Numerale *äim* 'einem' – etymologisch mit dem Artikel auf die gleiche mittelhochdeutsche Form *eineme* / *eime* zurückgehend – im Dativ Sg. m. eine nur einsilbige Form zeigt, während gleichzeitig der indefinite Artikel Dreisilbigkeit entwickelte. Wenn wir annehmen, dass in einem Stadium eine phonologisch reduzierte Form (z. B. ohne Erhalt des Diphthongs) einer Vollform gegenüberstand, welche sich zum heutigen Indefinitpronomen entwickelte, dann ist es schon höchst bemerkenswert, dass sich ausgerechnet diese reduzierte Form bei ihrer Grammatikalisierung zum indefiniten Artikel auf Dreisilbigkeit aufblähte, und dies ausgerechnet nur im Dativ (Ähnliches ist mir außerhalb des Alemannischen nicht bekannt).

Damit komme ich zwar letztlich zu einem ähnlichen Resultat wie die meisten dialektologischen Arbeiten, die *əmənə* mit einiger Selbstverständlichkeit als Fusionsform aus einem präpositionalen Element und dem Artikel analysieren. Im Unterschied dazu halte ich es aber nicht für akzeptabel, mhd. *an* + *eime* als deren Vorläufer zu rekonstruieren; ich behaupte lediglich, dass *əmənə* nach einem Muster gebildet ist, das durch präpositionale Amalgame vorgegeben wird. Außerdem zeigt das sporadische Auftreten der Langform nach Präposition (*mit-əmənə*), dass der Bezug auf das präpositionale Muster zwar in die Entstehungsgeschichte der Form involviert ist, aber nicht unbedingt eine Beschreibung der synchron transparenten morphologischen Struktur der Form liefert.

3. Beim indefiniten Artikel Dativ Sg. f. liegen die Verhältnisse etwas einfacher. Neben dem Vokalismus – der sich analog zu demjenigen des definiten Artikel Dativ Sg. m. verhält – haben wir es auch hier mit dem Nebeneinander von postpräpositionalen zweisilbigen Formen (*mit-ərə* 'mit einer') und dreisilbigen Formen in freier Verwendung (*ənərə*, *anərə*, *inərə*) zu tun. Analog zur maskulinen Form entsprechen auch hier die freien Formen in Silbenzahl und Akzentmuster den Amalgamen mit vokalisch auslautender Präposition: *bínərə*, *fónərə* usw. Allerdings stellt sich das Problem mit der Sequenzierung der Nasale nicht. Ich halte deshalb einen Bezug auf das präpositionale Muster nicht für zwingend, um die Formen diachron herzuleiten. Wenn wir davon ausgehen, dass bereits im Mittelhochdeutschen drei- und zweisilbige Formen nebeneinander existiert haben, *einere* und *einre* / *eire* – dann können wir die rezenten Lang- und Kurzformen direkt daraus ableiten: *einere*, *eire* > *ənərə*, *ərə*. Dass die Kurzform postpräpositional präferiert ist, leuchtet ein, da sie als klitische Form die Präposition als Host nehmen kann, was in freier Verwendung nicht möglich ist.

Immerhin nimmt A. Weber (1964), S. 10 bei der Besprechung der Langform *ənərə* aber dennoch explizit Bezug auf eine vermutete Zusammensetzung mit *an*. In seiner Darstellung des Zürichdeutschen sind in rein dativischer Verwendung *ərə frau* und *ənərə frau* in freier Variation. Dabei sei *ərə* „durch Zusammen-

ziehung und Angleichung aus [...] *ein(e)re* [...] entstanden, die erweiterte Form [...] *enere* aus älterem *an-ere*."

H. Baumgartner (1922), S. 147 geht von der zweisilbigen Form *ərə* aus, die mit vokalisch auslautenden Präpositionen wie etwa *bɪ* die Verbindung *bɪnərə* eingeht; ebenso „mit neuem 'in' [...] *ɪnərə*". Das ist die einzige Stelle, wo Baumgartner die PDM erwähnt (ich nehme an, dass mit „neuem 'in'" der Dativmarker gemeint ist).

Anders als beim indefiniten Artikel Dativ Sg. m. entsprechen sich die Silbenzahlen des Artikels und des historisch verwandten Indefinitpronomens: *ənərə* (Artikel), *äinərə* (Indefinitpronomen; A. Weber 1964, S. 146). Den Erhalt der letzten Silbe in beiden Formen erklären F. Enderlin (o. J.), S. 96 und A. Weber (1923), S. 167 damit, dass die Silbe einen Nebenakzent trug (ahd. *einerù*).

Dreisilbige Formen kommen auch bei den Bündner Walsern vor: *ənœrœ* (Obersaxen; L. Brun 1918), S. 162), *anərə(n)* (Mutten; R. Hotzenköcherle 1934), S. 413). Sie fehlen aber im Wallis (K. Bohnenberger 1913, S. 221) und in der Bündner Herrschaft (P. Meinherz 1920, S. 178).

Zweisilbige Formen mit *a*-Vokalismus (*are Frou*) belegt W. Hodler (1969), S. 457 für das Berndeutsche.

a- oder *i*-Vokalismus (*anərə, inərə*) kommt auch in Dialekten vor, wo die PDM sonst nicht bezeugt ist (F. Enderlin (o. J), S. 96; R. Hotzenköcherle 1934, S. 413; W. Wiget 1916, S. 95).

Für Dialekte, wo der Dativmarker auch in anderen Kontexten belegt ist, werden die Formen *inərə* und *anərə* mitunter explizit als Zusammensetzungen aus einem präpositionalen Element und dem Artikel bezeichnet (H. Bossard 1962, S. 45; W. Clauss 1929, S. 189; W. Henzen 1927, S. 180; J. Hunziker 1877, S. 70; K. Stucki 1917, S. 278; J. Vetsch 1910, S. 138; G. Wanner 1941, S. 170).

4. W e i t e r e f u s i o n a l e Artikelformen gibt es sporadisch beim definiten Artikel Dativ Sg. f.: *an* + *der* = *ar*, nur einmal im Berner Seeland belegt[80]. Für *ir* (*in* + *der*) liegt ein Stadtberner Beleg[81] vor.

Regelmäßig tritt im Kanton Schaffhausen eine fusionale Form aus Dativmarker und definitem Artikel Pl. auf, *in*; z. B.: *in eltərə* 'den Eltern' (G. Wanner 1941, S. 176). Dass es gerade Schaffhausen ist, erklärt sich dadurch, dass die Form nur auftreten kann, wenn zwei strukturelle Merkmale des Dialekts gegeben sind: Erstens die Möglichkeit, Fusionsformen aus *in* und dem Pluralartikel zu bilden[82], und zweitens eine hohe Prominenz der PDM. Beides zusammen liegt in Schaffhausen vor.

80 *Mir bassen ar Ännen un em Wältsch*, Idiotikon, XIII, Sp. 1126 (Sigle HZullinger 1932:75).

81 (Ich will ein Buch schreiben,) *vilecht wüu i ir Wäut mi Gidanke wett mitteile* (Hörbeleg).

82 Außer Schaffhausen auch Zürich, Thurgau, St. Galler Rheintal, z. T. Appenzell (vgl. SDS, III, Karte 139).

4.3.2 Weitere Artikelformen

1. Der d e f i n i t e A r t i k e l D a t i v S g. f. und P l. ist für den SDS leider nicht systematisch abgefragt worden, lässt sich aber im Spontanmaterial für 113 Orte nachweisen (insgesamt 192 Orte weisen die PDM in mindestens einer Distribution auf); die „Dunkelziffer" mag noch höher liegen. Weder für die Orte mit PDM beim definiten Artikel noch für jene, denen die PDM hier fehlt, obgleich sie anderweitig nachgewiesen ist, lässt sich eine systematische areale Verteilung feststellen (in beiden Fällen ist das gesamte PDM-Gebiet gleichmäßig betroffen). Dagegen liegen die 18 Orte[83], für welche der Artikel das einzige belegte Vorkommen darstellt, allesamt im nördlicheren, nicht-alpinen Teil des Gesamtverbreitungsgebiets der PDM.

2. In einigen Darstellungen wird (abgesehen von fusionalen Formen) der Dativmarker ausschließlich im Zusammenhang mit dem definiten Artikel erwähnt: G. Binz (1888), S. 32 für Basel; W. Marti (1985), S. 78 für Bern; A. Weber (1923), S. 173 für das Zürcher Oberland; A. Weber (1964), S. 104 für Zürich allg.; in J. Vetsch (1910), S. 137 (Appenzell) und J. Berger (1913), S. 115 (St. Galler Rheintal) ist die PDM außer beim definiten Artikel lediglich beim „unbetonten Demonstrativpronomen" aufgeführt. All das sind periphere PDM-Gebiete.

3. Verschiedentlich wird auf die Optionalität des Dativmarkers hingewiesen; dies betrifft einerseits die peripheren PDM-Gebiete Bern und Zürich:

> „Gelegentlich tritt zur Verstärkung des Dativs bei den Fem. Sg. und Pl. aller Geschlechter die Präposition *a* hinzu: *I säge's a der Muetter, a den Eltere*" (W. Marti 1985, S. 78).

> „Jüngere Nebenformen [von *em*] sind *am* und (selten und nur beim jüngsten Geschlecht) *im* [...]. Entsprechend heißt es: *Er hät a (i) der Mueter gschribe*" (A. Weber 1964, S. 102).

Doch auch für Dialekte, wo die PDM gut etabliert ist (Aargau, Obwalden, Schaffhausen), gibt es Hinweise auf Optionalität:

> „Weiblich ohne Unterschied *ì d'r* oder einfach *d'r*" (J. Hunziker 1877, S. 50).

> „Beim f. hat sich neben der präpositionalen Dativkonstruktion der reine Dat. noch stark erhalten. *Ich säg es der Muäter*. Weniger häufig *Ich säg es a der Muäter*" (Pers. Mitteilung Karl Imfeld, Kerns).

83 Lenzburg, Würenlos, Spreitenbach, Gränichen, Auw (AG); Krinau, Schmerikon, Benken, Stein, Wildhaus, Oberterzen (SG); Lohn (SH); Mümliswil, Däniken, Günsberg, Egerkingen (SO); Basadingen, Homburg (TG).

> „Der Dat. wird meist mit Hilfe der Präposition *in* gebildet [...]: *i dər muəttər, i də šwöštərə* [...]. Der Dat. Plur. lautet *i də* oder häufiger mit Assimilation *in*: *i də eltərə* oder *in eltərə* den Eltern“ (G. Wanner 1941, S. 176).

Keine Hinweise auf Optionalität geben L. Fischer (1960), S. 185 für Luzern und C. Streiff (1915), S. 56 für Glarus.

4. Zum Nullartikel äußern sich die Monographien nicht, im Spontanmaterial des SDS finden sich aber Belege[84]: *i Ø Lüüte* 'Leuten' (Teufenthal, Kt. Aargau; Luzern Stadt); *i Ø wuliger Wösch* 'wollener Wäsche' (Luzern Stadt); außerdem ist mir der Nullartikel mehrmals spontan geäußert begegnet[85]. Es ist schwierig zu sagen, ob der Dativmarker hier mit größerer Konsequenz eingesetzt wird als vor einer morphologisch als Dativ markierten Form, wie es H. Noth (1993), S. 368 für den Kaiserstuhl in Baden-Württemberg vorschlägt (3.4, §3). Folgender Hörbeleg weist aber diese Richtung:

mis	*hërz*	*ghöört*	*də*	*schwiiz,*	*und*	*mini*	*seel*	*ghöört*
mein	Herz	gehört	der:Dsf	Schweiz	und	meine	Seele	gehört
a	*nujjork*							
DM	New York							

(Wädenswil, Kt. Zürich, seit 15 Jahren in New York)

4.3.3 Demonstrativ-, Possessiv-, Indefinitpronomen und Numerale

1. Beim Demonstrativpronomen wird die PDM nur für die Zentralschweiz, den Aargau, Freiburg und Schaffhausen erwähnt (H. Bossard 1962, S. 72f; W. Clauss 1929, S. 174; L. Fischer 1960, S. 229; W. Henzen 1927, S. 180; J. Hunziker 1877, S. 47; C. Streiff 1915, S. 69; G. Wanner 1941, S. 176). In der Nordostschweiz komme der Dativmarker nur beim „unbetonten Demonstrativpronomen“ vor (J. Berger 1913, S. 115; J. Vetsch´1910, S. 137); leider fehlen in diesen Arbeiten Angaben darüber, ob diese unbetonte Form wirklich auch in deiktischer Funktion eines Demonstrativums eingegesetzt wird, oder ob sie nicht eher als Artikel verwendet wird.

Im SDS-Material zeigen zeigen 92 Orte die PDM beim Demonstrativpronomen; sie lässt sich in 42 von ihnen nur aufgrund des Spontanmaterials nachweisen, nicht aber bei der Frage 135.9 („diesen Tierchen geht es im Winter schlecht“). Insgesamt ist die PDM weniger dicht belegt als beim definiten Artikel,

84 Nicht in der Originalgraphie wiedergegeben.

85 *Äär hilft a Mänätscher, wo...* (Basel Stadt); *mer hät a Spekulante s Gält fascht naagrüert* (nicht lokalisiert); *ich unterrichte s Fach Tüütsch a verschidne Klasse* (Zürich); *daa Fundamënt* [moralisches, der Schweiz] *isch i Ëndrige underwoorfe* (Schaffhausen); *umkeert mues-i i Lüüte, wo s würkli betrifft, go Opfer abfordere* (Luzern); *und de Flughafe, dëë ghöört a Chloote?* (Toggenburg, Kt. St. Gallen).

am dichtesten in der Zentralschweiz. In 10 Orten[86] kommt die PDM ausschließlich beim Demonstrativpronomen vor.

2. Die Ergebnisse der SDS-Befragungen für das Possessivpronomen sind im SDS, III, Karte 220:1c publiziert und basieren auf der Frage 209.6 („ich sag's deinem Vater“); in 73 Belegorten setzten die Informanten den Dativmarker. Während in der Zentralschweiz fast alle Aufnahmeorte das Possessivpronomen präpositional markieren, kommt sonst die PDM deutlich weniger oft vor als beim definiten Artikel (Aargau, Schaffhausen, z. T. St. Gallen); im Kanton Solothurn fehlt sie ganz. Nur gerade 2 Belegorte[87] kennen die PDM ausschließlich beim Possessivpronomen.

H. Bossard (1962; Zug), S. 70 unterscheidet attributives Demonstrativpronomen mit eingeklammertem Dativmarker *(i) mym Maa* 'meinem Mann' von substantivischem ohne Einklammerung *i mym.*

3. Verschiedene Indefinitpronomen mit PDM sind bei L. Fischer (1960), S. 236-243 aufgeführt: *e ëinere* 'einer' (Dat. Sg. f.), *e öpperem* 'jemandem', *e männger* 'mancher', *e ëtliche* 'etlichen', *e iedem* 'jedem', *e velne* 'vielen'; außerdem aus dem Spontanmaterial des SDS: *i allnə* (Muhen, Kt. Aargau; Oberdorf, Kt. Solothurn), *i alləm* (Baar, Kt. Zug), *i jedəm Chind* (Hitzkirch, Kt. Luzern), *a jedəm* (Engelberg, Kt. Obwalden).

In keiner Darstellung wird die PDM vor unflektierbaren Indefinita erwähnt. Sie lässt sich aber belegen:

wie	*chammer*	*au*	*i*	*so öppis*	*nohsinne*
wie	kann-man	auch	DM	so etwas	nachsinnen

(Luzerner Hinterland; Seppi 1941, S. 79)

4. Beim Numerale deutet sich ein Zusammenhang zwischen distinkter Dativmorphologie, attributiver oder substantivischer Verwendung und dem Vorhandensein des Dativmarkers an. L. Fischer (1960), S. 219 und J. Hunziker (1877), S. 314 geben an, dass in substantivischer Verwendung kasusflektierte Formen eingesetzt werden. Attributiv werde die Form nicht kasusflektiert, aber der Dativmarker gehe ihr, anscheinend mit großer Regelmäßigkeit, voraus:

> „Dat. [von 'zwei'] *zwéne, zwòne, zweuje* [...] nur alleinstehend; mit nachstehendem Nomen tritt der unveränderte Nominativ mit *ì(n)* ein: *ì zwé manne*“ (J. Hunziker 1877, S. 314).

> „Adjektivisch erscheint der Dativ [von 'zwei'] i. d. R. unverändert wie der Nominativ, aber mit der Präp. *e* (in), z. B.: *Er ged s e zwe Bättlere* oder *e zweene, zwöine, zwoone*“ (L. Fischer 1960, S. 219).

86 Gansingen, Würenlingen (AG); Aarwangen (BE); Murg (SG); Wängi, Fischingen (TG); Rafz, Kappel, Hinwil (ZH).

87 Siglisdorf, Egliswil (beide AG).

Belege für die PDM beim Numerale aus dem SDS-Spontanmaterial: *ə zwēœ* (Giswil, Kt. Obwalden), *i zwe lērərə* (Schmiedrued, Kt. Aargau), *i zwöiə brüədərə* (Escholzmatt, Kt. Luzern), *i bēdnə* (Rothenthurm, Kt. Schwyz); *i viərnə* (Hägglingen, Kt. Aargau).

4.3.4 Interrogativpronomen

1. Beim Interrogativpronomen ' w e m ' ist die PDM im SDS-Material erstaunlich häufig, für 113 Orte, belegt. In 25, vorwiegend im Nordwesten und Nordosten gelegenen Orten[88] ist dies das einzige Vorkommen.

L. Fischer (1960), S. 234 gibt eine starktonige Form *e wëmm* und eine schwachtonige *wëm* (ohne Dativmarker) an. Dadurch deutet sich eine Korrelation zwischen Akzentstärke und präpositionaler Markierung an.

2. Unflektiertes ' w a s ' kommt in dativischer Funktion mit dem Dativmarker vor: *e wa(s)* bei L. Fischer (1960), S. 234, sowie aus dem Spontanmaterial des SDS *i wās* (Baar, Kanton Zug). Außerdem ist auch eine flektierte Form mit Dativmarker belegt: *i wāsəm* [...sagen Sie so?] (Birrwil, Kanton Aargau).

4.3.5 Personalpronomen

1. Im SDS-Material ist die PDM bei Personalpronomen für 108 Orte nachgewiesen. In der Zentralschweiz ist die Konstruktion hier lückenlos vertreten. Außerhalb der Zentralschweiz kommt sie noch etwas häufiger in den Kantonen Solothurn (6mal) und Aargau (13mal), sonst nur vereinzelt vor[89]. Im Aargau sind die Belege auf das Reußtal und das Fricktal beschränkt.

2. H. Bossard (1962), S. 64-66 gibt bei allen Pronomen drei Formenreihen an, eine „stark betonte", eine „leicht betonte" und eine „unbetonte", die die Klitika umfasst. Bei den Klitika ist die PDM ausgeschlossen. Bei den „leicht betonten" Vollformen setzt Bossard den Dativmarker in Klammer, bei den „stark betonten" Vollformen ist er dagegen nicht eingeklammert:

88 Schupfart, Kaisten, Wil, Teufenthal (nur sp.), Seengen, Riken, Schöftland, Kirchleerau (AG); Wolfisberg, Röthenbach, Langenthal, Pieterlen, Leuzigen (BE); Murten, Düdingen (FR); Avers (GR); Macugnaga, Rima (Piemont); Hemberg, Gommiswald, Tscherlach, Vilters (SG); Rickenbach (nur sp.), Deitingen (SO); Meien (UR).

89 Plaffeien (FR); Melchnau, Niederbipp, Seeberg (BE, Oberaargau); Schleitheim (SH); Feuerthalen (ZH, Grenze zu SH); Hüttwilen (TG, Grenze zu SH); Grabs, Schänis (SG, Grenze zu GL), Thal (SG).

stark betont	leicht betont	unbetont	
i miir	*(i) mir*	*mer*	
i diir	*(i) dir*	*der, dr*	
i imm	*(i) im*	*em*	(H. Bossard 1962, S. 64f)
[usw.]			

Dazu die Beispiele:

I	*diir*	*cha*	*mer*	*doch*	*nüüd*	*glaube*	(stark betont)
DM	dir	kann	man	doch	nichts	glauben	

Hed	*dir*	*de*	*Toni*	*öppis*	*gsäid?*	
hat	dir	der	Toni	etwas	gesagt?	(leicht betont)

Was	*'hed*	*er der*	*gsëid?*	
was	hat	er dir	gesagt	(unbetont = klitisch)

Im ersten Fall ist das Dativpronomen nach vorne topikalisiert, was mit einer zweigipfligen Akzentkontur korreliert: *i DIIR cha mer doch NÜÜD glaube*. Im zweiten Beispiel liegt der Akzentgipfel nicht auf dem Pronomen, sondern auf *GSÄID*, und im letzten Fall ist das Pronomen klitisch und somit natürlich nicht akzentuierbar. Der Dativmarker wird nur bei der am stärksten akzentuierten Form gesetzt.

Weitere Arbeiten deuten an, dass intonatorische Prominenz des Pronomens die Setzung des Datvmarkers begünstigt:

> „Im Starkton [der Pers.pron.] erscheint häufig die Präp. *e* in: *e emm*, *e ere*" (L. Fischer 1960, S. 251).

> „Dieselbe Verstärkung des Dat. kommt auch bei Pronom. vor, wenn sie den Ton haben" (J. Hunziker 1877, S. 139).

> „Der Dativ [der Pers.pron.] wird im Starkton häufig mit der Präposition *ɪ* 'in' gebildet" (K. Schmid 1915, S. 164).

Leider wird aus diesen Angaben nicht klar, ob mit „Starkton" lediglich die Vollform (vs. Klitikum) gemeint ist, wobei der Akzentgipfel aber auch auf einer anderen Konstituente als dem Pronomen liegen kann, oder ob „Starkton" heißt, dass der Hauptsatzakzent auf das Pronomen selbst fällt. Beispiele, welche die Autoren zur Illustration der PDM beim Personalpronomen auswählen, sprechen für letzteres:

Da	*Buech*	*ghöört*	*i*	*miir*
dieses	Buch	gehört	DM	mir (O. Ühlinger 1983, S. 45)

briŋŋ das phak æ mīr
bring dieses Paket DM mir (C. Streiff 1915, S. 68)

4.4 Bemerkungen zu Auftretensbedingungen

1. Allgemeine Bemerkungen in einigen Arbeiten deuten an, dass die PDM grundsätzlich optional ist, und es lassen sich daraus kaum Auftretensbedingungen ableiten:

> „*ə* < an wird oft zum Ausdruck des Dativs vorgesetzt" (J. Berger 1913, S. 116).

> „Der Dativ wird oft verstärkt durch Vorsetzung der Präposition *a*" (W. Clauss 1929, S. 174).

> „[Präp. *e(n)* :] Pleonastisch häufig als verstärkender Zusatz vor dem Dat. des best. u. unbest. Artikels, auch bei Fürwörtern: *e mym*, *e meer*, *e öis*, *e erem*, *e dëmm*, *e dëne*, *e desne*, *e wëmm* usw." (L. Fischer 1960, S. 381).

> „Zur Bildung des Dativs wird häufig die Präposition 'in' verwendet" (G. Wanner 1941, S. 160).

J. Winteler (1876) für Kerenzen (Kanton Glarus) und C. Streiff (1915) für Glarus allg. suggerieren allerdings obligatorischen Einsatz des Dativmarkers:

> „Dat. und Gen. werden regelmäßig umschrieben, jener mit *a* (an), dieser mit *fu* (von)" (J. Winteler 1876, S. 168).

> „'an' dient auch regelmäßig und allgemein zur Umschreibung des Dativs" (C. Streiff 1915, S. 56).

Mit großer Sicherheit ist die PDM obligatorisch in Muotathal (Kanton Schwyz). Das geht aus dem Material des SDS und des Zürcher Projekts zur schweizerdeutschen Dialektsyntax hervor und konnte durch eigene Feldarbeit im Januar 2001 bestätigt werden. Mindestens für einige Sprecher ist die PDM mit Sicherheit auch obligatorisch im Entlebuch, im Luzerner Hinterland und in Glarus. Nach den SDS-Aufnahmeprotokollen kann die PDM auch in folgenden Orten obligatorisch sein: Kaiserstuhl/Fisibach, Hägglingen (Kt. Aargau); Altbüron, Beromünster/Gunzwil, Aesch, Kleinwangen, Zell, Willisau, Grosswangen, Ruswil, Ebikon (Kt. Luzern); Schwyz, Oberiberg (Kt. Schwyz); Hergiswil (Kt. Nidwalden). Der Dativmarker ist hier bei jeder einzelnen einschlägigen Frage gesetzt worden. Nach W. Haas (1975), S. 115 ist die PDM im Luzerndeutschen obligatorisch:

> „[Das Luzerndeutsche] kennt nur präpositionalen Dativ; das Dat. Obj. wird ebenfalls mit Präposition, und zwar mit [i], gebildet [...]. Ein isolierter besonderer Dativ-Artikel 'dem', 'einem' existiert deswegen [im Luzerndeutschen] nicht mehr" (W. Haas 1975, S. 115).

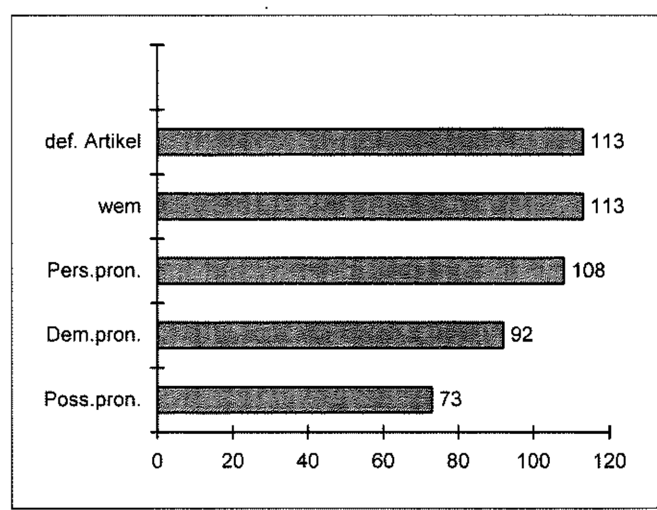
2. Die PDM ist, gleich wie im Elsass und in Baden-Württemberg, ausgeschlossen bei Klitika und innerhalb einer Präpositionalphrase.

Das PDM-Verbot bei Klitika geht aus den Angaben zum Personalpronomen hervor. Bei den Vollformen wird der Dativmarker mit angegeben, nie jedoch bei Klitika. Gleiches gilt für Beispielsätze; außerdem wird die PDM explizit auf „Starkton" beschränkt (so bei H. Bossard 1962, S. 64-66; L. Fischer 1960, S. 245-251).

Dass der Dativmarker nicht zusammen mit einer echten Präposition auftritt, erwähnt nur G. Wanner (1941) ausdrücklich:

> „Die Dativformen erscheinen nur in Verbindung mit einer Präposition [es folgen Beispiele mit echter Präposition]. Verlangt der Zusammenhang an sich keine Präposition, steht gleichwohl *in* [=Dativmarker]" (G. Wanner 1941, S. 170).

3. Die quantitative Auswertung der für den SDS abgefragten Vorkommenstypen ergibt folgendes Bild:



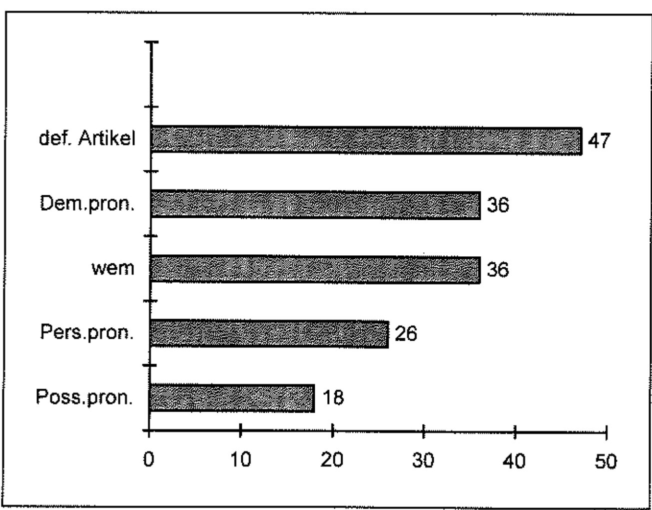
Absolute Häufigkeit der PDM im SDS-Material.

Im Gegensatz zu den Werten aus Baden-Württemberg (SSA-Material) bewegen sich die Zahlen in einem erstaunlich engen Rahmen. Eine Hierarchisierung der Vorkommenstypen nach ihrer Eignung für die PDM erweist sich als bedeutend schwieriger. Wenn wir einige zusätzliche Faktoren mit berücksichtigen, lässt sich

dennoch eine vergleichbare, wenn auch nicht derart augenfällige Klassifizierung aufstellen.

Es darf zunächst nicht vergessen werden, dass der definite Artikel Dativ Sg. f. für den SDS n i c h t systematisch abgefragt worden ist. Es ist anzunehmen, dass dieser Wert bei einer konsequenten Erfassung um einiges höher zu liegen käme. Was aber auch unter Einbezug dieses Aspekts immer noch erstaunt, ist die Häufigkeit der PDM beim Personalpronomen und beim Interrogativpronomen 'wem'.

Die relative Undifferenziertheit in Bezug auf die verschiedenen Vorkommenstypen erstreckt sich möglicherweise nicht über das ganze Untersuchungsgebiet. Die 29 Orte[90], für welche die PDM in allen abgefragten Distributionen nachgewiesen ist, liegen praktisch alle in der Zentralschweiz und da überwiegend im Kanton Luzern. Wenn wir bei der quantitativen Auswertung die Zentralschweiz nun insgesamt nicht berücksichtigen, zeichnen sich für das übrige Gebiet doch einige Präferenzunterschiede ab:



Absolute Häufigkeit der PDM im SDS-Material, ohne Zentralschweiz.

Damit sind wir näher an den Verhältnissen in Baden-Württemberg. Am häufigsten kommt der Dativmarker beim definiten Artikel vor, und dies sogar, ohne dass der Artikel für den SDS systematisch abgefragt worden ist. Die Personalpronomen zeigen die PDM vergleichsweise wenig. Auffällig ist der tiefe Wert beim Possessivpronomen. Möglicherweise wäre die PDM häufiger aufgetreten, wenn das Possessivpronomen nicht attributiv abgefragt worden wäre (H. Bossard 1962, S. 60 klammert den Dativmarker beim attributiven Possessivpronomen ein, nicht aber

90 Kaiserstuhl, Hägglingen (AG); Rüti (GL); Altbüron, Pfaffnau, Dagmersellen, Triengen, Sursee, Beromünster, Aesch, Hitzkirch, Kleinwangen, Zell, Willisau, Groswangen, Ruswil, Sempach, Hofstatt, Wolhusen, Luzern Stadt, Ebikon, Schüpfheim (LU); Einsiedeln, Gersau, Schwyz, Oberiberg (SZ); Isenthal (UR); Hergiswil (UW); Risch (ZG).

beim substantivischen). Die hohe Prominenz der PDM beim Artikel wird auch durch die Angaben von G. Binz (1888), S. 32 für Basel, W. Marti (1985), S. 78f für Bern und A. Weber (1923), S. 173, sowie (1964), S. 102 für Zürich bestätigt, wo die PDM überhaupt nur beim Artikel erwähnt wird.

Gehen wir davon aus, dass Gebiete, die auf verschiedene Vorkommenstypen sensibel reagieren, eine ähnliche Hierarchisierung zeigen wie in Baden-Württemberg, wo die PDM beim Personalpronomen und bei 'wem' verhältnismäßig selten eingesetzt wird. 40 Orte im Untersuchungsgebiet zeigen die PDM zwar beim Artikel und/oder Demonstrativpronomen, aber nicht beim Personalpronomen und 'wem'. Diese Orte liegen nun alle außerhalb der Zentralschweiz, sie beschränken sich auf die Kantone Solothurn, Aargau, Schaffhausen, Thurgau, St. Gallen, Bern und Zürich; nur ein einziger von ihnen in einem Innerschweizer Kanton (Erstfeld, Kt. Uri). Vor diesem Hintergrund kann die Deutschschweiz unterteilt werden in ein Zentralschweizer, eher südliches Gebiet, wo die PDM prinzipiell in allen abgefragten Distributionen zugelassen ist, und ein eher nördliches, sich weit von Westen nach Osten erstreckendes Gebiet, wo die PDM bei den Personalpronomen und 'wem' weniger häufig eingesetzt wird. Der Kontrast ist allerdings nicht besonders deutlich: Auch in diesem nördlicheren Gebiet kommt die PDM bei Personalpronomen und 'wem' vor, aber nur in einer Teilmenge der PDM-Orte (eine Beschränkung, die für die Zentralschweiz nicht gilt).

Der vielleicht deutlichste Unterschied zu Baden-Württemberg liegt im insgesamt immer noch deutlich häufigeren Vorkommen der PDM bei 'wem'. Nun ist das Interrogativpronomen in normalen pragmatischen Kontexten stark fokussiert, und es gibt einige vage Hinweise, dass Fokussierung die PDM begünstigt, vgl. dazu unten §4. Man muss daraus schließen, dass in Baden-Württemberg Fokussierung ein weniger zentraler Faktor in der Steuerung der PDM ist.

Wenn wir die Vorkommenstypen bezüglich ihrer Eignung für die PDM hierarchisieren wollen, müssen wir außerdem noch berücksichtigen, dass die als fusional analysierbaren Formen *am/im* 'dem', *amənə/imənə* 'einem' und *anərə/inərə* 'einer' das größte Verbreitungsgebiet besitzen; sie kommen im Bern- und Zürichbiet auch in Gegenden gehäuft vor, wo sonst die PDM nicht oder nur sporadisch auftritt (SDS, III, Karte 140; W. Marti 1985, 78f; A. Weber 1923, S. 168-173; A. Weber 1964, S. 102-105). Die fusionalen Formen stehen daher zuoberst auf der Hierarchie, gefolgt vom definiten Artikel. Demonstrativpronomen und Possessivpronomen können eine Stufe höher angesetzt werden als Personalpronomen und 'wem', da sie in einem Teil der Orte außerhalb der Zentralschweiz präferiert werden. Dieser Kontrast ist aber ausgesprochen gering und wird deshalb in unten stehender Darstellung nur angedeutet. Zuunterst auf der Hierarchie stehen die Klitika:

Fusionale Formen >>
Definiter Artikel >>
Demonstrativ-, Possessivpronomen (>>) Personalpronomen, 'wem' >>
Klitika

4. Es gibt in der Literatur mehrere (zaghafte) Hinweise, dass die PDM auch mit den Betonungsverhältnissen zusammenhängt, wobei hohe intonatorische Prominenz mit dem Einsatz des Dativmarkers korreliert. Solche Hinweise sind schon beim Interrogativpronomen 'wem' (4.3.4) und beim Personalpronomen (4.3.5, §2) genannt worden. Im Idiotikon wird auch in anderen Zusammenhängen auf die Rolle der Betonungsverhältnisse hingewiesen. Zu den Dativformen des Demonstrativpronomens *dër* wird vermerkt: „betont auch mit vorgesetztem *a*^{n}, *ẹ*^{n}, *i*^{n}" (Idiotikon, XIII, Sp. 1029); am Ende des Eintrags zum definiten Artikel heißt es in einer allgemeinen Bemerkung zum Auftreten der PDM: „bei andern (betonten) Pron. und Zahlw. (vgl. *i*^{n} *ei*^{ne}*m*, *i*^{n} *mir*, *i*^{n} *vilne*^{n} [...] *i*^{n}, *a*^{n} *teilne*^{n} [...], *i*^{n} *wel*^{ch}*em* usw.)". Auch eine Bemerkung von F. J. Stalder (1819), S. 80 könnte in diesen Zusammenhang gestellt werden: Der Dativmarker wird gesetzt, „um durch diese Vorsetzung mehr Nachdruck zu geben oder dadurch dem Subjekt [gemeint ist wohl das Dativobjekt, GS] gleichsam mehr Ehre zu erweisen". All das ist sehr vage und bedarf weiterer Abklärungen; vgl. dazu 7.2.7.

Einzelne Reaktionen von Informanten des Zürcher Projekts zur Dialektsyntax stützen aber die Vermutung, dass intonatorische Prominenz den Einsatz des Dativmarkers begünstigt. In einem Beurteilungstest haben wir den Informanten drei Varianten eines Satzes vorgelegt, der in eine vorgegebene Situation passen soll:

> Peter O. und Bruno Z. kommen nach der Gemeinderatssitzung aus dem Gemeindehaus. Auf dem Parkplatz steht ein Porsche, auf den Bruno zugeht. Peter fragt ihn voller Neid, ob das etwa sein neues Auto sei. Bruno lacht und antwortet:
> 1) *Nei nei, daas ghöört a miinere Schweschter!*
> 2) *Nei nei, dass ghöört i miinere Schweschter!*
> 3) *Nei nei, daas ghöört miinere Schweschter!*

Ein Luzerner Informant notierte dazu:

> „unklar: Das gehört meiner Schwester: ghöört myner Schwester
> Das gehört nicht Hansens, sondern meiner Schwester: ghöört i mynere Schwester."

Das heisst, der Informant präferiert die PDM-Variante dann, wenn das Dativobjekt 'meine Schwester' kontrastiv fokussiert ist. Ein anderer Informant aus Altdorf (Kanton Uri) schreibt hinter Variante 1) „betont", hinter Variante 3) „unbetont".

5. Weitere variationssteuernde Faktoren, die vereinzelt genannt werden, sind:

(a) Substantivierte Possessivpronomen werden eher präpositional markiert als attributive: *i mym*, aber *(i) mym Maa* (H. Bossard 1962, S. 70).

(b) Beim Numerale 'zwei' wird der Dativmarker konsequent eingesetzt, wenn das Zahlwort nicht dativisch (*zweene*) flektiert ist: *i zwee Bättlere* (L. Fischer 1960, S. 219; ähnlich auch J. Hunziker 1877, S. 314).

(c) Karl Imfeld, Pfarrer in Kerns (Kt. Obwalden), teilt mir mit, dass die PDM präferiert wird, wenn das Dativobjekt eine direktionale Relation kodiert:

> „Einzelne ältere Sprecher, die den Beispielsatz „Er sagt es der Mutter" spontan mit dem reinen Dativ wiedergaben, haben bei Proben, die ich in den letzten Tagen gemacht habe, darauf hingewiesen, dass die präpositionale Konstruktion eher bedeute, das[s] es auf das Dativobjekt „zugehe, hingehe". Sie formulierten Ich säg es der Muäter, akzeptierten aber auch Ich säg es a der Muäter, aber Äs gheerd der Muäter, es gehört der Mutter" (Karl Imfeld, Kerns, Brief vom 7. 8. 2000).

4.5 PDM-prominente und andere Zonen

4.5.1 Zentralschweiz als Kerngebiet

1. Alle Hinweise deuten klar darauf hin, dass die Zentralschweiz das PDM-Kerngebiet in der Deutschschweiz ist. Das geht aus der dialektologischen Literatur genau so hervor wie aus den Materialien des SDS und des Zürcher Projekts zur Dialektsyntax. In der ganzen Zentralschweiz ist die PDM praktisch lückenlos belegt, zudem lassen sich keine Restriktionen für einzelne Vorkommenstypen ermitteln (außer natürlich Klitika). Da in einigen Orten die PDM gar bei jeder einschlägigen Frage des SDS genannt worden ist, kann vermutet werden, dass zumindest für einige Sprecher und/oder einige Dialekte in der Zentralschweiz die PDM so gut wie obligatorisch ist. Mit Sicherheit kann man das von Muotathal (Kanton Schwyz) behaupten, wie eigene Aufnahmen (Januar 2001) gezeigt haben.

2. Gut vertreten ist die PDM außerhalb der Zentralschweiz auch im Aargau und im Kanton Schaffhausen. Im Aargau sind es vor allem das Reußtal und das Fricktal, wo die Prominenz der PDM besonders hoch ist. Während das SDS-Material nahelegt, dass die PDM bei Personalpronomen im Aargau und in Schaffhausen weniger eingesetzt wird als in der Zentralschweiz, kann ein solcher Kontrast auf der Grundlage unserer aktuellen Erhebungen im Rahmen des Zürcher Projekts zur Dialektsyntax nicht nachgewiesen werden. Entweder ist der Unterschied in den verschiedenen Erhebungsverfahren begründet (wir haben den Informanten die PDM beim Personalpronomen mit dem Beispielsatz *Ich han das Buech doch (a/i) diir gschänkt!* in einem Beurteilungstest suggeriert), oder die PDM hat sich in den ca. 50 Jahren zwischen den beiden Erhebungen im Aargau und Schaffhausen tatsächlich weiter etabliert.

3. Einen Kontrast zwischen den aktuellen Erhebungen und dem SDS-Material stellen wir auch beim Kanton Solothurn und dem Berner Oberaargau fest: Hier

muss die PDM stark an Prominenz eingebüßt haben. Unabhängig von unseren Erhebungen und ohne Kenntnis des SDS weisen mich Solothurner darauf hin, dass die PDM in ihrer Mundart zumindest von der jüngeren Generation kaum noch verwendet werde[91].

4. Im SDS-Material fehlen Belege für die PDM in Appenzell, wo sie J. Vetsch (1910) aber erwähnt hat. In unseren aktuellen Erhebungen lässt sich die PDM in Appenzell bezeugen.

5. In den übrigen Gebieten sind die Ergebnisse des SDS und des Zürcher Projekts zur Dialektsyntax weitgehend deckungsgleich. Dies betrifft insbesondere einerseits das nur ganz seltene Auftreten der PDM in den Kantonen Basel, Bern, Graubünden, Wallis und Zürich; andererseits das von der übrigens PDM-Zone isolierte Auftreten in Freiburg. Wie sind diese Befunde zu erklären?

4.5.2 Wallis

Ins Wallis hat sich die PDM, welches Alter sie auch immer haben mag, wahrscheinlich nie ausgebreitet. Das Fehlen der Innovation PDM passt somit zwar gut in das allgemein konservative Bild von den Walliser Dialekten. Es gibt aber noch konkretere Anhaltspunkte dafür, dass sich das Walliserdeutsche nicht einmal ansatzweise dem Zustand der PDM-Dialekte angenähert hat. Zum einen herrscht fast überall die dental anlautende Form des definiten Artikels Dativ Sg. m. vor (*dum, dam* u. ä.). Welche Rolle der Verlust des anlautenden Dentals bei der Entstehung und Ausbreitung der PDM auch spielt – sicher ist, dass die dental anlautenden Formen einen älteren Zustand wiedergeben als *əm, im, am*, der nur schon lautlich nicht vereinbar ist mit der PDM, die hier als fusionale Form aus Dativmarker und Artikel auftreten müsste. Zum anderen können im Wallis keine dreisilbigen Formen des indefiniten Artikel Dativ Sg. m. (*əmənə* u. ä.) nachgewiesen werden. Wir haben gesehen (4.3.1, §2), dass in der Entstehungsgeschichte dieser Artikelformen das Muster der präpositionalen Zusammensetzungen eine Rolle gespielt haben muss – im Wallis dagegen hat es auch bei dieser Form keine Spuren hinterlassen. Gleiches gilt auch für das höchstalemannische Berner Oberland.

4.5.3 Basel, Bern und Zürich

1. Im Gegensatz zum Wallis kann für B a s e l nachgewiesen werden, dass die PDM hier aufgegeben worden ist. Bei G. A. Seiler (1879), S. 345 und G. Binz

91 Ein Solothurner meinte gar, die Form klinge vollkommen luzerndeutsch, und wer sie verwende, spreche kein rechtes Solothurnerdeutsch! Umgekehrt habe ich mehrmals Solothurner bei der Verwendung der PDM registriert, allerdings ausnahmslos der mittleren bis älteren Generation zugehörende.

(1888), S. 32 wird sie noch erwähnt, auch wenn sie in Basel möglicherweise nie besonders gut etabliert war. Die neue Grammatik von R. Suter (1992), S. 63 führt die PDM nicht mehr auf; nur die fusionalen Formen *am* und *im* werden erwähnt[92].

2. Schwierig zu beurteilen sind die Verhältnisse im Kanton B e r n. Der definite Artikel lautet im Berner Mittelland fast durchgehend *am* (SDS, III, Karte 140), die Form ist also homophon mit dem Amalgam aus echter Präposition 'an' und Artikel. W. Hodler (1969), S. 456f gibt zahlreiche (literarische!) Belege für die PDM an, und doch scheint sie sich nicht recht durchgesetzt zu haben. W. Hodler weist ausdrücklich darauf hin, dass die Form „besonders in der ländlichen M[und]a[rt]" (S. 455) bzw. „fast nur auf dem Lande" (S. 456) üblich sei. Umgekehrt weist das (v. a. burgerliche) Stadtberndeutsche einige Merkmale auf, in denen es mit der Standardsprache, aber nicht mit dem Umland übereinstimmt, z. B.: keine *l*-Vokalisierung in der Silbencoda ([vælt], nicht [væwt]); keine Velarisierung und Vereinfachung von *nd*-Clustern ([hund], nicht [huŋ]), Erhalt (oder Wiederherstellung?) von *-uŋ* in Wörtern wie 'Zeitung' ([tsituŋ], nicht [tsitig]). Auf die bewusste Pflege diese Merkmale wird von den Sprechern größter Wert gelegt. Wenn man sich vor diesem Hintergrund vergegenwärtigt, dass im Berndeutschen durchaus Ansätze zur PDM vorhanden sind, sie sich aber offenbar nicht gleich durchsetzen konnte wie z. B. in der Zentralschweiz, könnte die Erklärung in einer Art dialektalem Normbewusstsein liegen, innerhalb dessen die PDM als „nicht gutes Berndeutsch" gelten muss. Dass die PDM auch in den ländlichen Gebieten nur wenig in den SDS-Aufnahmen und den aktuellen Befragungen des Zürcher Projekts zur Dialektsyntax auftaucht, wäre dann auf den Einfluss der Stadtmundart auf das Umland, der die PDM „kurz hält", zurückzuführen. Zudem ist damit zu rechnen, dass sich Informanten in der Befragungssituation bewusst oder unbewusst einer Normvorstellung von gutem Dialekt anpassen, die gerade im Berndeutschen besonders ausgeprägt ist und die PDM anscheinend benachteiligt.

3. Ein ähnliches Normbewusstsein ist in Z ü r i c h zwar weniger zu erwarten. Es ist jedoch gut möglich, dass sich die PDM ebenfalls unter dem Einfluss der Stadtmundart auf das Umland hier nie richtig etablieren konnte. Einen Hinweis liefert die noch Mitte des 20. Jahrhunderts stark verbreitete, mit der PDM schlecht vereinbare dental anlautende Artikelform *dəm* (SDS, III, Karte 140). In alle Himmelsrichtungen ist der Kanton Zürich ausschließlich von dentallosen Formen umgeben (die sich heute ja auch vollkommen durchgesetzt haben), dental anlautende Formen gibt es erst wieder in einigem Abstand im Höchstalemannischen. Bildet das Zürichdeutsche also zusammen mit dem Höchstalemannischen diesbezüglich ein Reliktgebiet? Ein im weitesten Sinn vergleichbarer Fall ist die im Zürichdeutschen und Höchstalemannischen (und in Teilen der Zentralschweiz) unterbliebene Rundung („Verdumpfung") von mittelhochdeutschem /a:/ zu /o:/.

92 Dennoch liegen mir Hörbelege für den *in-* und den *an-*Typ vor: *Doo han ich inn de Verantwortliche vo Franggriich gsait, bitte machets nitt!* 'Dann habe ich den Verantwortlichen aus Frankreich gesagt, bitte macht es nicht!' (Basel Stadt). *Äär hilft a Mänätscher, wo...* 'Er hilft Managern, die...' (Basel Stadt).

Auch hier ist das Zürichdeutsche unerwartet konservativ, zeigt damit aber zugleich einen Zustand, der der Standardsprache vergleichsweise nah ist. R. Hotzenköcherle (1984), S. 31 argumentiert plausibel dafür, dass das Zürichdeutsche die Verdumpfung mitgemacht und zu einem späteren Zeitpunkt wieder aufgegeben habe:

> „Die heutigen unverdumpften bzw. schwachverdumpften Formen im Kanton Zürich sind also sicher nicht alte *ā*-Formen im Sinn der südlichen, eigentlichen Bewahrungslandschaft [...], sondern das Ergebnis eines jüngeren Verdrängungsprozesses, welcher das als ländlich empfundene *ǭ* in *Oobig*, *Hoor*, *Joor* usw. durch das sozial weniger exponierte (zugleich schriftsprachnähere) *ā* ersetzt: zuerst wohl in der Stadt, dann allmählich aber auch in der umliegenden Landschaft mit vorläufiger Ausnahme des z. T. abgelegenen Zürcher Oberlandes, wo die alte *ǭ*-Aussprache heute aber ebenfalls rapid zurückgeht" (R. Hotzenköcherle 1984, S. 31).

Möglicherweise sind die PDM und der lange Erhalt der dental anlautenden Artikelformen dazu ganz parallele Fälle: Einfluss der Stadtmundart, die ihrerseits schriftnähere Optionen begünstigt.

Damit dürfte auch deutlich geworden sein, welches Merkmal die (fast) PDM-freien Gebiete um Basel, Bern und Zürich verbindet: In allen gibt es ein urbanes Zentrum mit wohl einigem sprachlichen Einfluss auf das Umland. Allem Anschein nach verhindert dies eine wirkliche Durchsetzung der PDM – auch wenn freilich nicht vergessen werden darf, dass die PDM für alle drei durchaus belegt werden kann. (Zumindest in Zürich ist die PDM meinem subjektiven Eindruck nach sogar im Trend.)

4.5.4 Graubünden

1. Wenn wir in Graubünden die Walser Dialekte beiseite lassen und das Fehlen der PDM hier als konservativen Sprachzustand interpretieren[93], den die Bündner Walser mit anderen höchstalemmanischen Dialekten teilen, bleibt immer noch der übrige deutschsprachige Teil Graubündens, v. a. der Dialekt der Hauptstadt Chur. Abgesehen von den Walserorten ist das heutige deutschsprachige Graubünden Produkt eines Germanisierungsprozesses von ehemals rätoromanischen Gebieten, der teilweise bis heute noch andauert. Das Bündnerdeutsche unterscheidet sich z. T. stark von den übrigen schweizerdeutschen Dialekten. Die Wirkung von rätoromanischem Substrat kann für das F e h l e n der PDM allerdings kaum verantwortlich gemacht werden und wird im Folgenden nicht weiter besprochen (Weiteres zum Rätoromanischen vgl. 8.3.3).

93 Völlig isoliert taucht im SDS-Material *awēm* 'wem' auf für Avers. Außer diesem gibt es keine weiteren PDM-Belege für Avers und Graubünden allg.

2. Die Germanisierung von Chur und Umgebung setzte ab dem 9. Jh. ein und dürfte im 16. Jh. abgeschlossen gewesen sein[94]. Um 1300 war die Bündner Herrschaft, das Gebiet am Rhein unterhalb von Chur, noch zweisprachig[95]. Auffällige Dialektmerkmale von Chur sind beispielsweise: Dehnung in offener Tonsilbe; Abschwächung der Geminaten; Verdumpfung von ahd. *ā*; Aspiration von anlautendem stimmlosen velaren Plosiv (*kh-*) (R. Trüb 1951, S. 260). Trüb hält es für wenig plausibel, diese Merkmale alle auf romanisches Substrat zurückzuführen. Trüb schlägt stattdessen vor, sie aus den Dialekten herzuleiten, die bei der Germanisierung ausschlaggebend waren, also aus dem Superstrat:

> „Jedenfalls spricht die Art der Germanisierung [...], nämlich im Zusammenhang mit den vielfätligen territorialen Verhältnissen der Feudalzeit, eher für eine solche Lösung. Ob nun die die Verdeutschung tragende Bevölkerungsschicht wirklich zum größten Teil aus der Bodenseegegend, jedenfalls nicht aus der Gegend Glarus–Zürich, stammt, wäre nun sprachlich daran zu prüfen, ob die genannten vier Mundartmerkmale, die wir auch schon für die Zeit der Verdeutschung als bestehend annehmen, damals in jener Gegend – sagen wir einmal im Schwäbischen – schon bestanden haben. [...] In der Tat besitzt nun das Schwäbische der mittelhochdeutschen Zeit mit den heutigen Mundarten der Herrschaft und Churs überraschend viele Gemeinsamkeiten [nämlich bezüglich der vier genannten Merkmale, GS]" (R. Trüb 1951, S. 260f).

R. Trüb (1951), S. 263 vermutet daher, „die Mundarten des Churer Rheintales wie des Seezgebietes von Berschis an ostwärts [...] seien ursprünglich schwäbische Mundarten gewesen"; der Dialekt, der in Chur das Romanische verdrängte, wird „lautlich dem Schwäbischen des 11.–13. Jahrhunderts sehr ähnlich gewesen sein".

Welche Konsequenzen ergeben sich für die PDM? Gehen wir versuchshalber davon aus, der Grund für das Fehlen der PDM liege darin, dass das Gebiet vom Schwäbischen des 11.–13. Jahrhunderts aus germanisiert worden sei. Das würde zum einen bedeuten, dass sich die PDM in der Deutschschweiz sehr früh ausbildete, gleichzeitig mit oder früher als die „schwäbische" Germanisierung Churs (und von da aus Graubündens). Das Fehlen der PDM würde sich dadurch erklären, dass sie zu der Zeit Chur noch gar nicht erreichen konnte. Sie hätte sich nur hierher ausbreiten können, wenn die Germanisierung auf der Grundlage von anderen Deutschschweizer Dialekten (mit PDM) passiert wäre. Zum anderen bedeutet das aber auch, dass es im Schwäbischen des 11.–13. Jahrhunderts keine PDM gab. Es gibt aber Hinweise (vgl. 3.6, §3), dass die PDM im Schwäbischen noch bis ins 18.–19. Jahrhundert möglich war, später aber aufgegeben worden ist. Der schwäbische Charakter der Churer Mundart kann deshalb nicht bedenkenlos als Grund für das Fehlen der PDM angegeben werden. Es sei denn, wir schließen, dass das Schwäbische die PDM zu der Zeit noch nicht kannte, dass sie sich also im Süden (Deutschschweiz) schon früh ausbildete und sich später nach Norden

94 R. Hotzenköcherle (1984), S. 139; P. Meinherz (1920), S. 225; R. Trüb (1951), S. 263.

95 P. Meinherz (1920), S. 225.

ausbreitete, im 11.–13. Jahrhundert das Schwäbische aber noch nicht erreichen konnte. Außerdem wäre denkbar, dass sich die PDM im Schwäbischen nie richtig durchsetzen konnte und immer schon nur ganz vereinzelt aufgetreten ist (ähnlich wie heute in Basel, Bern, Zürich).

3. Weniger spekulativ ist ein anderer Gesichtspunkt, nämlich der besondere Stellenwert der Schriftsprache in Graubünden. Sie ist die Sprache, „in der sich die verschiedensprachigen Bündner am leichtesten verständigen können" (R. Trüb 1951, S. 262). Auch P. Meinherz (1920), S. 235 stellt fest, dass die Schriftsprache, besonders im Verkehr mit Romanen, auch noch 1920 einen viel höheren Stellenwert auch als gesprochenes Medium besitzt als anderswo in der Deutschschweiz:

> „Das Hochdeutsche [ist] den dt. Bündnern viel vertrauter und wird von ihnen mit größerer Sicherheit gehandhabt als von den übrigen Schweizern" (P. Meinherz 1920, S. 235).

Welche große Präsenz die gesprochene Standardsprache besitzt, zeigt P. Meinherz' aus „normal-deutschschweizerischer" Sicht fast unglaubliche Feststellung, dass oftmals „der Bündner [...] bei längerem Sprechen unwillkürlich ins Hochdt. [gerät]" (S. 235)! Für die PDM würde dies bedeuten, dass der ungeheuer große schriftsprachliche Einfluss auch auf die gesprochene Sprache in Graubünden die Durchsetzung der PDM erschwert bzw. verhindert hat.

Möglicherweise liegt die Lösung auch im kombinierten Auftreten des sprachgeographischen (schwäbischer Einfluss) und des medial-varietätenlinguistischen Gesichtspunktes, da nach R. Hotzenköcherle (1984) die Germanisierung Churs von Anfang an einigermaßen schriftzentriert ablief:

> „Den Ausgangspunkt dieser ganzen neuen Herrenschicht und ihres Anhanges bildet Süddeutschland nördlich der Bodensee-Rhein-Linie [...]. Dazu kommt wohl von Anfang an, da es sich um eine ausgesprochene Verwaltungs- und Beamtenschicht handelt, eine starke kanzleisprachliche Komponente" (R. Hotzenköcherle 1984, S. 140).

4.5.5 Die besonderen Verhältnisse in Freiburg

1. Völlig isoliert vom übrigen Verbreitungsgebiet taucht die PDM im Kanton Freiburg wieder auf. Selbst wenn wir (unbeweisbarerweise) einmal annehmen, dass in einem früheren Stadium die PDM im Kanton Bern sehr viel weiter verbreitet war als heute – womit areale Kontinuität zum übrigen PDM-Gebiet hergestellt wäre – stellt sich immer noch das Problem, dass der Dativmarker in Bern, wenn er überhaupt auftritt, dem *an*-Typ entspricht, in Freiburg aber der *in*-Typ dominiert. Es wäre immerhin auch denkbar, dass die PDM aus der Zentralschweiz nach Freiburg (aber nicht Bern) importiert worden ist. Freiburg ist gleich wie die Zentralschweiz aber anders als Bern katholisch und könnte deshalb

kulturell besonders eng an die Zentralschweiz angebunden sein. Analoge Fälle, wo Freiburg sprachlich sowohl von Bern als auch vom Wallis abweicht, dafür mit der Zentralschweiz zusammengeht, sind mir aus der Sprachgeographie aber nicht bekannt.

2. Ein genauerer Blick auf das systematische Funktionieren der PDM und die Kasusmorphologie in Freiburg zeigt nun, dass die Regularitäten deutlich von denen in der übrigen Deutschschweiz abweichen:

(a) Der definite Artikel Dativ Sg. m. kommt (in freier Verwendung) mit anlautendem Dental vor: *dəm*, *dum*, z. B. *dum tɔkxtər sis wǣgəli* 'dem Dokor sein Wägelchen' (W. Henzen 1927, S. 179). Dieses Merkmal teilt Freiburg mit dem Wallis, woraus ich schließe, dass es sich um einen gegenüber dentallosen Formen älteren Zustand im Höchstalemannischen handelt. Nicht nur herrschen außerhalb des Höchstalemannischen dentallose Formen vor, somit auch in den übrigen PDM-Dialekten; mancherorts (v. a. Basel, Bern, Zürich) ist es sogar so, dass dies die einzigen Formen sind, die mit der PDM in Zusammenhang gebracht werden können, nämlich dann, wenn sie lautlich mit den Amalgamen aus Präposition und Artikel *am* bzw. *im* übereinstimmen. Wir würden von dem, was wir bisher über die PDM wissen, erwarten, dass gerade Artikelformen und insbesondere fusionale Formen überdurchschnittlich anfällig sind für die PDM. Das trifft überall zu außer in Freiburg.

(b) Im SDS-Material ist die PDM bei Personalpronomen im Kanton Freiburg nur für Plaffeien belegt: 1. Sg. *ɪ̹mər*, 2. Pl. *ɪ̹nʊ̹x*[96]. In beiden Fällen handelt es sich um klitische Formen (vgl. K. Stucki 1917, S. 280; SDS, III, Karten 208, 209), die Vollformen würden *(ɪ)mīr*, *(ɪ)nǭx* lauten. Klitische Personalpronomen mit Dativmarker sind nirgendwo sonst belegt; nach aller anderen Evidenz ist die PDM nur bei Vollformen möglich.

(c) In der 1. und 2. Pers. der Personalpronomen sowie beim Interrogativpronomen 'wer' sind Akkusativ und Dativ nach der Dativform ausgeglichen worden[97]. Davon sind Vollformen und Klitika betroffen. *(ɪ)mīr*, *(ɪ)mər* und *(ɪ)dīr*, *(ɪ)dər* werden akkusativisch und dativisch verwendet, ebenso *(ɪ)wɛmm* (K. Stucki 1917, S. 280; W. Henzen 1927, S. 201). In der 3. Person und bei anderen Determinativen und Artikelformen ist der Kontrast Akkusativ vs. Dativ intakt.

(d) Dabei wird *ɪ*- auch akkusativisch eingesetzt; Bsp.: *fu̜r (ɪ) wem(m)* (W. Henzen 1927, S. 201). (Es ist legitim, hier von Akkusativ zu sprechen, da der Kontrast bei anderen Pronomen ja intakt ist; **fu̜r ɪrə* wäre ausgeschlossen, nur *fu̜r sia* wäre möglich.) Es kommt sogar auch in der klitischen Akkusativform der 3.

---

96 [das hat meine Mutter] *ɪ̹mər* [gelehrt] 'das hat mir meine Mutter beigebracht'; [ob ich alles recht] *ɪ̹nʊ̹x* [gesagt habe] 'ob ich Ihnen alles recht gesagt habe' (Spontanmaterial des SDS).

97 Im SDS-Spontanmaterial ist das belegt für Gurmels, Düdingen, Wünnewil, Überstorf, Freiburg, Tafers, Wengliswil, Heitenried, Giffers, Plaffeien, Schwarzsee. Bsp.: *wen i di̯ər wæri* 'wenn ich dich wäre' (=wenn ich du wäre; Akkusativ gilt hier allg. für das Alemannische).

Pers. Pl. vor: *(ɪ)sɪ* (K. Stucki 1917, S. 281), einer Form also, wo der Dativ *(ɪ)nə* nicht nach dem Akkusativ ausgeglichen worden ist; ebenso Akkusativ der 3. Pers. Sg. m. *(ɪ)na* (K. Stucki 1917, S. 281). Im Spontanmaterial des SDS finden sich für Jaun noch die Beispiele: [man muss] *is̨į štrẹələ* 'man muss sie (=die *Schneggeta*, das Heubündel, Akkusativ Sg. f., klitisch) abputzen'; *is̨į xrụmpə* 'sich bücken' (Reflexivpronomen, klitisch).

(e) Das Beispiel *für (ɪ) wem(m)* zeigt, dass *ɪ* auch nach Präposition stehen kann. Zwar komme das selten vor (W. Henzen 1917, S. 196), aber immerhin ist es anscheinend möglich. Gleiches wäre für den Dativmarker im eigentlichen PDM-Gebiet völlig ausgeschlossen.

(f) *ɪ-* ist immer optional (das ist nicht weiter beunruhigend).

Damit dürfte deutlich geworden sein, dass *ɪ-* in Freiburg wesentliche Distributionseigenschaften des Dativmarkers nicht teilt.

3. K. Stucki (1917), S. 280 schlägt als Ausgangspunkt für die historische Erklärung das Nebeneinander von mit und ohne *ɪ-* anlautenden Formen der schwachtonigen Personalpronomen der 3. Pers. vor (Dat. Sg. m. *ɪmu* – *mu*, Akk. Sg. m. *ɪna* – *na*, Dat. Pl. *ɪmə* – *nə*). Klitische Formen ohne *ɪ-* (Akk. *nə*, Dat. Pl. *nə*, vs. Vollformen *ɪnn*, *ɪmə*) kommen in der ganzen westlichen Deutschschweiz vor (SDS, III, Karte 206). *ɪ-* ist also ursprünglich einfach der Stammvokal des Pronomens, der im Westschweizerdeutschen in klitischer Position weggefallen ist. In Freiburg haben sich neben diesen um die erste Silbe gekürzten Formen auch zweisilbige noch erhalten, so dass *ɪmə* und *nə* synchron nebeneinander vorkommen. K. Stucki (1917), S. 280 und SDS, III, Karte 205 gehen davon aus, dass bei Klise die erste und nicht die zweite Silbe gekürzt worden ist, weil auf der zweiten Silbe ein Nebenton lag; vgl. zum Althochdeutschen:

> „Das Pronomen der 3. Person gibt hinter anderen starkbetonten Wörtern meist seinen eigenen Starkton auf und wird dem vorangehenden Wort enklitisch angeschlossen. Die einsilbigen Formen sind dann ganz ohne Ton, die zweisilbigen haben einen Nebenton auf der 2. Silbe, während die Stammsilbe tonlos wird (*inàn*, *imò*, *irò*)" (W. Braune / H. Eggers 1987, S. 241).

Die synchrone Varianz von Formen mit und ohne *ɪ-* wird nun auf weitere Formen analogisch ausgedehnt, die lautgeschichtlich nie ein *ɪ-* enthielten: *na* : *ɪna* = *mu* : *ɪmu* = *sɪ* : x → x = *ɪsɪ*.

Außerdem werden in der 1. und 2. Pers. Sg. Akkusativ und Dativ nach dem Akkusativ ausgeglichen, was K. Stucki (1917), S. 280 aus Analogie zu den Pluralformen erklärt.

Die Konsequenz dieser Entwicklungen ist, dass *ɪ-* als Bestandteil von nichtnominativischen Pronominalformen, d. h. Dativ und Akkusativ, auftritt.

4. Außerhalb der Pronomen scheint *ɪ-* aber auf dativische Funktion beschränkt zu sein. Wenn wir die Verteilung von *ɪ-* auf Kasuskategorien bei Personalpronomen und übrigen Determinativen vergleichen, sieht es ganz danach aus, als ob das Kasussystem der Personalpronomen ein anderes ist als dasjenige der übrigen Determinative:

	Personalpronomen	Übrige Determinative
Nom.		
Akk.	*ɪ-*	
Dat.	*ɪ-*	*ɪ-*

Bei den Pronomen verhält sich der Akkusativ gleich wie der Dativ; sonst verhält sich der Akkusativ gleich wie der Nominativ.

Diese Verteilung kann nun in Beziehung gebracht werden mit der Flexionsmorphologie. Bei einer lexikalisch gefüllten Nominalphrase (NP) mit Determinativ wird der Akkusativ mit der gleichen Form wie der Nominativ ausgedrückt. Bei den Personalpronomen wird nun aber der Akkusativ mit der gleichen Form wie der Dativ ausgedrückt. Beides, die Verteilung von *ɪ-* und die morphologischen Distinktionen, kann als Äußerungsform derselben Tendenz angesehen werden: Normale NPs unterscheiden den Akkusativ nicht vom Nominativ, aber vom Dativ. Dagegen unterscheiden Pronomen den Akkusativ vom Nominativ, aber nicht vom Dativ. *ɪ-* kann in diesem Zusammenhang nicht vorbehaltlos als D a t i v marker gelten. Eher ist *ɪ-* ein allgemeiner Nicht-Nominativ- oder Objektmarker, der immer dann auftritt, wenn das Distinktionssystem eine vom Nominativ differenzierte Markierung vorschreibt: Bei normalen NPs ist dies nur der Fall beim Dativ, bei Personalpronomen auch beim Akkusativ.

Nur am Rande sei angemerkt, dass eine solche Verteilung nicht völlig exotisch ist. Sie erinnert etwa stark an das Auftreten des Objektmarkierers *a* im Spanischen. *a* tritt konsequent auf beim indirekten Objekt (wie das Freiburger *ɪ-*). Beim direkten Objekt tritt *a* nur dann auf, wenn eine gegenüber dem Subjekt distinkte Markierung verlangt ist (die allerdings identisch ist mit dem indirekten Objekt); im Spanischen ist dies der Fall bei +belebten +spezifischen Objekten:

(Spanisch) –spezifisch:
Buscamos un médico
'We are looking for a doctor (no matter whom)'

+spezifisch:
Buscamos a un médico
'We are looking for a doctor (a particular one)'
(N. Delbecque / B. Lamoroy 1996, S. 78)

In Freiburg ist eine spezielle Markierung der Objektsfunktion anscheinend nur bei Personalpronomen, nicht bei normalen NPs gefordert. Die spanische und die

Freiburger Verteilung sind aber beide vereinbar mit der Belebtheits- und der Referentialitätshierarchie (G. Bossong 1998, 203f), die bei der differenziellen Objektmarkierung einschlägig sind[98].

Der Status von Freiburger *i-* als Nicht-Nominativ-Marker unterscheidet sich grundsätzlich von demjenigen des Dativmarkers in den übrigen PDM-Dialekten, wo der Dativmarker ausschließlich in dativischer Funktion eingesetzt werden kann.

5. Ich schließe daraus, dass dieses System erstens synchron grammatisch deutlich anders gesteuert ist und zweitens diachron mit einiger Wahrscheinlichkeit auch anders entstanden ist als die PDM, wie wir sie sonst kennen. Die Behauptung, dass es die PDM auch in Freiburg gebe, ist irreführend; was es gibt, hat zwar v. a. auf den ersten Blick große Ähnlichkeit mit der PDM, sollte aber nicht mit ihr gleichgesetzt werden.

4.5.6 Zusammenfassung

1. Betrachtet man das Kartenbild der Gesamtverbreitung der PDM, fällt es zunächst schwer, den sprachgeographischen Befund auf einen Nenner zu bringen. Das Phänomen kann weder als ost- noch als westschweizerdeutsch bezeichnet werden. Auch eine Unterscheidung in alpine vs. nicht-alpine Mundarten versagt weitgehend. Andererseits lässt sich das PDM-Verbreitungsgebiet erstaunlich einfach umschreiben; es umfasst die gesamte Zentralschweiz in großer Konsequenz, außerdem die Kantone Aargau und Solothurn, Schaffhausen, teilweise Freiburg; in der Ostschweiz tritt das Phänomen noch recht gehäuft im Toggenburg auf. Besonders signifikant ist die fast vollständige Kongruenz der Begrenzung der PDM-freien Zone mit den Kantonsgrenzen von Basel, Bern und Zürich. Die Verteilung nach kantonalen Territorien ist so augenfällig, dass für diesen Fall die – sonst zumeist simplifizierende, nicht linguistisch legitimierte – Identifizierung von Kantonen mit Dialekträumen bei der Darstellung eines sprachgeographischen Befunds keine größeren Probleme bereitet.

2. Als Kerngebiet hat sich die ganze Zentralschweiz erwiesen. Nicht nur ist hier die PDM lückenlos belegt, sie tritt auch in allen Vorkommenstypen auf. Für einige Orte ist zudem anzunehmen, dass der Dativmarker obligatorisch eingesetzt wird.

3. Nach Norden setzt sich das Verbreitungsgebiet im Kanton Aargau fort, mit einem westlichen Ausläufer nach Solothurn. Über den Südschwarzwald ist auch

98 Ein Problem, für das mir keine Lösung einfällt, möchte ich wenigstens ansprechen: Die differenzielle Objektmarkierung im Spanischen agiert auf der Ebene der grammatischen Relationen Subjekt und Objekt; in Freiburg sind aber die Kasus Nominativ, Akkusativ und Dativ ausschlaggebend, unabhängig von der grammatischen Relation (*i-* kommt beispielsweise ja auch in einer Präpositionalphrase vor).

Schaffhausen in der zusammenhängenden PDM-Zone enthalten. Im Aargau und in Schaffhausen ist die PDM ebenfalls grundsätzlich in allen Vorkommenstypen gut nachweisbar, einige Orte kennen sie aber nicht bei Personalpronomen.

4. In den Kantonen Basel, Bern und Zürich ist die PDM nur vereinzelt nachweisbar, und dies vornehmlich beim definiten Artikel.

5. In Graubünden kommt die PDM praktisch nicht vor.

6. Im Wallis und im Berner Oberland ist die PDM nicht nachweisbar.

7. In Freiburg sind präponierte Marker vor Dativformen zu beobachten, deren grammatisches Funktionieren sich deutlich von der PDM unterscheidet.

8. Auf die Frage, ob sich die PDM eher noch ausbreitet oder auf dem Rückzug befindet, lässt sich nur differenziert und im Wesentlichen nur aufgrund eigener Beobachtungen antworten. In der Innerschweiz scheint sie recht stabil zu sein, im Luzerndeutschen habe sie sich, so Haas (1989)[99], in den letzten Jahrzehnten gar noch stärker durchgesetzt. In Solothurn ist sie dagegen deutlich zurückgegangen. In Basel ist die PDM ganz aufgegeben worden, war aber wahrscheinlich nie besonders etabliert. Für Zürich lässt sich vorsichtig vermuten, dass sie, sofern überhaupt eine Bewegung diagnostiziert werden kann, hier eher in Ausbreitung begriffen ist, wobei allerdings die areale Geschlossenheit und systematische Konsequenz des Luzerndeutschen keineswegs erreicht wird. Zumindest bereitet es aber keine größeren Probleme, jüngere Sprecher des Zürichdeutschen zu finden, welche die PDM wenigstens vor Artikel benutzen. Es ist allerdings scharf zu trennen zwischen der Entwicklung des Luzerndeutschen, das zu einer (Quasi-) Obligatorizität der PDM tendiert, und den nicht-autochthonen PDM-Gebieten, wo, ausgehend von zunächst vollkommenem Fehlen der PDM, der Dativmarker relativ neu als fakultative, zusätzliche Möglichkeit ins System überhaupt erst aufgenommen wird.

99 „In andern Fällen führte die Entwicklung seit Fischer manchmal auch von der Schriftsprache weg [...]: Noch immer gibt es viele Sprecher, die die Milch *Melch* nennen, aber häufiger sind jetzt jene, die *Möuch* sagen; noch immer gibt es Luzerner, die *de Spatze zueluegid*, die meisten aber *luegid e de Spatze zue*." (W. Haas, Anhang zu L. Fischer 1960, 2. Auflage 1989, S. 570). Walter Haas, Freiburg (Schweiz), hat mir die Tendenz zur konsequenten Durchsetzung der PDM im Luzerndeutschen auf meine Anfrage hin nochmals mündlich bestätigt.

4.6 Bemerkungen zu Entstehung und Alter der PDM

1. Fast alle Darstellungen, die sich zur Entstehung der PDM äußern, sehen den Ansatzpunkt in den fusionalen Formen *am*, *amə*, *anərə* usw.[100] Die reinen Artikelformen und die Amalgame aus Präposition und Artikel sind lautlich so ähnlich oder fallen gar zusammen, dass die reinen Artikelformen ebenfalls als Amalgame reanalysiert werden. Auf dieser Grundlage werden analoge präpositionale Bildungen auch bei anderen Formen möglich.

2. Innerhalb dieser Theorie gibt es zwei Varianten. In der einen Variante erfahren die zunächst nur Schwa enthaltenden Artikelformen *əm*, *əmə*, *ənərə* eine „blosse Lautverstärkung" (Idiotikon, I, Sp. 255), „lautliche Verstärkung" (Idiotikon, I, Sp. 290) bzw. „vokalische Aufwertung" (W. Hodler 1969, S. 456). Der Reduktionsvokal erhält also eine volle Vokalqualität, die in den einen Dialekten in Richtung *i*, in den anderen in Richtung *a* geht. Dadurch fällt die Artikelform lautlich zusammen mit den präpositionalen Amalgamen 'an_dem' bzw. 'in_dem'. Wie diese Aufwertung motiviert werden kann, mutmaßt W. Hodler (1969):

> „Diese Aufwertung konnte sehr leicht bald in Richtung von *a*, bald in der von *i* erfolgen. Am meisten bedürftig einer solchen Aufwertung war der mask.-neutr. Dat. Sg. *əm*, unbest. *əmənə*. Da die Dativform nur noch am Artikel erkennbar ist, so mußte sich in Fällen, wo das Satzverständnis an der Deutlichkeit der Dativform hing, das gebieterische Bedürfnis nach eindeutiger Charakterisierung dieser Form einstellen" (W. Hodler 1969, S. 456; Hervorhebung im Original).

Ich sehe nicht, was an einer Form *am* (≠ *də(r)* Nom. Sg. m.) eindeutiger sein soll als an *əm*. Die „Aufwertung" ermöglicht keine neuen Distinktionen (wenn schon, dann geht sogar eine Distinktion verloren, nämlich die zwischen Präpositionalphrase mit 'an' als Kopf und dativischer Nominalphrase). Das Idiotikon unternimmt den Versuch gar nicht erst, die „Aufwertung" von Schwa im Dativ zu erklären.

3. In der anderen Variante wird nicht mit einem – von der späteren PDM zunächst unabhängigen – vokalischen Aufwertungsprozess gearbeitet. Der Zusammenfall der reinen Artikelformen mit den Amalgamen 'an_Artikel' bzw. 'in_Artikel' kommt dadurch zustande, dass von letzteren schwachtonige Varianten mit Schwa-Vokalismus existeren. Tatsächlich lässt sich dies auch belegen, vgl. z. B. *əm mɔrgə*, *əm sɔmmər* 'am Morgen, im Sommer' (J. Vetsch 1910, S. 125). Damit lauten schwachtoniges 'an_dem' und 'dem' identisch, nämlich *əm*. Hier operiert nun die Reanalyse. So wie *əm* eine lautlich abgeschwächte Variante von *am* 'an_dem' ist, so wird auch die eigentliche Artikelform *əm* als abgeschwächte Variante von *am* interpretiert:

100 L. Fischer (1960), S. 185; W. Hodler (1969), S. 456; Idiotikon, I, Sp. 255, Sp. 290, XIII, Sp. 1190; W. Marti (1985), S. 79; A. Weber (1923), S. 173; A. Weber (1964), S. 102.

> „Diese präpositionalen (und eigentlich pleonastischen) Fügungen sind veranlasst durch den Zusammenfall der Artikelform *em* mit der in unbetonter Stellung zu *em* geschwächten Präposition *am* bzw. *im* (vgl. *em Morge* = dem Morgen, und *em Morge* = am Morgen), wonach dann die volle Form des Vorwortes (*am*, *im*) auch in den Dativ eingeführt werden konnte" (A. Weber 1964, S. 102).

4. Mir scheint diese zweite Variante der Reanalysetheorie plausibler, da nicht mit einer sonst nicht unabhängig belegten Lautveränderung (vokalische Aufwertung) gearbeitet werden muss. Wenn man mit vokalischer Aufwertung arbeiten will, muss man zusätzlich erklären, warum sie ausgerechnet im Dativ stattfindet und auf diesen beschränkt ist (der mit *əm* lautlich fast identische indefinite Artikel Nom./Akk. Sg. m. *ən* durchläuft diese Entwicklung nicht). Eine Entwicklung von *əm* zu *am* bzw. *im* sollte daher aus der morphologischen Struktur motiviert werden. Wie dem auch sei: Es scheint mir sicher, dass in der Entstehung der PDM die fusionalen Formen *am*, *amə(nə)*, *anərə* (bzw. *im* usw.) eine entscheidende Rolle spielen und der Erfolg einer Entstehungstheorie vom richtigen Verständnis dieser Formen abhängt. Der sprachgeographische Reflex der zentralen Rolle der fusionalen Formen ist darin zu sehen, dass auch außerhalb der eigentlichen PDM-Zone Formen des Typs *am* und *im* vorkommen, dass also die PDM-Zone eine Teilmenge bildet der Gebiete, wo Artikelformen in freier Verwendung homophon sind mit präpositionalen Amalgamen. Das ist in der Deutschschweiz nicht anders als im Elsass und in Baden-Württemberg (die speziellen Verhältnisse in Freiburg müssen separat erklärt werden, s. o., 4.5.5).

5. Einzig F. J. Stalder (1819) vertritt die Hypothese, dass der Dativmarker auf das Personalpronomen zurückzuführen ist:

> „Dieser letztere Dativ (nämlich *im*) des männlichen und sächlichen Geschlechts der Einzahl ist nichts anders denn das mit dem Wemfall des bestimmten Artikels verschmolzene Vorwörtchen *in*, wie z. B. *er heds im Aetti ggäh*, er hat es dem Vater (gleichsam *in dem* oder verschrumpft *im Vater*) gegeben; oder was mir wahrscheinlicher deucht: das vor einem bestimmten Geschlechts- oder zueignenden Für- oder Beiwort stehende *i* ist ein unkenntlich verschrumpftes *ihr*, *ihm*, *ihnen*, um durch diese Vorsetzung mehr Nachdruck zu geben oder dadurch dem Subjekt gleichsam mehr Ehre zu erweisen; was durch den weiblichen Dativ der Einzahl als z. B. *ider Schwester* d. h. ihr, der Schwester, wie besonders durch den Dativ aller drei Geschlechter der Mehrzahl noch deutlicher werden wird" (F. J. Stalder 1819, S. 79f).

Die Hypothese erklärt nicht, warum es analog zu *ider Schwester* (< 'ihr, der Schwester') nicht auch **idem Vater* (< 'ihm, dem Vater') heißt. Im Femininum müsste die Sequenz aus Dativmarker + Artikel + Nomen auf eine Sequenz

Personalpronomen + Artikel + Nomen zurückgehen, im Maskulinum dagegen nur auf eine Sequenz Personalpronomen + Nomen. Das Problem stellt sich dagegen nicht, wenn man von Anfang an davon ausgeht, dass der Dativmarker in einem ganzen Paradigma von Präpositionen steht, die mit dem maskulinen Artikel Fusionsformen bilden (*am, bim, zum, fom* usw.), aber nicht mit dem femininen (*a der, bi der, zu der, fo der* usw.). Außerdem bietet F. J. Stalders Hypothese keine Erklärung für den *an*-Typ (der in seiner Arbeit allerdings auch nicht erwähnt wird). Schließlich ist unerklärt, warum Ähnliches in Präpositionalphrasen ausgeblieben ist: Warum nicht *mit ider Schwester* < 'mit ihr, der Schwester'?

6. Zum Alter der PDM sind der Literatur nur sehr wenige Hinweise zu entnehmen. A. Weber (1964), S. 102 spricht zwar von „jüngeren Nebenformen" und „junger Dativbildung" im Zürichdeutschen, erwähnt aber gleichzeitig deren Verankerung in den Dialekten der Zentralschweiz. Für diese (Luzern) vermutet W. Haas (1975) ein hohes Alter, ohne dass freilich klar wird, worauf die Vermutung beruht:

> „Die präpositionale Dativbildung scheint i[m Dialekt von Luzern] alt zu sein, doch muß offen bleiben, ob sie schon zu Schumachers Zeiten [vor 1730] die einzige [dialektale] Dativfügung war" (W. Haas 1975, S. 115).

Einige wenige ältere Belege im Idiotikon und bei R. Brandstetter (1890) und (1904) deuten aber darauf hin, dass die PDM zumindest in Luzern bereits in der frühen Neuzeit existiert hat; Genaueres siehe 8.3.1.

4.7 PDM in Walser Sprachinseln?

1. Die Südwalser Sprachinseln im Piemont sind durch Einwanderung aus dem Wallis im 13 Jh. entstanden. Die Kolonie von Issime war und ist sprachlich vom Mutterland isoliert und steht in starkem Kontakt zum sie umgebenden Frankoprovenzalischen, Piemontesischen und, in neuerer Zeit, v. a. zum Italienischen. Gegenwärtig ist die Morphosyntax der Issimer Walsermundart starken, kontaktsprachlich inferierten Umwälzungen unterworfen, so dass in einer Dorfgemeinschaft verschiedene Systeme, außerordentlich archaische und bemerkenswert innovative, nebeneinander existieren, wobei die Kompetenz im alemannischen Dialekt bei der jüngeren Generation natürlich generell stark gefährdet ist (P. Zürrer 1997, 155f). Die Dialekte von Gressoney und Issime sind von P. Zürrer (1999) vorbildlich beschrieben worden.

2. Prinzipiell steht den Sprechern in Issime reichhaltiges morphologisches Material zur Kasusflexion zur Verfügung. Es gibt keinen lauthistorischen Prozess, der eine Erosion von Flexiven hätte herbeiführen können. Dennoch „sind die Kasusformen in deutlich abnehmendem Gebrauch", wobei sich „Vermeidungs- und Ersatzstrategien" entwickeln, „die den Kasusgebrauch abdrängen und schließlich überflüssig machen" (P. Zürrer 1999, S. 200). Bei der Kodierung des indirekten Objekts lassen sich die folgenden Typen (a)–(d) unterscheiden; interessant ist für uns v. a. der Einsatz einer Präposition *a*, „die ebenso im deutschen Dialekt verwurzelt ist, wie sie auch von den romanischen Kontaktsprachen (Italienisch, Piemontesisch, Frankoprovenzalisch) herleitbar ist" (P. Zürrer 1999, S. 200):

Typ (a): Flexivischer Dativ:

$ge^{a}n$ *z essen da hünne!*
geben:1p zu essen den:Dp Hunden:Dp
'geben wir den Hunden zu essen!' (P. Zürrer 1999, S. 148)

wer baitun auwenandre, nöid iinenandre
wir warten euch:D nicht ihnen:D
'wir warten auf euch, nicht auf sie' (P. Zürrer 1999, S. 237)

Typ (b): Nominativ:

wer baitun arendri, nöid dschendri
wir warten ihr:N nicht sie:Np
'wir warten auf euch, nicht auf sie' (P. Zürrer 1999, S. 237)

Typ (c): *a* + Nominativ:

gib z esse a disch lamjini
gib zu essen A diese:Np Lämmer:Np
'gib diesen Lämmern zu essen!' (P. Zürrer 1999, S. 200)

a wier hendschis gsait? nuana a irendri un nöid a wiir
A wer:N haben=sie=es gesagt nur A ihr:N und nicht A wir:N
'wem haben sie es gesagt? Nur euch und nicht uns'
(P. Zürrer 1999, S. 237)

Typ (d): *a* + Dativ:

d schuulera gglaupen a ürju schulmaischtre
die:Np Schüler gehorchen A ihren:Dp Lehrern:Dp
'die Schüler gehorchen ihren Lehrern' (P. Zürrer 1999, S. 201)

gaisch ds geeld a ündsch
gibst:2s das Geld A uns:Dp
'du gibst das Geld uns' (P. Zürrer 1999, S. 243)[101]

101 P. Zürrer (1999), S. 243 glossiert *ündsch* mit Akkusativ (Akkusativ und Dativ sind in der 1. Pl. morphologisch nicht verschieden). Andere Pronomen (z. B. 1. Sg.) erscheinen in dieser Konstruktion aber eindeutig im Dativ.

Die Typen (a)–(d) verteilen sich teilweise auf verschiedene Generationen, wobei der flexivische Dativ bei der älteren Generation dominiert. Häufig variieren aber auch die einzelnen Sprecher zwischen den verschiedenen Kodierungsoptionen.

Typ (c) kann direkt auf das kontaktsprachliche Vorbild zurückgeführt werden: „Ersetzt man den synthetischen durch den analytischen Genitiv und Dativ, werden Kasusunterscheidungen hinfällig, da die dabei verwendeten Präpositionen ebenfalls nach kontaktsprachlichem Muster mit dem direkten Kasus gekoppelt werden können" (P. Zürrer 1999, S. 205). Bezieht man zusätzlich noch die Beobachtungen mit ein, dass Objektsakkusativ ebenfalls durch Nominativ ersetzt werden kann und dass alle Präpositionen den Nominativ regieren können, wird deutlich, dass (für einige Sprecher) der Nominativ i m m e r stehen kann, dass also die Kasusflexion insgesamt aufgegeben wird. Insofern haben wir es in Fällen wie *a wier* 'wem' nicht mit einem Kasus Nominativ zu tun (der in paradigmatischer Opposition steht zu Akkusativ und Dativ), sondern mit einem eigentlichen Nicht-Kasus, mit einer nicht kasusspezifizierten Form.

Für *a* + „Nominativ" gibt es im geschlossenen alemannischen Sprachgebiet kein Vorbild: Die Spezifik der oberdeutschen PDM liegt ja gerade darin, dass sie den präpositionalen Marker konsequent mit der Dativform kombiniert. Damit ist diese Issimer Kodierung des indirekten Objekts strukturell grundverschieden von derjenigen im übrigen Alemannischen, aber sehr ähnlich zu derjenigen in den romanischen Kontaktsprachen. Es darf außerdem nicht vergessen werden, dass das Alemannische durch Migration aus dem Oberwallis nach Issime gekommen ist. Im Oberwallis kann die PDM nirgends belegt werden, so dass die präpositionale Kodierung des indirekten Objekts in Issime nicht als Fortsetzung oder Weiterentwicklung der Verhältnisse im Mutterdialekt angesehen werden kann. Daraus und aus der deutlichen strukturellen Verschiedenheit von der oberdeutschen PDM ist zu schließen, dass die präpositionale Kodierung des indirekten Objekts in Issime das Resultat einer Eigenentwicklung unter intensivem Sprachkontakt ist.

Immerhin gibt es aber in Issime auch das strukturelle Analogon zur „normalen" PDM, nämlich den Typ (iv) (*a* + Dativ). Eigene Probebefragungen im Juni 2000 deuten darauf hin, dass das Personalpronomen 1. und 2. Sg. entweder im reinen Dativ oder in der Dativform mit vorgesetztem *a* erscheint, nicht aber *a* + Nominativ:

gib *s* *(a)mier* (Dallo a me!)
gib es A mir:D
'gib es mir!'

Es ist unwahrscheinlich, dass diese Konstruktion auch historisch mit der PDM identisch ist. Sie lässt sich aber als Eigenentwicklung erklären: Im Dialekt von Issime stehen verschiedene Kodierungssysteme nebeneinander zur Verfügung und variieren auch häufig bei ein und demselben Sprecher. Insbesondere stehen sich

ererbte höchstalemannische und kontaktsprachlich beeinflusste Muster gegenüber. In unserem Fall entspricht ersteres dem reinen Dativ (a), letzteres *a* + Nominativ (c). Der Typ (d) *a* + Dativ ist die Kombination dieser beiden Kodierungsoptionen. Mit (a) hat er den Einsatz desjenigen Kasus gemeinsam, der typischerweise mit der grammatischen Funktion indirektes Objekt im Höchstalemannischen assoziiert ist, mit (c) hat er den Einsatz desjenigen präpositionalen Markers gemeinsam, der typischerweise mit der grammatischen Funktion indirektes Objekt in den romanischen Kontaktsprachen assoziiert ist.

3. Genau diese Option, *a* + Dativ, ist außer in Issime auch in M a c u g n a g a und R i m a belegt. Das SDS-Material zeigt für Macugnaga *a welᵊem* 'wem', für Rima *a mi̯ar* 'mir', *a di̯ar* 'dir', *a endš* 'uns', *a wẹm* 'wem'. Reine Dative kommen ebenfalls vor, aber kein *a* + Nominativ. Auch hier ist es unwahrscheinlich, dass die eigentliche oberdeutsche PDM sich in diese Walsersiedlungen ausgebreitet bzw. vor der Migration im Oberwallis bestanden hätte. Die präpositionale Kodierung muss das Produkt aus intensivem Sprachkontakt sein und ergibt interessanterweise eine Strategie, die Elemente des höchstalemannischen und Elemente des romanischen Systems miteinander kombiniert.

5 Bairisch und bairische Sprachinseln

5.1 Überblick

1. Im Bairischen ist die PDM über ein großes Gebiet verbreitet, das aufgrund von publizierten und unpublizierten Quellen nachgeweisen werden kann. Die PDM wird in einschlägigen grammatischen Beschreibungen[102], Wörterbüchern[103] und weiteren, eher heterogenen Quellen[104] erwähnt. Besondere Erwähnung verdient dabei A. Pichler-Stainern (1999), die m. W. bislang einzige[105] auf die PDM fokussierte Arbeit überhaupt (Westkärnten), wo auch eine Entstehungstheorie vorgeschlagen wird.

2. Zu einem großen Teil basieren die folgenden Ausführungen aber auf unpubliziertem Material. Zum einen handelt es sich dabei um Promotionsarbeiten[106], die auf der Arbeitsstelle des WBÖ[107] in Wien aufbewahrt sind. Zum anderen konnte ich auf Aufnahmeprotokolle von laufenden Atlasprojekten zurückgreifen. Es handelt sich um:

(a) Sprachatlas von Oberbayern (SOB; vgl. Karte 3 im Anhang)[108]: Der SOB arbeitet mit einem Fragebuch, das in seiner Anlage weitgehend demjenigen des SDS oder SSA entspricht. Folgende Fragen erwiesen sich einschlägig:

146.1-4	„Er sagt es nur mir/dir/uns/euch."
146.07	„Ich sags nur ihnen beiden / denen zwei."
444.10	„Er hat es der Mutter gesagt."
446.02	„Wem hast du das gesagt?"

102 P. Lessiak (1903), S. 164f (Pernegg, Kärnten); P. Mauser (1998), S. 130-134 (Lungau, Salzburg); J. Schatz (1897), S. 150, 159 (Imst, Tirol); J. Tscholl (1999), S. 357 (Südtirol). Eine nicht ganz eindeutige Erwähnung der PDM findet sich auch in J. A. Schmeller (1821), S. 219.

103 Bayerisches Wörterbuch (BWB), I, Sp. 381f; J. B. Schöpf (1866), S. 286; Wörterbuch der bairischen Mundarten Österreichs (WBÖ), IV, Sp. 1558-1563 (Demonstrativpronomen 'dër'), IV, Sp. 1632-1636 (definiter Artikel 'dër').

104 L. Giacomozzi (1981), S. 80-92 (Südtirol); M. Hilzensauer (1995), S. 141 (St. Georgen, Kärnten); M. Hornung / F. Roitinger (2000), S. 108 (Kärnten); E. Mayerthaler / W. Mayerthaler (1990), S. 419f; J. Seemüller (1911), S. 4 (Imst, Tirol); A. Ströbl (1970), S. 156 (Malching, Niederbayern).

105 Abgesehen von G. Seiler (1997), G. Seiler (2002), G. Seiler (2002a) und der vorliegenden Arbeit.

106 E. Kühebacher (1958), S. 176f, 225 (oberes Pustertal, Südtirol); D. Larcher (1963), S. 61, 81 (oberes Zillertal, Tirol); R. Mair (1938), S. 200f (Stubai, Tirol); W. Rader (1966), S. 144, 164 (Feldkirchen, Kärnten); H. Roitner (1950), S. 177 (Hausruckviertel, Oberösterreich); E. Rudolf (1933), S. 478 (Außerfern, Tirol); O. Stranzinger (1951), S. 201f (Innsbruck, Tirol); G. Winnicki (1965), S. 317 (Villach, Kärnten). Ebenfalls unpubliziert ist Lanthaler (Ms.) (Rabenstein/Passeier, Südtirol).

107 Ich danke Ingeborg Geyer, Wien, ganz herzlich dafür, dass sie mir die Durchsicht des Materials ermöglicht hat.

108 Ich danke Cordula Maivald, Passau, für die Exzerption des Materials.

446.06	„Ich sags deinem Vater!"
446.11	„Ich habs einem alten Mann gesagt."
462.10	„Welchen Kindern hast du es gegeben?"

(b) Sprachatlas von Niederbayern (SNIB; vgl. Karte 3 im Anhang)[109]: Das Fragebuch entspricht demjenigen des SOB. Zusätzlich sind Erhebungen zur Syntax mit einem eigenen Fragebuch durchgeführt worden. Dabei wurden den Informanten jeweils auch PDM-Varianten suggeriert:

127	„Gib es der Kathi!"	*gibs a da Kathi*
		gibs in da Kathi
		gibs da Kathi

(c) Sprachatlas von Oberösterreich (SAO; vgl. Karte 4 im Anhang)[110]: Der SAO arbeitet mit einem eigenen Fragebuch (F. Patocka / H. Scheuringer 1988), das die folgenden für die PDM einschlägigen Fragen enthält:

1464-1469	„Er sagt es nur mir/dir/uns/euch."
1474	„Wem?"
1834	„Ich muß den Leuten etwas sagen."
1835	„Ich komme den Jungen nicht mehr nach."
1838	„Gib es dem da!"
1841	„Gib es der da!"
1847	„Soll ich es denen da geben?"
1894	„Wo sind Mutters Schuhe?" [der Mutter seine/ihre...]

(d) Atlasaufnahmen zu den bairischen Mundarten in Österreich (vgl. Karte 5 im Anhang)[111]: Diese Aufnahmen, die seit den 1970er Jahren durchgeführt worden sind, sind nicht an ein eigentliches Atlasprojekt mit Aussicht auf Auswertung und Publikation gebunden. Das Fragebuch (Version 3) von Eugen Gabriel entspricht im großen Ganzen demjenigen des SDS:

124.14	„Dem ist nicht mehr zu helfen" (In älteren Aufnahmen noch nicht abgefragt.)
182.4	„Ich gebe es meinem Bruder" / „Du gibst es deinem Onkel"
200.5-8	„Er sagt es nur mir / dir / uns / euch"
209.4	„Wem?"
209.7	„Ich sags deinem Vater"

109 Ich danke Rosemarie Spannbauer, Passau, für die Durchsicht und Mitteilung der Ergebnisse.

110 Ich danke Stephan Gaisbauer und Hermann Scheuringer dafür, dass sie mir die Durchsicht des Materials ermöglicht haben, sowie dem Adalbert-Stifter-Institut des Landes Oberösterreich für die kostengünstige Übernachtungsmöglichkeit.

111 Ich danke Ingeborg Geyer für die Unterstützung bei meiner Durchsicht des Materials.

3. Auf dieser Grundlage kann das Verbreitungsgebiet des PDM im Bairischen folgendermaßen umrissen werden. Die Konstruktion ist im gesamten Südbairischen (Kärnten und Tirol) gut belegt, fehlt allerdings in den westlichsten, an Vorarlberg grenzenden Gebieten Tirols. Im Inntal setzt sich die PDM nach Norden ins östliche Westmittelbairische fort. In Oberbayern kommt die PDM in einem breiten Streifen beidseits des Inns gehäuft vor, wobei die westliche Begrenzung eine Linie etwa zwischen Miesbach und Erding bildet. Ganz im Südosten (Lkr. Traunstein und Berchtesgaden) tritt die PDM nur sporadisch auf. In Niederbayern beschränkt sich die PDM auf die Gebiete südlich der Donau, wobei sie insgesamt bedeutend weniger dicht belegt ist als in Oberbayern, am dichtesten noch südlich der Isar. Östlich an Ober- und Niederbayern anschließend reicht das PDM-Verbreitungsgebiet ins oberösterreichische Innviertel, wo die PDM recht gut vertreten ist, und ins mittlere Hausruckviertel. Im Mühlviertel weiter östlich ist die PDM nur noch ganz sporadisch belegt, ebenso südlich im Flachgau. In den zentralen Gebieten zwischen dem südlichen (Tirol, Kärnten) und nördlichen (Ober-, Niederbayern, Oberösterreich) Ausläufer des Verbreitungsgebiets kommt die PDM nur ganz vereinzelt vor[112].

Im Südbairischen lautet der Dativmarker gleich mit der Präposition *in*. Im Westmittelbairischen, vom Unterinntal in Tirol nach Ober- und Niederbayern, ist der *an*-Typ vertreten, ebenso im Innviertel in Oberösterreich. Wo die PDM noch weiter östlich auftritt (v. a. Hausruckviertel), kommen *in*- und *an*-Typ nebeneinander vor.

Die PDM fehlt im westlichsten Tirol und im angrenzenden Vorarlberg sowie im westlichen Oberbayern und im angrenzenden Bayerisch-Schwaben. Die Verbreitungsgebiete der PDM im Alemannischen und im Bairischen sind somit eindeutig nicht adjazent.

4. Die PDM kommt auch in verschiedenen südbairischen Sprachinseln vor: im Zimbrischen, im Fersental und in Sauris/Zahre (vgl. 5.7 und 5.8, §3). Diese Tatsache ist von einiger Bedeutung für die Rekonstruktion der Geschichte der PDM.

5.2 Grundsätzliches zur bairischen Kasusmorphologie

1. Im Folgenden will ich in Grundzügen die Kasusmorphologie des Bairischen möglichst einzeldialektübergreifend skizzieren. Es soll dabei v. a. um die Anzahl und Verteilung der Distinktionen gehen, nicht um die konkrete lautliche Ausprägung der einzelnen Formen, die sich z. T. erheblich unterscheidet. Auch die wichtigsten regionalen Unterschiede im Distinktionssystem werden hier nur angedeutet (sie betreffen v. a. den Dativ Plural).

112 Unken, nördlich-mittlerer Pinzgau (WBÖ, IV, Sp. 1636); Lungau (P. Mauser 1998, S. 130-134). P. Mauser bezeichnet die PDM als auch basilektal „äußerst selten", sie sei „in jedem Fall beschränkt auf die Sprache der ältesten Gewährspersonen" (S. 134).

Die Kasusmorphologie der bairischen Dialekte ist derjenigen des Alemannischen insofern ähnlich, als

(a) drei morphosyntaktische Kasuskategorien Nominativ, Akkusativ, Dativ zu unterscheiden sind,
(b) die Markierung des Kasus am Determinativ (Artikel, Demonstrativpronomen usw.) und nicht oder nur marginal (s. u. §2) am nominalen Kopf stattfindet und
(c) nur in einer kleinen Anzahl Fälle die drei Kasuskategorien alle voneinander distinkt morphologisch kodiert werden.

Die Verteilung dieser Synkretismen weicht aber z. T. deutlich vom Alemannischen ab.

Reste des Genitivs kommen bei den Personalpronomen sporadisch im Südbairischen vor (1. Sg. *maindɒr* u. ä.); ihr Auftreten ist streng an bestimmte Präpositionen gebunden (so in den Seitentälern des oberen Pustertals nach 'gegen', 'hinter', 'nach', 'neben', 'ober', 'ohne', 'samt', 'unter', 'zwischen', vgl. E. Kühebacher (1958), S. 224; ähnlich auch in Westkärnten, vgl. A. Pichler-Stainern 1999, S. 57).

2. Im Südbairischen und in Oberösterreich kommen manchmal dativische Markierungen am nominalen Kopf im Plural vor: *dö lœit* (Nom./Akk.) vs. *ən lœitn̥* (Dativ; Pernegg/Kärnten, P. Lessiak 1903, S. 164). Außerdem treten sogar morphologische Erweiterungen durch doppelte Suffigierung von *-n* auf: *ĩn laednɒn* 'den Leuten' (Waldhausen, Oberösterreich)[113], *m laɛtnm* (Rabenstein/Passeier, Südtirol)[114]. Soweit ich sehe, stehen diese Formen aber immer in Konkurrenz zu gar nicht endungsflektierten Formen des Typs *(in) di laid.*

3. Drei voneinander morphologisch distinkte Exponenten (Nom.≠Akk.≠Dat.) stehen nur beim Personalpronomen 1. und 2. Sg. zur Verfügung: *i* ≠ *mi* ≠ *mia* (L. Zehetner 1985).

4. Im Maskulin Singular steht nur ein Exponent für die Kategorien Akkusativ und Dativ zur Verfügung (Nom.≠Akk.=Dat.). Das betrifft sowohl den definiten und indefiniten Artikel, als auch Demonstrativ- und Possessivpronomen und sogar das Personalpronomen (L. Zehetner 1985, A. Pichler-Steinern 1999):

Kasuskategorie	'der Mann'	'ein Mann'	'mein Mann'	'dieser'	'er'
Nom.	*da mån*	*a mån*	*mai mån*	*dea*	*ea*
Akk. Dat.	*an mån*	*an mån*	*main mån*	*den*	*eam*

113 Material des SAO.
114 Lanthaler (Ms.).

5. Im Feminin Singular ist es genau umgekehrt: Hier sind Nominativ und Akkusativ durch éine Form realisiert, der eine eigene Dativform gegenübersteht (Nom.=Akk.≠Dat.):

Kasuskategorie	'die Frau'	'eine Frau'	'meine Frau'	'diese' (Sg.f.)	'sie' (Sg.f.)
Nom. Akk.	*d frau*	*a frau*	*mai frau*	*de:*	*si*
Dat.	*da frau*	*a(nar) frau*	*maina frau*	*deara*	*ia*

6. Im Plural kommt entweder ebenfalls dieser Distinktionstyp oder auch totaler Synkretismus (Nom.=Akk.=Dat.) vor (südbairisch und teilweise mittelbairisch). Bei einer durch definiten Artikel eingeleiteten Nominalphrase kommt als zusätzliche Komplikation hinzu, dass es im (Mittel-) Bairischen zwei definite Artikel mit verschiedener Semantik gibt. Vollere Formen stehen reduzierten gegenüber, wobei es sich nicht nur um positionsabhängige Alternation, sondern tatsächlich um zwei zu scheidende Artikel mit unterschiedlichen Funktionen handelt. Die reduzierte Form ist dabei die funktional unmarkierte, die v. a. für von vornherein als bekannt Vorausgesetztes verwendet wird, z. B. für Monosemantika, Eigen- oder geographische Namen, Berufs- und Verwandtschaftsbezeichnungen. Dem gegenüber steht die vollere Form, wenn der Artikel eine situations- oder textdeiktische (ana-/ kataphorischer Verweis) Funktion erfüllen soll (H.-W. Eroms 1989, S. 317-322). Ein Nom.=Akk.≠Dat.-System wie im f. Sg. ist möglich, wenn die Kurzform eingesetzt wird: *d laid* (Nom./Akk.) ≠ *de laid* (Dativ; L. Zehetner 1985, S. 111). Bei der Langform sind alle Kasusdistinktionen neutralisiert: *de laid* (Nom.=Akk.=Dat). Vor Adjektiv kann nur die Langform stehen, so dass hier ebenfalls keine Kasusdistinktionen realisiert werden: *de ledsdn briaff* (Nom.= Akk.=Dat).

Im Südbairischen (und teilweise Ostmittelbairischen) scheint es keinen Kontrast zwischen Kurz- und Langformen zu geben (er wird zumindest nicht beschrieben), dafür gibt es eine distinkte Artikelform des Dativplural *in*, die aber praktisch überall in Konkurrenz steht mit der nicht kasusspezifizierten Form *di*; somit: *di frauen* (Nom.=Akk.) ≠ *in frauen* (Dat.), oder einfach *di frauen* (Nom.=Akk.=Dat.) und vereinzelt *d frauen* (Nom.=Akk.=Dat.).

Beim Demonstrativpronomen liegen die Verhältnisse ganz ähnlich; neben einer distinkten Dativform *deana* u. ä. wird auch eine nicht kasusspezifizierte Form *dē* (Nom.=Akk.=Dat.) eingesetzt. Im Südbairischen ist das häufig sogar die Regel. Wo *deana* und *dē* für Dativ konkurrieren, tritt die nicht kasusspezifizierte Form vorzugsweise nach Präposition auf.

Die Unstabilität bzw. bereits vollzogene Aufgabe einer distinkten Dativform im Plural ist m. E. der deutlichste Kontrast zwischen den bairischen und alemannischen Kasussystemen. In den Beschreibungen der bairischen Dialekte ist zwar meist von „Ersatz des Dativs durch den Akkusativ" die Rede, was aber tatsächlich passiert, ist die völlige Beseitigung von morphologischen Kasusdistinktionen überhaupt. Eine solche „Durchlässigkeit" des Dativs gegenüber anderen formalen

Exponenten wäre im Alemannischen völlig undenkbar. Dabei muss aber hervorgehoben werden, dass es sich bei der Beseitigung von morphologischen Kasusdistinktionen um ein Spezifikum des Plurals handelt. Nom.=Akk.=Dat. ist nur éiner von vier Distinktionstypen; bei den anderen gibt es wenig Hinweise auf Aufgabe der Kasusdistinktionen[115]. Die bairische Kasusmorphologie zeichnet sich insgesamt nicht so sehr durch das Fehlen von Kasusdistinktionen aus, sondern durch das Nebeneinander von unterschiedlichen Distinktionstypen mit verschieden weit gehendender und verschieden verteilter morphologischer Unterspezifikation.

7. Die Distinktionstypen sind hier noch einmal zusammengefasst und mit je einem repräsentativen Beispiel illustriert:

	Nom.≠Akk.≠Dat. Pers.-pron. 'ich'	Nom.≠Akk.=Dat. Sg. m. 'der Brief'	Nom.=Akk.≠Dat. Sg.f. 'die Katze'	Nom.=Akk.=Dat. Pl. 'die Katzen' (SBair.)
Nom.	*i*	*da briaf*	*d katz*	*de katzn*
Akk.	*mi*	*an briaf*	*d katz*	*de katzn*
Dat.	*mia*	*an briaf*	*da katz*	*de katzn*

5.3 Lautform und kategorialer Status des Dativmarkers

1. Der *an*-Typ ist einheitlich im Nordosten des Verbreitungsgebiets vertreten: Ober- und Niederbayern kennen nur *an* als Dativmarker, ebenso das östlich anschließende Innviertel in Oberösterreich. Noch weiter östlich, im Hausruckviertel, kommen *an* und *in* nebeneinander vor. Nach Süden reicht *an* bis ins Unterinntal in Tirol. Noch unterhalb von Innsbruck beginnt die *in*-Zone[116]. Völlig isoliert tritt *an* auch im Metnitztal und im Krappfeld in Kärnten auf, jeweils in Varianz mit *in* (WBÖ, IV, Sp. 1636). Der Dativmarker ist in allen Fällen mit *ɒ* (Österreich) bzw. *a* (Bayern) transkribiert worden (vorderer offener Reduktionsvokal). Es kann davon ausgegangen werden, dass der Dativmarker mit der echten Präposition 'an' gleichlautend ist.

2. Der *in*-Typ kommt in verschiedenen phonetischen Ausprägungen vor. Die Homophonie des Dativmarkers mit der echten Präposition 'in' kann aber für alle Lautformen problemlos nachgeweisen werden[117]. Der *in*-Typ dominiert in ganz Kärnten und in Tirol (abgesehen vom Unterinntal) und kommt außerdem im oberösterreichischen Hausruckviertel neben *an* vor.

115 Am ehesten noch im f. Sg., wo im Südbairischen der definite Artikel nach Dativ regierenden Präpositionen in einer kasusunterpezifizierten Form erscheinen kann, vgl. WBÖ, IV, Sp. 1632f. Außerdem kommt im Zillertal die Form *mī* des Pers.pron. 1. Sg. in Akkusativ- und Dativfunktion vor (D. Larcher 1963, S. 78).

116 Südlichster Nachweis von *an* im Inntal: Schwaz (WBÖ, IV, Sp. 1636).

117 So identifiziert beispielsweise R. Mair (1938:200) den Dativmarker *ən* explizit mit der Präposition 'in'; ebenso J. Schatz (1897), S. 159 für *i*.

Im Vokalismus ist das ganze Spektrum von geschlossenem [i] über offenes [ɪ] zu [e̝], [ẹ] und schließlich [ə] vertreten, außerdem sind die Vokale häufig nasaliert. Eine areale Verteilung kann dabei nicht ausgemacht werden; vermutlich handelt es sich um verschiedene phonetische Abschwächungsgrade, die auch bei einem Sprecher variieren können und je nach gewählter Transkription mehr oder weniger präzis auch wiedergegeben werden (eine schriftnahe Transkription wird auch gehörtes [n̥] als <*in*> wiedergeben wollen).

Für den Konsonantismus kann recht deutlich ein Gebiet eingegrenzt werden, wo auslautendes *-n* fehlt. Es handelt sich erstens um das Inntal und nördlich davon Außerfern, während in den südlich abzweigenden Tälern (Pitztal, Ötztal, Stubai, Wipptal, Zillertal), in ganz Südtirol und Kärnten der Dativmarker auf *-n* auslautet. Zweitens fehlt *-n* auch in denjenigen Orten im oberösterreichischen Hausruckviertel, in denen der *in*-Typ vertreten ist.

3. Der Dativmarker des *in*-Typs wird in den meisten Darstellungen explizit mit der echten Präposition 'in' identifiziert; Stellvertretend für eine ganze Reihe ähnlicher Erwähnungen:

> „Neben dem einfachen Dativ gibt es in der M[undart des oberen Pustertals] noch einen, der mit der Präposition *m* 'in' umschrieben wird" (E. Kühebacher 1958, S. 176).

A. Pichler-Stainern (1999) kategorisiert den Dativmarker zwar ebenfalls als Präposition, setzt ihn aber nicht direkt mit (echtem) 'in' gleich, sondern spricht zutreffend von „Dativkodierungspräposition". F. Lanthaler (Ms.) bezeichnet den Dativmarker (m. E. ebenfalls ziemlich geglückt) als „Dativmarkierer".

Sehr stark abweichend ist die Kategorisierung bei J. Seemüller (1911), S. 4. *iweĩm* ('wem'; Imst, Tirol) wird als 'dem wem' glossiert, d. h., der Dativmarker wird mit dem definiten Artikel Dativ Sg. m. identifiziert. Implizit tut das auch G. Winnicki (1965), S. 317, indem er angibt, dass „das abgeschwächte *ə̃n* 'dem' [...] fälschlicherweise auch auf Fem. übertragen" werde.

Der Dativmarker des *an*-Typs wird im BWB (I, Sp. 381f) im Artikel zur echten Präposition 'an' aufgeführt.

4. Eine zentrale Beobachtung für die Verteilung der Lautformen des Dativmarkers ist die Tatsache, dass in einem großen Teil des Bairischen die beiden echten Präpositionen 'an' und 'in' lautlich zusammengefallen sind; der Dativmarker entspricht dann dieser Lautform. Im Südbairischen und teilweise Ostmittelbairischen hat sich 'an' wahrscheinlich zu *ən* und sogar *in* entwickelt und lautet damit gleich wie 'in'. Das WBÖ (I, Sp. 209a) führt mehrere Belege an, von denen man mit einiger Sicherheit sagen kann, dass die mit 'in' gleichlautende Präposition die Funktion von 'an' ausübt, z. B.: *in sẹ̄ dɒbai* 'am See, neben dem See' (Strobl, Salzkammergut); *en bām drå(n)* 'am Baum dran' (Hausruckviertel). Ein paralleler Fall, wo schwachtoniges mhd. *a* ebenfalls als *i* vertreten ist, ist *es, is* 'als' (WBÖ I, Sp. 201a). Umgekehrt ergibt die Auswertung der SAO-Frage 1276 „Er hat den Rheumatismus in den Beinen", dass echtes 'in' im Innviertel und teilweise im Hausruckviertel als *ɒ* erscheint. Die Verbreitungsgebiete von *ɒ* in der Bedeutung 'in' und des *an*-Typs (vs. *in*) des Dativmarkers decken sich praktisch vollständig.

Deshalb hat die Verteilung von *an-* vs. *in*-Typ des Dativmarkers nicht den gleichen Status wie im Alemannischen: Dort sind die echten Präpositionen 'an' und 'in' lautlich geschieden, und der Dativmarker lautet mit der einen gleich und mit der anderen nicht. Für grosse Teile des Bairischen macht es dagegen wenig Sinn, von zwei verschiedenen Präpositionen 'an' und 'in' zu sprechen, und damit wird natürlich auch die Frage hinfällig, mit welcher der beiden Präpositionen der Dativmarker gleich lautet. Somit bildet die Verteilung des *an-* und *in*-Typs des Dativmarkers für grosse Teile des Bairischen auch gleichzeitig ab, wo die echten Präpositionen 'an' und 'in' in *an* bzw. *in* zusammengefallen sind.

Vermutlich ist es eine Konsequenz dieses Zusammenfalls in *in* im Südbairischen, dass meist oder immer andere Präpositionen (bei, zu, auf usw.) eingesetzt werden, wo man vom Standarddeutschen oder anderen Dialekten her kommend eigentlich 'an' erwarten würde[118].

5.4 Vorkommenstypen

5.4.1 Fusionale Formen

1. Der d e f i n i t e A r t i k e l D a t i v S g . m. lautet in der *an*-Zone *an* bzw. in der in-Zone *in* (*ən*). Verschiedene Arbeiten zum Südbairischen weisen explizit auf die Homophonie zwischen der Artikelform und dem präpositionalen Amalgam 'in_dem' hin:

> „Die abgeschwächte Form des Artikels im dat. lautet gleich wie die Präp. *in* 'in'; man kann darin ein 'in den' sehen" (E. Kühebacher 1958, S. 177).

> „'dem', 'den' [...], 'in' bez. 'im', 'in'n' (in den) [sind] in der ma. alle in *ən, n̥* zusammengefallen" (P. Lessiak 1903, S. 165).

> „[...] *ĩn*, das als eine Verschmelzung des dat. des Artikels mit der Präp. 'in' zu erklären ist" (O. Stranzinger 1951, S. 202).

Bisweilen ist die Sicht aber auch darauf beschränkt, dass die Artikelform auch mit der baren Präposition 'in' gleich lautet, da im Auslaut $m \neq n$ neutralisiert ist:

> „[...] wodurch der Artikel im obliquen Fall mit der Präp. 'in' zusammenfällt" (K. S. Eckner 1973, S. 59).

118 Vgl. A. Pichler-Stainern (1999), S. 52.

> „Vermischung des Artikels des Dat. Akk. Sg. Mask. Neutr. mit der Präp. ‘in’, die in der Ma. beide *ən, n̥* ergeben haben“ (R. Mair 1938, S. 200).

Diese Auffassung hat z. T. absurde Konsequenzen. Wenn nämlich *in (fåta)* ‘dem (Vater)’ nicht als fusionales Morph aus einem präpositionalen Element und dem Artikel klassifiziert wird, ergibt sich, dass die Formen *in* (*da muata*) ‘der Mutter’ und *in* (*fåta*) ‘dem Vater’ den gleichen morphologischen Status besitzen. Dass im ersten Fall ein Morph mehr (der Artikel) als im zweiten Fall realisiert wird, soll sich dann folgendermaßen erklären:

> „Neben dem einfachen Dat. gibt es in der Ma. noch einen, der mit der Präposition *in* ‘in’ umschrieben wird. Dabei fällt bei Mask. und Neutr. der Artikel aus: *in fōtò* ‘dem Vater’, *in kxindɛ* ‘dem Kinde’, aber *in dò muitò* ‘der Mutter’“ (E. Kühebacher 1958, S. 176f).

> „Sowohl beim Maskulinum als auch beim Neutrum fällt in diesem Fall [=*in fōtɒr*] der Artikel aus. Beim Femininum bleibt er erhalten“ (D. Larcher 1963, S. 62).

Präpositionale Dativmarkierung hieße in dieser Auffassung also, dass vor den Artikel f. Sg. (und Pl.) ein präpositionales Element gesetzt wird, während im m. Sg. das präpositionale Element den Artikel ganz ersetzt. Diese Verwirrung kann leicht beseitigt werden, wenn man berücksichtigt, dass es aus echtem ‘in’ und dem Artikel ebenfalls fusionale Morphe gibt, bei denen niemand behauptet, der Artikel falle aus:

> „So kann *ən houfn̥* heißen: ‘dem (den) Hafen’ und ‘in dem (den) Hafen’“ (R. Mair 1938, S. 200).

Somit kann davon ausgegangen werden, dass *an, in, ən* in den PDM-Dialekten als fusionale Morphe aus Dativmarker und Artikel analysierbar sind.

Lautliche Übereinstimmung zwischen dem Artikel in freier Verwendung und präpositionalen Amalgamen ‘an_dem’ bzw. ‘in_dem’ (und südbairisch der baren Präp. ‘in’) besteht auch weit über die eigentliche PDM-Zone hinaus, vermutlich im gesamten bairischen Raum. In diesem Sinn ist auch folgende Äußerung von J. Röd (1913) zu verstehen:

> „Während in den meisten anderen Maa. des Bairisch-Österreichischen der Dativ mit *in* steht, ist in der Ma. [des Westpustertals] *in* nur dort gebräuchlich, wo es dem mask. sg. […] entspricht, dagegen ist der Dativ des Femininums ganz regelmäßig gebildet“ (J. Röd 1913, S. 83).

Ein eindeutiger Beleg für dental anlautende Form in Artikelfunktion liegt mir nur aus Karlstift (südwestl. Waldviertel, Niederösterreich) vor: *i̯ hǫb də̃n fǫtə̃n gšrĩm*

‘ich habe dem Vater geschrieben’[119] (die Form kann wohl kaum Demonstrativpronomen sein).

In Gebieten, wo die Artikelform in freier Verwendung *in* lautet, ist ein Kontrast zu postpräpositionalen Formen mit reduziertem Vokalismus zu beobachten, z. B.: *ĩn fǫttəʳ* ‘dem Vater’ vs. *mitn hũnt* ‘mit dem Hund’ (O. Stranzinger 1951, S. 202). Wie schon im Alemannischen stellt sich dabei die Frage, welche Schlüsse aus der Beobachtung zu ziehen sind. Entweder ist in die Form *in* der Dativmarker involviert und für den *i*-Vokalismus verantwortlich, so dass die Form als fusional analysiert werden kann, was bei postpräpositionalen Formen nicht gegeben ist. Oder der Artikel hat zwei Allomorphe, *in* und *n̥*, die danach distribuiert sind, ob der Artikel nach Präposition steht oder nicht. In dieser Analyse gilt *in* nicht als Fusionsform aus Dativmarker und Artikel. Die Konsequenz daraus ist, dass allein das Vorliegen von Homophonie zwischen *in* = ‘dem’ und *in* = ‘in_dem’ als Diagnostikum für das Vorliegen der PDM nicht ausreicht[120].

2. In Oberösterreich, teilweise Tirol und Kärnten kommt eine dentallose Form des d e f i n i t e n   A r t i k e l s   D a t i v   P l. *in / ən* vor. Die Form lautet gleich mit dem präpositionalen Amalgam ‘in_den’: *in lāin* ‘den Leuten’ und *in fiɒßn̥* ‘in den Füßen’ (Ulrichsberg, Oberösterreich). Die Form kommt in Oberösterreich auch außerhalb des eigentlichen PDM-Gebiets vor. Sie steht überall in Konkurrenz zu nicht kasusspezifizierten Formen mit oder ohne Dativmarker: *in laitn̥ ~ (in) di lait*. Es fällt auf, dass die Artikelform *in* immer zusammen mit dativisch flektiertem Nomen auftritt, **in lait* ist nirgends belegt (dagegen scheint Dativflexion nach der nicht kasusspezifizierten Artikelform mit Dativmarker möglich zu sein: *ən dö lœit(n)*, P. Lessiak 1903, S. 164).

Wo *in laitn̥* und *in di lait* nebeneinander vorkommen, kann davon ausgegangen werden, dass *in di lait* die neuere Form ist; dies leitet sich aus einer Bemerkung einer SAO-Gewährsperson ab (*in laitn̥* sei gegenüber *i di lait* „veraltet“) sowie aus Angaben von M. Hornung / F. Roitinger (2000), S. 108 für Kärnten und F. Lanthaler (Ms.) für Rabenstein/Passeier in Südtirol. In einigen Arbeiten zu verschiedensten Dialektgebieten[121] ist der Typ *in laitn̥* gar nicht aufgeführt, nur *in di lait* bzw. *di lait* kommt vor.

3. In Außerfern (Nordtirol) ist eine Form des d e f i n i t e n   A r t i k e l s   D a t i v   S g. f. *ir* belegt. Bsp.: *ir muɒtər saĩ huɒt* ‘der Mutter sein Hut (=Mutters Hut)’ (E. Rudolf 1933, S. 422). Ich vermute, dass diese Form ebenfalls mit einem präpositionalen Amalgam ‘in_der’ homophon ist.

---

119 Österreichische Atlasaufnahmen, Wien.

120 So auch R. Mair (1938), S. 200: „das Fem. […], wo die Präp. mit dem Artikel nicht zusammenfällt und so die Umschreibung klar wird, während es beim Mask. Neutr. im Zweifel bleibt“.

121 Südtirol: L. Giacomozzi (1981) für Unterland; E. Kühebacher (1958)) für oberes Pustertal; J. Tscholl (1999) allg.; Nordtirol: D. Larcher (1963) für oberes Zillertal; J. Schatz (1897) für Imst; O. Stranzinger (1951) für Innsbruck; Kärnten: M. Hilzensauer (1995) für St. Georgen; A. Pichler-Stainern (1999) für Oberdrauberg; W. Rader (1966) für Feldkirchen.

4. Beim indefiniten Artikel Dativ Sg. m. und f. kommen in freier Verwendung neben *ɒ(n)* (m.) und *ɒ(r)* (f.) auch zwei- oder sogar dreisilbige Formen vor, in welchen unter Umständen der Dativmarker enthalten ist.

Für das Westmittelbairische ist das Material des SOB und SNIB ausschlaggebend (Frage 446.11 „Ich habs einem alten Mann gesagt"). In Niederbayern ist nur zweimal eine zweisilbige Form des Typs *anan oidn mån* belegt (Wolfsegg, Mitterskirchen). In Oberbayern kommen im gleichen Kontext vermehrt zweisilbige Formen vor. Der Typ *anan* ist mit 12 Mal am häufigsten belegt, wobei sich die Orte über den ganzen oberbayerischen Anteil an der PDM-Zone verteilen. *aran* ist für zwei Orte (Burgkirchen/Alz, Peterskirchen) nachgewiesen. In Dietramszell kommt die dreisilbige Form *anaran* vor.

Eine zweisilbige Form ist auch nach (echter) Präposition nachgewiesen: *dsu̯naran* 'zu einem' (Petershausen, Oberbayern), weitere Beispiele bei L. Zehetner (1985), S. 89 sind *mid ara Hagga* 'mit einer Hacke', *auf aran Beag* 'auf einem Berg'.

Wie ist die Form *aran* zu analysieren? A. Pichler-Steinern (1999), S. 64 beurteilt *aran* als Zusammensetzung aus Dativmarker *a* und Artikel *an*, wobei als Hiattilger ein epenthetisches *-r-* eingefügt wird. Epenthetisches *-r-* ist auch anderweitig nachweisbar: *wia-r-a kema ĩs* 'wie er gekommen ist' (L. Zehetner 1985, S. 88). Diese Analyse liefert aber keine Erklärung dafür, dass *aran* auch nach Präposition auftreten kann, was eigentlich ausgeschlossen sein müsste, wenn der Dativmarker in der Form enthalten wäre. Folglich muss geprüft werden, ob eine monomorphematische Analyse möglich ist, die ohne Dativmarker auskommt. In dem Fall ist aber Epenthese nicht motivierbar, weil kein Hiat zwischen *a* (Dativmarker) und *an* zustande kommt. Allerdings gibt es Hinweise dafür, dass *-r-* als eine Art Default-Konsonant andere Segmente ersetzen kann, auch wenn dadurch gar kein Hiat getilgt wird. Im Material des SOB ist für *a da muata* 'der Mutter' (mit Dativmarker) mehrfach *ara muata* belegt. Was auch immer der genaue phonologische Hintergrund dieser Erscheinung ist: Offenbar ist es mittelbairisch möglich, dass – in noch näher zu bestimmenden Positionen, auf jeden Fall aber intervokalisch – Konsonantendistinktionen in *r* zusammenfallen. Vor diesem Hintergrund können *anan* und *aran* weitgehend gleich analysiert werden.

Die Frage, ob in *anan* bzw. *aran* der Dativmarker enthalten ist oder nicht, ist damit aber noch nicht beantwortet. Die Distributionseigenschaften von ein- und zweisilbigen Formen sprechen aber eher dagegen: Beide kommen sowohl frei als auch postpräpositional vor. Daraus ist zu schließen, dass der Gegensatz zwischen ein- und zweisilbigen Formen nicht auf das ±Vorhandensein des Dativmarkers zurückgeführt werden kann. (L. Zehetner 1985, S. 89 spricht von „verdeutlichender Langform", es ist aber nicht klar, was hier verdeutlicht werden soll.) Es ist allenfalls denkbar, dass die zweisilbigen Formen diachron tatsächlich auf präpositionales Element plus Artikel zurückzuführen sind (wenn nicht der Gegensatz *anan* vs. *an* das bereits mittelhochdeutsche Nebeneinander von *eineme* und *eime* fortsetzt); aber selbst dann ist diese morphologische Struktur anscheinend nicht mehr synchron transparent, weshalb die zweisilbigen Formen auch postpräpositional auftreten.

In der *in*-Zone haben wir es mit Formen des Typs *in ɒ(n)* (m.) bzw. *in ɒ(r)* (f.) zu tun. Diese Formen werden in den einschlägigen Arbeiten durchwegs als Zusammensetzungen mit der Präposition *in* (d. h., dem Dativmarker) analysiert, was sich nur schon darin äußert, dass zwischen dem Dativmarker und der Artikelform ein Wortzwischenraum notiert wird. R. Mair (1938, S. 201; Stubai, Tirol) bezeichnet zweisilbige Formen wie *ən ɒn maurɒr* 'einem Maurer' oder *ən ɒr šiɒxn̥* 'einer Unschönen' als „möglich", aber (im Vergleich zu *ɒn*, *ɒr*) „nicht sehr häufig". In anderen Arbeiten zu Dialekten von Tirol und Kärnten wird aber keinerlei Hinweis auf Optionalität des Dativmarkers beim indefiniten Artikel gegeben. Nach J. Schatz (1897, S. 159; Imst, Tirol) ist der Dativmarker gar obligatorisch: „Beim unbestimmten Artikel steht im Dat. immer *in*". Einen weiteren Hinweis auf die hohe Prominenz der PDM beim indefiniten Artikel liefern die Verhältnisse in Außerfern, wie sie von E. Rudolf (1933) beschrieben werden; für den indefiniten Artikel gilt:

> „Der Dativ kommt selten ohne Präposition vor; wo man den einfachen Artikel erwarten würde, steht die Präposition *in*: *in ɒm waib*, *in ɒm puɒ* 'einem Buben'; *in ɒr šweštər*" (E. Rudolf 1933, S. 478).

Aus der hier zitierten Formulierung ist zu schließen, dass E. Rudolf die PDM als Phänomen zwar registriert, sie kommt aber in seiner Beschreibung bei anderen Formen nicht vor. Das bedeutet, die angeführten zweisilbigen Formen des indefiniten Artikels sind die einzigen Fälle, die mit der PDM in Verbindung gebracht werden können[122].

Nach echter Präposition erscheinen in der *in*-Zone nur die einsilbigen Formen *ɒ(n)* / *ɒ(r)*. Somit steht die erste Silbe der zweisilbigen Formen in paradigmatischem Verhältnis zu anderen Präpositionen, was ein Argument dafür ist, in ihr ein präpositionales Element (also den Dativmarker) zu sehen. Nur J. Schatz (1897), S. 149 führt zweisilbige Formen auch nach Präposition an (*fo̜ar ənən* 'vor einem'). Diese sind jedoch, im Unterschied zur Zweisilbigkeit in freier Verwendung, optional.

5.4.2 Weitere Artikelformen

1. Weitere, nicht fusionale Artikelformen treten im Dativ Sg. f. und Pl. auf. Häufig sind die Artikelformen der einzige mögliche Vorkommenskontext der PDM. Im Südbairischen kann außerdem eine Präferenz für die präpositionale Markierung des Pluralartikels (*in di* u. ä.) gegenüber dem f. Sg. (*in dar* u. ä.) diagnostiziert werden.

122 Meine Durchsicht der österreichischen Atlasaufnahmen in Wien ergab allerdings, dass die PDM zumindest im östlichen Außerfern durchaus belegt werden kann (Bichelbach, Ehrwald)

2. Der definite Artikel Dativ Sg. f. tritt in der ganzen bairischen PDM-Zone mit dem Dativmarker auf. In Oberbayern (SOB-Material) kann *a da...* für 56 Orte nachgewiesen werden. In Niederbayern (SNIB-Material) ergibt sich ein interessanter Kontrast zwischen den Ergebnissen aus dem normalen Fragebuch (Übersetzungsfrage: „Er hat es der Mutter gesagt") und den Befragungen mit einem eigenen Fragebuch zur Syntax, wo PDM-Varianten jeweils auch suggeriert worden sind (*gibs a da Kathi*). Mit dem Syntax-Fragebuch konnte die PDM in 25 Orten elizitiert werden, die im Wesentlichen das Gesamtverbreitungsgebiet der PDM in Niederbayern überhaupt bilden (bis südlich der Donau und Isar, nordwestlich der Isar nur sporadisch). Die konventionelle Befragung ergab nur 9 Nachweise der PDM, die sich ganz auf den Südrand des Untersuchungsgebietes beschränken.

In Oberösterreich sind 38 Nennungen der PDM protokolliert worden. Auch hier hat die PDM beim definiten Artikel Dativ Sg. f. die weiteste areale Ausdehnung.

Im Südbairischen wird der Dativmarker vor definitem Artikel Dativ Sg. f. z. T. konsequent gesetzt, vgl. L. Giacomozzi (1981), S. 84 für Südtiroler Unterland, A. Pichler-Stainern (1999), S. 56 für Westkärnten; J. Tscholl (1999), S. 357 für Südtirol; G. Winnicki (1965), S. 317. Hinweise auf Optionalität des Dativmarkers geben E. Kühebacher (1958), S. 176 für oberes Pustertal, Südtirol; D. Larcher (1963), S. 62 für oberes Zillertal, Tirol[123]; P. Lessiak (1903), S. 164 für Pernegg, Kärnten. Die Seltenheit der PDM im Sg. f. – im Gegensatz zum Pl. – betonen R. Mair (1938), S. 201 für Stubai, Tirol, und W. Rader (1966), S. 144 für die jüngere Mundart von Feldkirchen, Kärnten. O. Stranzinger (1951), S. 202 erwähnt die PDM im Sg. f. für die Innsbrucker Umgangssprache gar nicht, sondern nur für den Pl.

3. Somit zeigt sich im Südbairischen eine Präferenz für die präpositionale Markierung des Pluralartikels; nach W. Rader (1966), S. 144 gilt diese Präferenz nur für die jüngere Mundart von Feldkirchen (Kärnten), in der älteren Mundart werden Sg. f. und Pl. gleichermassen regelmäßig präpositional markiert.

Diese Präferenz im Südbairischen korreliert damit, dass der Dativ – abgesehen vom Dativmarker – nicht distinkt morphologisch markiert ist: *di lait* (Nom.=Akk.), *in di lait* (Dat.), ebenso nach Präposition *mit di lait*. M. Hornung / F. Roitinger (2000), S. 108 geben an, dass in Kärnten basisdialektal auch Dativ-Pl.-Formen des Typs *in laitn* vorkommen, also mit einem Kasussuffix am Kopfnomen und einer als fusional analysierbaren Artikelform; P. Lessiak (1903), S. 165 ordnet den Typ *in di lait* der Stadtsprache zu (vs. ländlich *in laitn*). Das Auftreten der Artikelform *in* 'den:Dp' ist an das Vorhandensein des Kasusflexivs am Kopfnomen gekoppelt, **in lait* kommt nicht vor. Das bedeutet, dass die jüngere Mundart das Paradigma *di lait* (Nom.=Akk.) ≠ *in laitn* (Dat.) von zwei auf einen morphologischen Exponenten *di lait* vereinfacht hat, der in dativischer Funktion mit großer Konsequenz sekundär durch den Dativmarker differenziert wird; der

123 Der Dativmarker ist im Paradigma des definiten Artikels für Sg. f. nicht aufgeführt, sondern tritt nur in Beispielen auf. Im Pl. ist der Dativmarker auch im Paradigma eingetragen.

präpositionale Marker ist dann der einzige Anzeiger der Kasuskategorie Dativ. Im Sg. f. besteht dagegen eine morphologische Distinktion zwischen Nom./Akk. *d frau* und Dativ *dar frau*, was nun umgekehrt mit weniger konsequentem Einsatz des Dativmarkers korreliert.

In Oberösterreich (SAO-Material) ist der Dativmarker vor (kasusunterspezifizierter) Pluralform des Artikels 35mal belegt, also praktisch gleich häufig wie vor der Sg.-f.-Form. Einige Orte im Hausruckviertel[124] zeigen den Dativmarker nur im Pl., nicht im Sg. f.

Für Ober- und Niederbayern ist der Pluralartikel für die entsprechenden Sprachatlanten leider nicht abgefragt worden. Einen Beleg für Traunstein (Oberbayern) gibt das BWB (I, Sp. 381f: *a de leit*).

5.4.3 Demonstrativ-, Possessiv-, Indefinitpronomen und Numerale

1. Für das Demonstrativpronomen *dēr* 'dieser' kann die PDM in Oberbayern aufgrund verschiedener SOB-Fragen für insgesamt 16 Orte nachgewiesen werden, die unregelmäßig über den oberbayrischen Anteil an der PDM-Zone verteilt sind. Im Plural sind sowohl flexivisch markierte als auch morphologisch nicht kasusspezifizierte Dative mit der PDM belegt: *a dēne dswoa*, bzw. *a dē dswoa* 'denen zwei'[125].

In Niederbayern kommt die PDM beim Demonstrativpronomen nicht vor.

In Oberösterreich erscheint dię PDM beim Demonstrativpronomen konsequent im Innviertel; im östlich anschließenden Hausruckviertel ist sie seltener belegt. Vor der Sg.-f.-Form (*a/i deɒrɒ* 'dieser:Dsf') ist sie in 14 Orten genannt worden, im Pl. (*ɒ/i dē* 'diesen:Dp') 23mal. Zwei Beobachtungen: (a) Die Orte mit PDM im Sg. f. sind eine Teilmenge der Orte mit PDM im Pl. D. h., das Vorhandensein der PDM im Sg. f. impliziert das Vorhandensein der PDM im Pl., aber nicht umgekehrt. (b) Im Pl. sind nur kasusunterspezifizierte morphologische Exponenten mit Dativmarker belegt (*ɒ/i dē*), flexivische Dativformen kommen nicht mit Dativmarker vor (* *ɒ/i dēnɒn*).

A. Pichler-Stainern (1999), S. 55 gibt für Westkärnten nur kasusunterspezifizierte Pluralformen an, sonst scheinen im Südbairischen flexivisch markierte und kasusunterspezifizierte Formen nebeneinander vorzukommen: *ĩn dē̃nɒn* 'diesen:Dp' (flektiert; W. Rader 1966, S. 164; Feldkirchen, Kärnten) und *ɒ dẹ̄ǫɒm* (flektiert; östl. Unterinngebiet, Tirol), aber *i̯n dį̄ɒ* (kasusunterspezifiziert; Sautens, unteres Ötztal, Tirol)[126]. W. Rader (1966), S. 164 gibt an, dass der Dativmarker beim Demonstrativpronomen in der jüngeren Mundart selten sei.

2. Beim Possessivpronomen kommt die PDM in Oberbayern in 9 Orten vor (*a dain vada* 'deinem Vater'); diese sind unregelmäßig verteilt, aber keiner

124 Aurach, Bruck-Waasen, Ebensee, Fischlham, Gaspoltshofen, Pennewang, Roitham, St. Georgen.

125 Vereinfachte Umschrift.

126 Österreichische Atlasaufnahmen, Wien.

von ihnen liegt südlich von Rosenheim–Traunstein. In Niederbayern fehlt die PDM beim Possessivpronomen nach dem Material des SNIB, sie ist aber belegt für Malching (Lkr. Griesbach): *a*ⁿ *deinà frau* 'deiner Frau' (A. Ströbl 1970, S. 156).

Im Südbairischen kann die PDM nachgewiesen werden für Westkärnten (A. Pichler-Stainern 1999, S. 58); in Tirol für Imst (Schatz 1897, S. 159), das Südtiroler Unterland (L. Giacomozzi 1981, S. 90), Weißenbach (Lechtal), Nassereith (Südseite Fernpass), Arzl (Pitztal)[127].

3. Indefinitpronomen mit PDM belegen L. Giacomozzi (1981), S. 89 für Südtirol (*in jeden* 'jedem') und A. Pichler-Stainern (1999), S. 56 für Westkärnten (*än niempm* 'niemandem', *än kaan* 'keinem').

4. Numerale mit Dativmarker sind im Bairischen (zufälligerweise?) keine belegt.

5.4.4 Interrogativpronomen

1. Präpositionale Markierung von 'wem' erscheint in Oberbayern an 8, in Niederbayern an 5 Orten (SOB und SNIB)[128]. Die Orte liegen in einem bogenförmigen, links des Inns etwa über Rosenheim–Erding–Vilsbiburg–Pfarrkirchen verlaufenden Streifen.

In Oberösterreich ist die PDM bei 'wem' nur ein Mal belegt (Treubach, Innviertel).

In Tirol kommt der Dativmarker in Imst (*i weĩm*, J. Schatz 1897, S. 159) und Bichelbach (Außerfern)[129] vor. A. Pichler-Stainern (1999), S. 55 belegt die PDM für Westkärnten.

2. In Oberbayern taucht der Dativmarker außerdem vor 'was-für' (4mal) bzw. 'welchen' (1mal) auf (Frage 462.10: „Welchen Kindern hast du es gegeben?"). Die Orte sind weit gestreut.

127 Österreichische Atlasaufnahmen, Wien.
128 Oberbayern: Albaching, Biberg, Farrach, Hohenlinden, Kolbermoor, Matzenbach, St. Wolfgang, Taufkirchen/Vils. Niederbayern: Hölsbrunn, Huldsessen, Randling, Voglarn, Wolfsegg.
129 Österreichische Atlasaufnahmen, Wien.

5.4.5 Personalpronomen

1. Im Mittelbairischen kommt die PDM bei Personalpronomen nur ganz sporadisch vor. In Farrach (Oberbayern) ist die 3. Sg. f. *α ĭara* („er sagt es nur ihr") belegt (neben einer flexivisch nicht dativspezifizierten Form *α sī*, die auch noch in Aham und Winden vorkommt; alle drei Orte liegen östlich unweit von Ebersberg). Ganz vereinzelt treten in Leopoldschlag im oberösterreichischen Mühlviertel *α ĩns* 'uns' und *α ãeŋg* 'euch' auf.

2. Im Südbairischen ist die präpositionale Markierung von Personalpronomen eher möglich, aber auch nicht gerade häufig. In Tirol ist sie bezeugt in Imst (J. Schatz 1897, S. 159), Bichelbach und Ehrwald (östl. Außerfern) sowie in Nassereith (südlich des Fernpasses)[130]. In Westkärnten kommt die PDM bei Personalpronomen zwar regelmäßig vor, ist aber an zusätzliche Auftretensbedingungen geknüpft, die für andere Determinative nicht gelten:

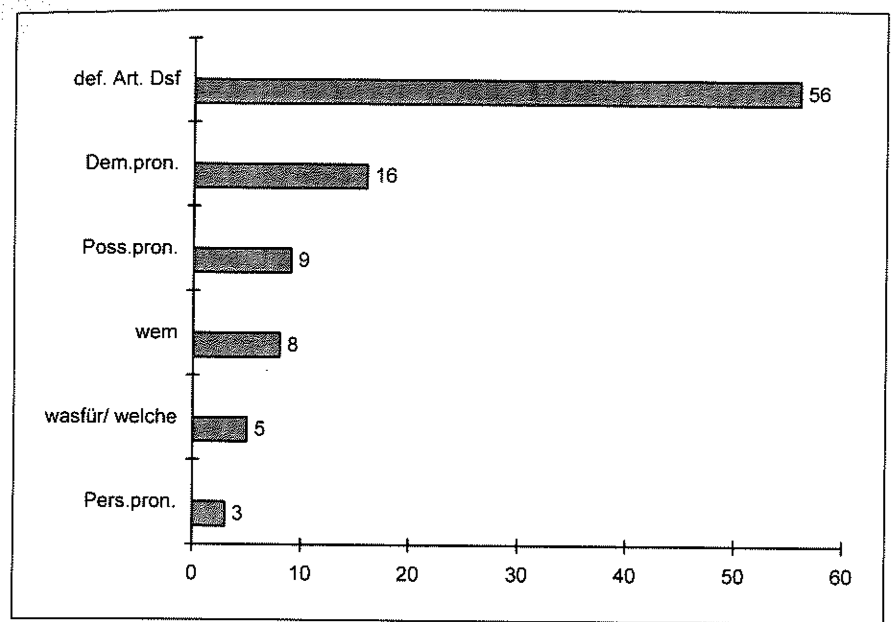
> „Die Perspron. sind die einzige nominale Wortklasse, die sowohl präpositional als auch einfach flektiert [die anderen flektieren regelmäßig präpositional, GS] [...]. Das Nebeneinander von präpos. und einfachem Flexionssystem führt dazu, dass im Dat. die DKP [=Dativkodierungspräposition] *än* im allgemeinen nur dann gesetzt wird, wenn das Pronomen besonders betont wird (z. B. *gibs än* *ihr!*). (A. Pichler-Stainern 1999, S. 57; Hervorhebung im Original fett)

5.5 Bemerkungen zu Auftretensbedingungen

1. Die PDM kann im Bairischen vor verschiedene Determinative mehr oder weniger gut gesetzt werden. Dies zeigt sich in der quantitativen Analyse der Materialien von SOB, SNIB und SAO.

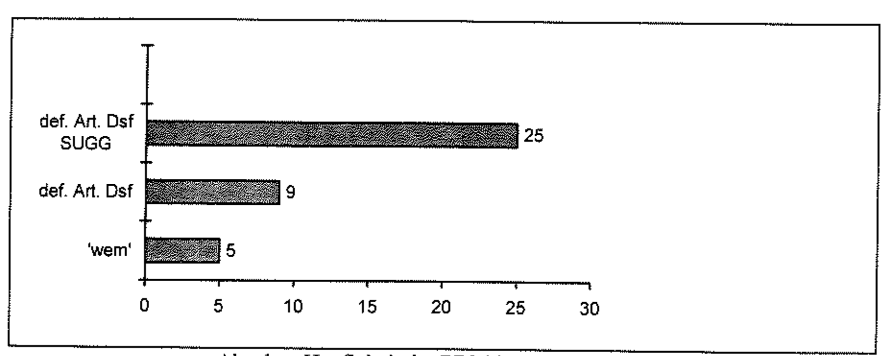
(a) SOB: Mit überwältigendem Abstand tritt der Dativmarker vorzugsweise mit dem definiten Artikel auf. Seltener, aber doch mehrmals ist die PDM bei Demonstrativpronomen, Possessivpronomen und Interrogativpronomen belegt. Zählt man beim Personalpronomen die nicht dativflektierten Formen des Typs *α sī* 'ihnen' dazu, kommt man auf drei Orte mit PDM beim Personalpronomen (zählt man sie nicht dazu, ist es nur ein einziger Ort mit *α* + Dativ):

130 Österreichische Atlasaufnahmen, Wien.



Absolute Häufigkeit der PDM im SOB-Material.

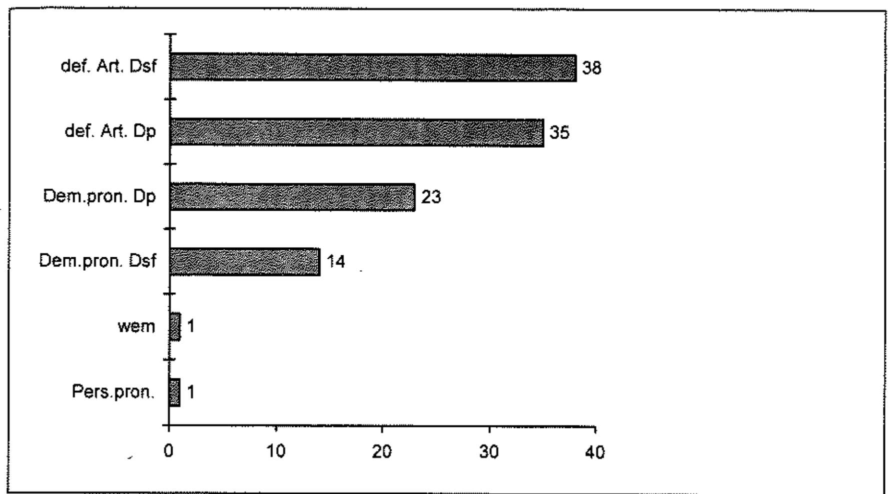
(b) Im Material des SNIB ist die PDM überhaupt nur beim definiten Artikel und bei 'wem' belegt, wobei die PDM beim Artikel durch Suggestion bei den Syntaxabfragen wesentlich häufiger aufgetreten ist:



Absolute Häufigkeit der PDM im SNIB-Material.

(c) Im SAO-Material kommt die PDM zwar ebenfalls am häufigsten beim definiten Artikel vor, aber auch das Demonstrativpronomen ist verhältnismäßig gut vertreten. Außerdem zeigt sich eine Präferenz für die Pluralform, wo der Dativ keine distinkte flexivische Form zeigt. Nur je ein Mal ist die PDM bei 'wem' und beim Personalpronomen vertreten:





Absolute Häufigkeit der PDM im SAO-Material.

2. Die hohe Prominenz der PDM beim definiten Artikel zeigt sich auch darin, dass in verschiedenen Einzelarbeiten[131] die PDM überhaupt nur hier erwähnt wird.

3. Im Südbairischen sind die Pluralformen des definiten Artikels und des Demonstrativpronomens morphologisch kasusunterspezifiziert. P. Lessiak (1903), S. 165, R. Mair (1938), S. 200 und W. Rader (1966), S. 145 weisen ausdrücklich darauf hin, dass der Dativmarker im Plural, aber nicht im Sg. f. regelmäßig gesetzt wird. Hier (und nur hier) kann der Einsatz des Dativmarkers dadurch motiviert werden, dass er eine distinktionsbildende Funktion im Paradigma ausübt.

4. Nach den Angaben von Pichler-Stainern (1999), S. 57 ist das Auftreten der PDM bei Personalpronomen an die Bedingung geknüpft, dass das Pronomen besonders stark fokussiert ist. Implizit geht aus der Untersuchung gleichzeitig hervor, dass die PDM bei klitischen Formen ausgeschlossen ist.

5. Aufgrund dieser Beobachtungen können die verschiedenen Vorkommenstypen in eine Hierarchie abnehmender Eignung für die PDM gebracht werden. Wenn man in den als fusional analysierbaren Formen des Typs *in* 'in_dem' oder *in* 'in_den:Dp' ebenfalls den Dativmarker sehen will, führen diese die Hierarchie an:

131 E. Kühebacher (1958), D. Larcher (1963), P. Lessiak (1903), R. Mair (1938), P. Mauser (1998), H. Roitner (1950), O. Stranzinger (1951), J. Tscholl (1999).

Fusionale Formen >>
    (Südbair.: definiter Artikel Pl. >>)
Definiter Artikel >>
    (Südbair.: Demonstrativpronomen Pl. >>)
Demonstrativpronomen >>
Possessivpronomen, Interrogativpronomen >>
Personalpronomen >>
Klitika

6. Dass der Dativmarker nach (echter) Präposition ausgeschlossen ist, unterstreicht O. Stranzinger (1951), S. 202 ausdrücklich; aus allen anderen Darstellungen geht das nur implizit hervor.

7. Die präpositionale Kodierung ist auf die Kategorie Dativ beschränkt: „Die dem Dat. eigene Neubildung mit *in*, *i* fehlt dem Acc. gänzlich" (J. Schatz 1897, S. 159).

8. Verschiedentlich wird auf die Optionalität der PDM insgesamt hingewiesen, z. B.:

> „Neben dem einfachen Dativ gibt es in der Ma. noch einen, der mit der Präposition *in* 'in' umschrieben wird" (E. Kühebacher 1958, S. 176).

> „Neben dem einfachen dat. besitzt die ma. eine mit der präp. 'in' umschriebene form" (P. Lessiak 1903, S. 164).

Einzig A. Pichler-Stainern (1999) deutet an, dass in allen nominalen Kategorien außer beim Personalpronomen der Dativmarker konsequent gesetzt wird.

5.6 PDM-prominente Zonen

1. Es ist nicht einfach, das bairische Verbreitungsgebiet der PDM in Zonen zu unterteilen mit mehr oder weniger hoher Prominenz der PDM. Wenn man als Kriterium die Vielfalt von belegbaren Vorkommenstypen anwendet, fällt auf, dass einerseits die Setzung des Dativmarkers vor definitem Artikel überall möglich ist; andererseits sind alle anderen Vorkommenstypen mit weniger Nennungen schon erheblich eingeschränkt, aber ohne dass sich dabei klare areale Kontraste ergeben.

Immerhin kann innerhalb des Westmittelbairischen eine gewisse Abstufung ausgemacht werden: Die PDM ist in einem breiten Streifen beidseits des Inns verhältnismäßig gut vertreten; nördlich und nordwestlich davon, gegen Donau und Isar, nimmt die Prominenz der PDM kontinuierlich ab, mit nur noch lückenhafter Bezeugung der PDM und nur beim Artikel. Gleiches gilt aber auch für die Gebiete südöstlich dieses Streifens (Chiemgau, Berchtesgaden). Kontinuierliche Abnahme der PDM-Prominenz finden wir auch am Ostrand des mittelbairischen Verbreitungsgebiets, im oberösterreichischen Hausruckviertel.

Insgesamt scheint die PDM im Südbairischen weiter ausgebaut zu sein als im Mittelbairischen. Das zeigt sich daran, dass fast alle Nennungen der PDM bei Personalpronomen – so überwältigend viele sind es gar nicht – aus Tirol oder Kärnten kommen. Somit kann mit einiger Vorsicht festgestellt werden, dass die PDM bei Personalpronomen im Mittelbairischen stark eingeschränkt (bis praktisch inexistent) ist, während eine solche Restriktion für das Südbairische nicht oder nicht vorbehaltlos gilt.

2. Die Vorbehalte für den vergleichsweise hohen Ausbaustand der PDM im Südbairischen leiten sich daraus ab, dass die meisten neueren Arbeiten (außer A. Pichler-Stainern 1999 für Westkärnten) die PDM beim Personalpronomen nicht erwähnen (oder sogar explizit ausschließen, so schon R. Mair 1938, S. 200). Stattdessen wird übereinstimmend festgestellt, dass die PDM insgesamt eine rezessive Erscheinung ist, auf den Basilekt und da teilweise nur auf die ältesten Sprecher beschränkt (F. Lanthaler (Ms.), P. Mauser 1998, S. 134). Am stabilsten ist sie noch beim (flexivisch nicht kasusspezifizierten) Dativ Plural.

Dass die PDM anscheinend zurückgeht, zeigt sich außerdem an einer interessanten Reaktion eines Informanten in Nassereith (Tirol). Der Explorator (Eugen Gabriel) konnte die PDM beim Possessivpronomen *į daĩn* 'deinem' und beim Personalpronomen *į dīɒr* 'dir' protokollieren, die der Informant spontan geäußert hatte. Auf Nachfrage bzw. Suggestion lehnte der Informant die PDM dann aber ab. Man muss diesen Kontrast so interpretieren, dass die Sprecher die PDM vermeiden, sobald ihnen diese überhaupt bewusst wird.

3. Vereinzeltes Auftreten der PDM am Rand oder außerhalb der geschlossenen PDM-Zone spricht dafür, dass das Verbreitungsgebiet ehemals möglicherweise wesentlich umfangreicher war als heute. Das betrifft einerseits die östliche Begrenzung des mittelbairischen Anteils an der PDM-Zone, wo die Konstruktion noch isoliert im oberösterreichischen Mühlviertel vorkommt. Andererseits liegt auch ein isolierter Beleg aus Regelsbach bei Nürnberg vor, aus der nordbairisch-ostfränkischen Übergangszone[132]. Aber auch innerhalb des heutigen PDM-Gebiets können die jeweils vereinzelten Nennungen des Dativmarkers vor Personalpronomen dahingehend interpretiert werden, dass die PDM beim Pronomen einmal bedeutend weiter verbreitet war. Und schließlich kann auch die Beschränkung der PDM auf fusionale Formen des indefiniten Artikels in Außerfern (E. Rudolf 1933, S. 478) als synchron nicht mehr transparentes Relikt einer ehemals produktiven PDM angesehen werden.

132 *Iech maan, in die Maiabammschnaidä geem mä drai Äxtratuuen!* 'ich meine, den Maibaumabschneidern geben wir drei Extratouren!' (Steger 1961, S. 46f). Auf die Stelle hat mich verdankenswerterweise Jürg Fleischer, Zürich, aufmerksam gemacht.

5.7 Südbairische Sprachinseln

5.7.1 Zimbrisch

1. Die Einwanderung von südbairischen Siedlern v. a. aus Westtirol in die zimbrischen Sprachinseln in Oberitalien setzt Anfang des 12. Jahrhunderts ein und dauert bis ins ausgehende 13. Jahrhundert an. Die Gründung der VII Gemeinden im Hochland über Vicenza geht auf ca. 1100 zurück, die Besiedlung der XIII Gemeinden (Lessinische Berge über Verona) ist ab 1287 bezeugt. Von den VII Gemeinden aus wird Lusern (Trentino) als Tochterkolonie ab dem 15.-16. Jahrhundert besiedelt (alle Angaben nach P. Wiesinger 1983a, S. 906).

Die PDM kann für das Zimbrische der VII Gemeinden (Roana; WBÖ, IV, Sp. 1632) und der XIII Gemeinden (F. Cipolla 1882; B. Schweizer 1939; E. Kranzmayer 1981) nachgewiesen werden, ebenso für Lusern (J. Bacher 1905).

2. E. Kranzmayer (1981) merkt zum Dativ an (ohne dass freilich klar wird, ob damit die Verhältnisse der VII und/oder XIII Gemeinden beschrieben werden):

> „Wenn noch keine Präposition vorne steht, wird gerne (wie in Kärnten) *i̧n* vorgestellt: *i̧x vorše (i̧n) dar mũtre* ich forsche (= frage) die Mutter, *i̧x tsoɒge (i̧n) dəme manne* ich zeige dem Manne“ (E. Kranzmayer 1981, S. 225).

F. Cipolla (1882) notiert zur Deklination der Personalpronomen in den XIII Gemeinden:

> „Quando il pronome al dativo non sia enclitico, va sempre preceduto dalla preposizione: *in mier*, *in dier*, *vun mier*, *vun dier* ecc.“ (F. Cipolla 1882, S. 229).

Die Stelle kann als Nachweis der PDM gelesen werden: Den pronominalen Vollformen muss ein präpositionales Element vorangehen. Es wird aber nicht ausgeführt, welcher funktionale Kontrast zwischen *in mier* vs. *vun mier* besteht. Natürlich sieht alles danach aus, dass *in mier* das indirekte Objekt kodiert und damit funktional dem reinen Dativ bzw. ital. *a me* entspricht, während *vun mier* als „Genitiversatz“, vergleichbar mit ital. *di me* gesehen werden kann. Beim Interrogativpronomen ist nun ein Beispielsatz angeführt, der die PDM ohne Zweifel belegt:

i	*bi*	*forschen*	*in beme*	*d' ist inj*	*aker*	*dört*
ich	AUX	fragen:PART:PRS?	IN wer:Ds	? ist der:sm	Acker	dort

‘Domanderò di chi è quel campo là.’

Die Glossierung muss lückenhaft bleiben, da F. Cipolla den Satz nur als Ganzes ins Italienische übersetzt und die grammatischen Angaben etwas gar knapp

ausgefallen sind. Dennoch steht die präpositionale Kodierung des Possessors mit *in* plus Dativ außer Frage.

Weitere Belege finden sich in B. Schweizer (1939).

3. Für Lusern steht die ausführlichere Beschreibung von J. Bacher (1905) zur Verfügung, wo die PDM mehrmals ausdrücklich erwähnt wird:

> „Den Genitiv Sing. u. Plur. drücken die Luserner durch vorgesetztes *võ* (*von*) aus, den Dativ durch vorangestelltes *ən*, welches auch häufig ausgelassen wird“ (J. Bacher 1905, S. 180).

Es folgen mehrere Nennungen der PDM (J. Bacher 1905, S. 180-192; Einklammerungen im Original):

Definiter Artikel Sg. f. *ən dɒr*, Pl. *ən də*
Indefiniter Artikel Sg. m. *ən ɒn guatn man*
Personalpronomen 2. Pl. *(ən) aüch (andɒrn)*
Possessivpronomen *[ən] ʃain vātɒr*[133]
Demonstrativpronomen Sg. f. *[ən] dīʃɒrn*
Interrogativpronomen ‘wem’ *ən wēm*
Numerale ‘zwei’ *(ən) zwian*

In einer Wiener Atlasaufnahme aus Lusern (Explorator: Eugen Gabriel) ist die PDM beim Personalpronomen 3. Sg. m. belegt: *Er gītsęnīme* ‘er gibt es ihm’.

In eigenen Aufnahmen, die ich im Juni 2000 im Rahmen einer Seminarexkursion von Elvira Glaser und Peter Zürrer, Zürich, durchgeführt habe, konnte die PDM allerdings nicht (mehr?) elizitiert werden. Dass die PDM in Lusern anscheinend aufgegeben worden ist, bestätigt mir auch Hans Tyroller, München / Lusern.

5.7.2 Zahre/Sauris

1. Zahre/Sauris (Provinz Udine) ist in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts vom Osttiroler Pustertal aus besiedelt worden (P. Wiesinger 1983a, S. 907). Die Sprachinsel hatte über Jahrhunderte nur wenig Kontakt zu den benachbarten romanischen Sprachen und kaum zum geschlossenen südbairischen Sprachgebiet:

> „For almost seven centuries, from the establishment of the Sauris enclave until the completion of the road link with Ampezzo in the middle of the

133 Lautlich gleich wäre auch ‘dem seinem Vater’, d. h., *ən* könnte auch als definiter Artikel Dativ Sg. m. analysiert werden. Das ist aber insofern unwahrscheinlich, als J. Bacher (1905), S. 189 im gleichen Paradigma als Nominativ *ʃãi vātɒr* ohne Artikel angibt. Definiter Artikel vor attributivem Possessivpronomen kommt allerdings ebenfalls vor; auch dann steht jedoch der Dativmarker vor dem Artikel: *ən dɒr dain muɒtɒr* ‘deiner Mutter’.

present century, contacts with the surrounding Friulian-speaking region and the wider (Veneto-speaking, then Italian-speaking) network remained extremely laborious and hazardous. The same held good, to an even greater degree, of traffic over the high mountain mule-track passes to the north with Carinthia and Tirol and the wider German-speaking world beyond" (N. Denison 1997, S. 69).

2. Die PDM mit dem (südbairischen) Dativmarker *in* kann in Zahre/Sauris belegt werden:

> *s gɛlt ɔːt-ar ɪndər toʊxtər geːbm*
> 'he gave the money to the daughter' (N. Denison 1997, S. 78)

N. Denison führt die PDM auf Reanalyse der Artikelform *in* (Dativ Sg. m.) als präpositionales Amalgam zurück; dieser Vorgang muss aber noch im geschlossenen südbairischen Sprachgebiet vor der Kolonisierung von Zahre/Sauris stattgefunden haben:

> „The extraction and generalization of a nonexistent preposition from a declined (dative) form of the definite article [...] certainly took place (or was under way) in Bavarian before the Sauris migration and became a regular element of Sauris German nominal syntax" (N. Denison 1997, S. 78).

5.7.3 Fersental

1. Das Fersental im Trentino wurde ab der Mitte des 13. Jahrhunderts von Südtirol aus besiedelt, wobei die jüngste Siedlung (Palai/Palù am Talabschluss) auf das 14. Jahrhundert zurückgeht (A. Rowley 1986, S. 26; P. Wiesinger 1983, S. 907). Das Fersentalerische zeigt den Lautstand eines südbairischen Dialekts, wie er um 1300 ausgesehen haben mag (A. Rowley 1986, S. 173f).

2. Der Dialekt des Fersentals ist in den Monographien von A. Rowley (1986, 2000 und 2000a) hervorragend beschrieben. Wie in den anderen südbairischen Sprachinseln tritt auch hier *in* als Dativmarker auf, steht allerdings in Konkurrenz mit *a*. Eine Distribution der beiden Lautformen kann aus den Arbeiten A. Rowleys nicht abgelesen werden; wie mir Anthony Rowley, München, mitteilt, variieren *a* und *in* frei. Dieser Befund bestätigte sich auch bei eigenen Befragungen, die ich im Juni 2000 im Fersental (Florutz) durchgeführt habe.

3. Außer den Personalpronomen werden alle dativischen Nominalphrasen obligatorisch präpositional markiert (A. Rowley 1986, S. 202; A. Rowley 2000, S. 4). Bei Suggestion lehnen die Sprecher den reinen Dativ ab. Außerdem regieren alle echten Präpositionen ebenfalls nur den Dativ, auch direktional (A. Rowley 2000, S. 4; 2000a, S. 2). Für nicht-pronominalisierte Nominalphrasen ergibt sich daraus ein Kasussystem mit zwei morphologischen Exponenten, von denen der eine historisch auf den Nominativ, der andere auf den Dativ zurückgeführt werden kann. Der alte Dativ erscheint nur und immer zusammen mit Präposition, der alte Nominativ erscheint nie zusammen mit Präposition. Die beiden morphologischen Exponenten sind somit in komplementärer Distribution. Sie haben nurmehr den systematischen Status von positionellen Varianten und sind dadurch nicht mehr distinktionsbildend. Die Konsequenz daraus ist, dass (außerhalb der Personalpronomen) Kasus als morphosyntaktisch-funktionale Kategorie aufgegeben worden ist, obgleich die morphologischen Exponenten (der alte Nominativ und der alte Dativ) noch vorhanden und lautlich geschieden sind. Was sich verändert hat, ist also nicht das Inventar an Exponenten, sondern deren Stellenwert im System. A. Rowley (1986) trägt dem veränderten Status der Dativform auch terminologisch Rechnung:

> „Da die Form, die den mhd. Dativ fortsetzt, außer bei den Pronomina lediglich als stellungsbedingte morphologische Variante nach Präpositionen vorkommt, wird sie im folgenden Präpositionalkasus genannt"
> (A. Rowley 1986, S. 202).

4. Bei den Personalpronomen sind die Verhältnisse insofern komplizierter, als hier (a) der Dativmarker nur optional auftritt und (b) im Fersentalerischen Clitic Doubling vorkommt, dessen Auftretensbedingungen mit denjenigen der PDM korrelieren.

ad (a): A. Rowley (1986), S. 221 gibt an, dass die PDM bei Personalpronomen „unter Starkton ebenfalls geläufig" sei. Das ist etwa der Fall bei kontrastivem Fokus:

en	*zir*	*hòn*	*e*	*s tsòk*
IN	sie:Dsf	hab:1s	ich	es gesagt

'ihr habe ich es gesagt' (A. Rowley 2000, S. 30)

der	*laichts*	*enkh*	*bol*	*en enkh*	*òndera*
der	leiht es	euch:Dp	wohl	IN euch:Dp	pron:p

'euch leiht es es schon' (A. Rowley 2000a, S. 14)

ad (b): Fokussierte Pronomen können im Nachfeld auftreten, wobei aber eine klitische Kopie des Pronomens in der postverbalen Position erscheint:

i	*gib*	*der*	*eppas*	*a*	*diar*
ich	gebe	dir:D:CLIT	etwas	AN	dir:D

'ich gebe dir etwas' (A. Rowley 2000, S. 31)

A. Rowley schreibt dazu:

„Pronominale Objekte können in Emphase in unbetonter Form im Mittelfeld und betont im Mittel- oder Nachfeld stehen" (A. Rowley 2000a, S. 14).

Außerdem können fokussierte Pronomen auch das Vorfeld besetzen:

„Es können aber auch Objekte [...] im Vorfeld stehen; sie werden dann in ihrer Bedeutung für das Thema herausgestellt und sind oft auch in der Aussprache durch Betonung als emphatisch markiert" (A. Rowley 2000a, S. 31).

Auch in diesem Fall kann postverbal eine klitische Kopie erscheinen:

en dier laichter der s
IN dir:D leiht er dir:D:CLIT es
'dir leiht er es'

Alle Beispiele, die A. Rowley für Clitic Doubling anführt, zeigen bei der fokussierten Form die PDM. Fokussierte Pronomen mit PDM aber ohne Clitic Doubling kommen ebenfalls vor:

i zog s lai en dir
ich sage es nur IN dir:D
'ich sage es nur dir'

Somit scheint Clitic Doubling im Dativ nur dann möglich zu sein, wenn die fokussierte Vollform präpositional markiert ist; in der umgekehrten Richtung gilt die Implikation nicht. Die Ergebnisse von eigenen Befragungen sind mit diesem Befund vereinbar. Eine jüngere Sprecherin hat mit den drei zu erwartenden Kombinationen geantwortet (Übersetzungsfragen aus dem Italienischen), nämlich:

Ohne PDM, ohne Clitic Doubling:
(A me piace molto questo film. E a voi? –)
und enk?
'und euch?'

Mit PDM, ohne Clitic Doubling:
(Ma l'ho raccontato solo a lei! –)
ma i hãn =s kontart lai en zi
aber ich habe es erzählt nur IN sie:fs
'aber ich habe es nur ihr erzählt'

Mit PDM, mit Clitic Doubling:
(Dallo a me!)
gim =mer =s in mier
gib mir:D:CLIT es IN mir:D
'gib es mir!'

Im letzten Beispiel hat die Informantin alle anderen Varianten abgelehnt, sie insistiert sowohl auf der PDM als auch auf dem Clitic Doubling. Unter welchen Bedingungen PDM und Clitic Doubling – wie in diesem Fall – beide obligatorisch sind, konnte nicht eruiert werden. Die lückenhafte Evidenz, die ich aus den paar Befragungen gewinnen konnte, deutet darauf hin, dass Clitic Doubling bei den Pronomen der 1. und 2. Sg. konsequenter auftritt als in den anderen Personen. Umgekehrt bei der PDM: Sie scheint in der 3. Pers. eher obligatorisch zu sein als in der 1. und 2. Pers. Das alles sind aber Spekulationen, die auf Einzelbeobachtungen basieren, deren allgemeine Gültigkeit erst noch geprüft werden muss. Die genauere Abklärung von all den Hypothesen, die nur schon aus den wenigen Befragungen der Exkursion hervorgehen, macht weitere Erhebungen im Fersental unbedingt nötig.

5. Hat das Fersental die PDM vom geschlossenen südbairischen Sprachgebiet unabhängig entwickelt, oder kann die PDM auf den Mutterdialekt zurückgeführt werden? Im hohen Ausbaustand der PDM und in der „Allomorphisierung" des alten Kasusunterschieds zwischen Nominativ und Dativ weicht das fersentalerische Kasussystem zwar deutlich ab von demjenigen im geschlossenen südbairischen Sprachgebiet. Diese Spezifika können aber sehr gut als (sprachkontaktbedingte) Weiterentwicklungen eines Kasussystems angesehen werden, das bereits zur Zeit der Kolonisierung die PDM kannte. Das stärkste Argument dafür, dass die PDM mit *in* als Dativmarker bereits zur Zeit der Kolonisierung im Dialekt verankert war, sehe ich im Nebeneinander der Dativmarker *in* und *a*. Wenn die PDM im Fersental eine vom übrigen Südbairischen unabhängige Eigenentwicklung nach trentinischem Vorbild wäre, würden wir als Dativmarker *a* (und nur *a*) erwarten. Gerade die Tatsache, dass *a* als Dativmarker auch tatsächlich vorkommt, macht uns also gewissermaßen vor, wie ein kontaktsprachlich entlehnter Dativmarker aussehen würde. Daraus, dass aber *a* mit *in* konkurriert, schließe ich, dass kontaktsprachliches *a* von den Sprechern mit einem bereits unabhängig von der Kontaktsprache vorhandenen Dativmarker *in* identifiziert worden ist. Ich nehme daher an, dass die PDM im Fersental mit *in* als Dativmarker auf den südbairischen Herkunftsdialekt zurückgeführt werden muss.

5.8 Bemerkungen zu Entstehung und Alter der PDM

1. Die meisten Darstellungen sind sich einig, dass bei der Entstehung der PDM die lautliche Übereinstimmung des definiten Artikels Dativ Sg. m. *an* / *in* / *ən* mit echt-präpositionalen Amalgamen 'an_dem' / 'in_dem' eine entscheidende Rolle

spielt. *an* / *in* setzen mhd. *dëm* fort, so dass die Formen als präpositionale Amalgame reanalysiert werden können. Von da aus wird in Analogie auch bei anderen Artikelformen und Determinativen ein präpositionales Element vorangestellt:

„Die abgeschwächte Form des Artikels im Dat. lautet gleich wie die Präp. *in* 'in'; man kann darin ein 'in den' [sic!] sehen und deswegen wurde es auch auf das Fem. übertragen" (E. Kühebacher 1958, S. 177).

„Diese umschreibung beruht auf einer verwechslung der abgeschwächten form des artikels 'dem', 'den', mit 'in' bez. 'im', 'in'n' (in den), die in der ma. alle in *ən*, *n̥* zusammengefallen sind [...]. Der artikel *ən* in *ən fǭtr* [...] kann demnach auch in 'in dem', 'in den' aufgelöst werden. Diese auffassung wurde auch auf das fem. übertragen" (P. Lessiak 1903, S. 165).

„Diese Umschreibung beruht auf einer Vermischung des Artikels des Dat. Akk. Sg. Mask. Neutr. mit der Präp. 'in', die in der Ma. beide *ən*, *n̥* ergeben haben" (R. Mair 1938, S. 200).

Die Voraussetzungen für eine solche Entwicklung sind (a) der Verlust des anlautenden Dentals bei der Artikelform und (b) der Zusammenfall im Vokalismus.

ad (a): Der Dentalverlust wird nur selten überhaupt als Problem erkannt und dann nur ganz unspezifisch abgehandelt:

„Der Schwund des anlautenden *d* ist aus der Stellung im Satze zu erklären" (J. Schatz 1897, S. 158).

„Der Verlust des *d* in den obliquen Kasus erklärt sich aus der vollständigen Unbetontheit im Satze" (R. Mair 1938, S. 199).

ad (b): Der Zusammenfall kann einerseits in Richtung Schwa gehen, was bei Reduktionssilben ja akzeptabel ist. Problematischer ist es, auf rein lautlichem Weg die qualitative Profilierung des Vokals in Richtung *i* zu motivieren. K. S. Eckner (1975) argumentiert, dass das *i* in der Artikelform *in* ein epenthetischer Vokal ist, dessen Insertion einen wohlgeformteren Silbennukleus zum Effekt hat. Das ist v. a. dann relevant, wenn der Artikel nicht an ein vorangehendes Element – z. B. eine Präposition – klitisiert werden kann:

„Wird ein bestimmter Art., der aus phonetischen Gründen nicht enklitisch an das vorangehende Wort angehängt werden kann, im obliquen Fall vor einem Hauptwort schwachtonig gesprochen, kommt es, um die Anhäufung von zu vielen silbischen Nasalen zu verhindern, zu einer Überbildung der Form. Um das Endungs-n zur Silbe zu machen, wird ein Vokal benötigt, der in Form eines '-i' vor das '-n' geschlagen wird, wodurch der Artikel im obliquen Fall mit der Präp. 'in' zusammenfällt" (K. S. Eckner 1975, 58f).

Dass tatsächlich mit lautlicher „Überhöhung" von Reduktionssilbennuklei in Richtung *i* zu rechnen ist, zeigt sich darin, dass auch die echten Präpositionen 'an' und 'in' im Südbairischen und östlichen Mittelbairischen (d. h., in dem Gebiet mit *in* als Dativmarker) in *in* zusammengefallen sind (genau das Umgekehrte gilt für das mittelbairische Gebiet mit *an* als Dativmarker).

2. Einen grundsätzlich anderen Weg schlägt A. Pichler-Stainern (1999) ein. Er geht von der Beobachtung aus, dass im Südbairischen das Vorhandensein der PDM und das Fehlen der echten Präposition 'an' miteinander korrelieren[134]. Letzteres interpretiert A. Pichler-Stainern als einen archaischen Zug des Südbairischen, da auch im Ahd. 'an' als Präposition nicht oder nur selten vorgekommen sei. Dagegen habe die Präposition 'in' ein wesentlich breiteres Bedeutungsspektrum gehabt als im Nhd. U. a. kodiere ahd. 'in' auch allgemein Direktionalität ('zu...hin'), und komme daher semantisch in Frage für die Grammatikalisierung zum Dativmarker. A. Pichler-Stainern schließt daraus, dass der Dativmarker historisch mehr oder weniger direkt auf ahd. 'in' zurückgeführt werden kann. Das Bairische habe direktionale 'in'-Phrasen zum indirekten Objekt grammatikalisiert. Den eigentlichen Impuls für diesen Vorgang sieht A. Pichler-Stainern im engen Sprachkontakt zu benachbarten romanischen Sprachen, wonach der südbairische Dativmarker *in* eine „Lehnprägung" (S. 81) des romanischen *a* sei. Er führt die Entstehung der PDM auf die Zeit der bairischen Glottogenese im 6./7. Jahrhundert zurück.

Das Hauptproblem dieser Theorie liegt darin, dass sie keine Erklärung bietet für das vielleicht zentralste strukturelle Merkmal der PDM: Der Dativmarker ist mit dem Dativ und nicht mit dem Akkusativ kombiniert. Wenn die PDM aus einer direktionalen Präpositionalphrase grammatikalisiert wäre, würden wir erwarten, dass das indirekte Objekt mit Dativmarker plus Akkusativ kodiert wird[135]. Dies stellt auch A. Pichler-Stainern (1999), S. 80 fest, freilich ohne die Konsequenzen daraus zu ziehen: „[Das Etymon der Dativkodierungspräposition] ist die ahd. Präp. *in*, die – wie heute – sowohl den Dativ (positional) als auch den Akk. (direktional) regiert". Pichler-Stainern muss deshalb in der Glottogenese des Bairischen eine Phase stipulieren, wo es keinen grammatikalisierten Artikel gab, der den Kasus anzeigt, aber bereits die PDM. Die Präposition 'in' sei daher mit zunächst nicht kasusmarkierten Nominalphrasen – also auch nicht akkusativischen – kombiniert worden (S. 81). Aus zwei Gründen muss dieses Modell zurückgewiesen werden: Erstens gab es auch vor der Grammatikalisierung der Artikel

134 Wie ich oben (5.3, §4) schon dargelegt habe, gehe ich davon aus, dass im Südbairischen 'an' und 'in' lautlich in *in* zusammengefallen sind.

135 Als Input für Grammatikalisierungsprozesse müssen wir Konstruktionen annehmen und nicht einzelne Lexeme: „More recent work in grammaticalization theory has emphasized that it is whole constructions, not individual lexical items or morphemes, that undergo grammaticalization" (W. Croft 2000, S. 62; vgl. auch J. Bybee et al. 1994, S. 11).

natürlich andere Determinative (Possessiv-, Demonstrativ-, Indefinit-, Personalpronomen), die ja teilweise heute noch Dativ und Akkusativ morphologisch distinkt realisieren. Zweitens: Selbst wenn wir versuchsweise von einer solchen „kasusfreien" Phase ausgehen, bleibt unklar, wie denn der morphologische Dativ im Rektionsbereich der Präposition *in* (die nach der kasusfreien Phase ja nicht Dativ, sondern indirektes Objekt kodiert) wieder neu entstehen kann. Man muss dann annehmen, dass sich aus anderen Dialektgebieten des Deutschen der Dativ wieder ins Bairische ausbreiten konnte, dabei aber der präpositionale Marker weiterhin gesetzt wurde.

3. Über das mögliche Alter der PDM sind den Arbeiten zum Bairischen (außer A. Pichler-Stainern 1999) keine Angaben zu entnehmen. In der Grammatik von Schmeller (1821) sind zwei diffuse Bemerkungen zu finden, die mit der PDM in Zusammenhang gebracht werden können:

> „Die Formen *im*, *in* ['dem'] dürften indessen mehr als die bloße Aussprache v. *dem*, *den* seyn" (Schmeller 1821, S. 206).

> „Die Dativform *inən*, *inər* ['einem', einer'] scheint indessen mehr, als bloße Aussprache v. *ainem* und *ainer* zu seyn; sie enthält vielleicht die Präpos. *an*" (Schmeller 1821, S. 219).

In der Datenbank zu den bairischen Mundarten Österreichs (DBÖ) habe ich einige wenige ältere Belege gsammelt, die als Instanziierungen der PDM interpretierbar sind; freilich sind teilweise auch andere Interpretationen möglich (vgl. 8.3.1, §1.6).

Die einschlägigste Evidenz für die Rekonstruktion des Alters der PDM bieten m. E. die südbairischen Sprachinseln, das Zimbrische, Zahre/Sauris und das Fersental, in denen die PDM mit dem südbairischen Dativmarker *in* eindeutig nachgewiesen ist. Es ist kaum denkbar, dass diese Sprachinseln und das geschlossene südbairische Gebiet alle unabhängig voneinander die PDM mit derselben lautlichen Ausprägung des Dativmarkers entwickelt haben. Ebenso ist wenig wahrscheinlich, dass sich die PDM womöglich Jahrhunderte nach der Gründung der Kolonien noch hätte hierher ausbreiten können. Der plausibelste Schluss ist daher, dass die PDM im Südbairischen bereits vor der Gründung der Kolonien bestanden hat. Genau zu diesem Schluss kommt auch N. Denison (1997), S. 78, der annimmt, dass die PDM in Zahre/Sauris zurückzuführen sei auf einen Reanalysevorgang der definiten Artikelform Dativ Sg. m. *in*, der im geschlossenen südbairischen Sprachgebiet bereits vor der Besiedlung von Zahre/Sauris stattgefunden haben muss (vgl. oben 5.7.2, §2). Da Zahre/Sauris ab der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts südbairisch besiedelt worden ist, legt die Evidenz der Sprachinseln nahe, die Entstehung der PDM mindestens ins Hochmittelalter zu datieren. Damit handeln wir uns aber ein, annehmen zu müssen, dass sie in einer jahrhundertelangen Periode – bis zum Einsetzen der Dokumentation rezenter Dialekte ab dem 19. Jh. – nicht schriftlich bezeugt ist. Das konsequente, mehrfache und eindeutig

südbairisch geprägte Auftreten der PDM in den Sprachinseln kann aber nicht anders wegerklärt werden.

6 Zum kategorialen Status des Dativmarkers

6.1 Präposition oder Präfix? Diagnostika

1. Nur schon die Wahl der Bezeichung „PDM“ suggeriert, dass wir es mit einer präpositionalen Konstruktion zu tun haben bzw. dass es sich beim Dativmarker um ein Element der Morphemklasse Präposition handelt. Diese Kategorisierung deckt sich mit Bemerkungen zur PDM in fast allen einschlägigen dialektologischen Arbeiten (vgl. jeweils die Abschnitte „Lautform und kategorialer Status des Dativmarkers“ im ersten Teil). Allerdings zeigt die genauere Analyse, dass der Status des Dativmarkers als Präposition keineswegs von vornherein fest steht. Wenn auch das Verhalten des Dativmarkers recht weitgehend mit demjenigen echter Präpositionen übereinstimmt, weicht es in einigen Punkten auch deutlich davon ab; diese Abweichungen deuten in Richtung höherer morphologischer Gebundenheit des Dativmarkers an das ihm adjazente Determinativ. Eine Kategorisierung des Dativmarkers als gebundenes Morphem, d. h. als Präfix, muss deshalb zumindest ernsthaft in Betracht gezogen werden.

2. Kasuspräfixe sind typologisch hoch markiert (vgl. J. Bybee et al. 1990 zur Suffixing Preference), völlig unerhört sind sie freilich nicht. Zudem darf uns nicht beunruhigen, dass der Dativmarker an Determinative und nicht an das Kopfnomen präfigiert würde (sofern sich herausstellte, dass es sich wirklich um ein Affix handelt). Die Determinative und nicht das Kopfnomen sind der Ort, wo Kasus im Oberdeutschen morphologisch manifest wird. Das ist auch ohne Dativmarker bereits der Fall; mit einem affigierten Dativmarker würde der Dativ bei einer ganzen Reihe Determinative durch ein Zirkumfix realisiert, z. B.:

i-mi-nərə	*frau*
DAT-mein-DAT:sf	Frau

Kasuspräfixe, die gleichzeitig auch Genus kodieren, sind belegt in Mangarayi (Ch. Lehmann 1995):

(Mangarayi)	*ŋali-na*	*ŋala-gadugu*
	f.nom-d3	f.nom-woman
	‘that woman (nom.)’ (Ch. Lehmann 1995, S. 86)	

> „The prefixes of the determiners and the nouns are not morphologically segmentable, but they express distinctly both gender and case. Moreover, this is one example of a language which has case prefixes on subconstituents of NPs, specifically on words, among them nouns; thus they are genuine case prefixes, not prepositions“ (Ch. Lehmann 1995, S. 86).

Ein weiteres Beispiel ist Nungali (B. Blake 1994):

> „The almost total absence of [case] prefixes is striking. One solid example of case prefixing is to be found in Nungali, a Northern language of Australia [...]. In this language there are noun classes. Prefixes mark case and class cumulatively“ (B. Blake 1994, S. 105f).

(Nungali)		absolutive	oblique	
class	1	*di-gal*	*nyi-gal*	water
	2	*nya-ngarrung*	*nganyi-ngarrung*	woman
	3	*nu-ngulud*	*nyu-ngulud*	camp
	4	*ma-yadayn*	*nyi-yadayn*	skin

(B. Blake 1994, S. 105f)

Bei der Dartstellung der Objektmarkierung in der neuiranischen Sprache Jazghulami spricht G. Bossong (1985) explizit von einem Kasuspräfix:

> „Zweifellos war das ursprüngliche ABL[ativ]-Grammem des Jazghulami der Reflex der gemeiniranischen Präposition *hača*. Wie in den anderen noch zu besprechenden Pamir-Idiomen hat *hača* [...] darüber hinaus die Funktion ACC’ [=markierter Akkusativ] angenommen, und zwar zunächst, wie laut der eingangs aufgestellten Inhärenzskala zu erwarten ist, nur im Bereich des Personalpronomens [+deix]. Auf dieser Stufe ist *hača* im Jazghulami, im Unterschied zu den anderen Pamir-Idiomen, stehengeblieben; die Funktion ACC’ wurde nicht auf das Nomen [–deix] ausgedehnt. Es hat dann seine ursprüngliche Bedeutung allmählich verloren; *hača* > *ž-/š-* ist zum reinen Akkusativ-P r ä f i x des Personalpronomens geworden“ (G. Bossong 1985, S. 96; Hervorhebung GS).

Dies soll nur illustrieren, dass es zunächst einmal keinen apriorischen Grund gibt, präfixalen Charakter des Dativmarkers von vornherein auszuschließen.

2. Zur Bestimmung der ±morphologischen Gebundenheit eines Morphems müssen verschiedene Diagnostika herangezogen werden. Jeder Parameter ist in einem Format zu halten, das über die Gebundenheit des Morphems eine jeweils eindeutige Aussage erzeugt (+gebunden oder –gebunden). Allerdings ist es nicht notwendig, dass alle Parameter bei der Anwendung auf das fragliche Morphem dieses übereinstimmend als +gebunden bzw. –gebunden qualifizieren; das ist der Grund, weshalb unbedingt verschiedene Diagnostika angewendet werden müssen. Daraus, dass sich ein Morphem (wie z. B. der Dativmarker) bezüglich des einen Parameters als +gebunden und bezüglich des anderen als –gebunden erweisen kann, ergibt sich, dass morphologische Gebundenheit als eine skalare Größe

angesehen werden muss mit den beiden Polen minimale und maximale Gebundenheit.

Die Vorstellung von morphologischer Gebundenheit als ein Kontinuum mit Übergangsstufen darf nun aber nicht dazu verführen, die Frage nach der Gebundenheit überhaupt als irrelevant anzusehen. Wenn wir nämlich von Skalarität ausgehen, stellen wir uns damit die Aufgabe, die Position des fraglichen Morphems auf dieser Skala präzis zu bestimmen (es ist einigermaßen trivial, den Dativmarker aufgrund der Beobachtungen im folgenden Abschnitt als Zwischending zwischen Präposition und Präfix einzustufen; entscheidend ist, bezüglich welcher Parameter sich der Dativmarker als ein ±gebundenes Morphem verhält).

Die Anwendung der Parameter ist von großer Bedeutung für die Grammatikalisierungsforschung: Wenn z. B. der Verdacht besteht, ein (ehemals freies) Morphem habe sich zum Affix entwickelt, muss das unter Anwendung von transparenten Kriterien so präzis wie möglich nachgewiesen werden. Aber auch in denjenigen formalen Grammatikmodellen, die der Morphologie eine zentrale Rolle zukommen lassen (dazu gehört die Lexical-Functional Grammar LFG), hängt die konkrete Analyse zu einem großen Teil davon ab, ob bzw. inwieweit ein Morphem frei ist (und als syntaktische Wortform mit anderen Wortformen syntaktisch transparente Konstruktionen bilden kann) oder gebunden (und für rein syntaktische Prozesse nicht zugänglich ist).

3. In der Sprachtypologie, in der Grammatikalisierungsforschung und in Arbeiten der LFG werden im Wesentlichen dieselben Diagnostika zur Bestimmung von morphologischer Gebundenheit angewendet[136]. Die Kriterien gehören grundsätzlich zwei Klassen an. Einerseits (a)–(e) geht es um Distributionseigenschaften des fraglichen Elements, andererseits (f)–(h) um dessen morphonologische Kohäsion mit dem adjazenten Morphem.

Distributionelle Parameter:

(a) Affixe sind vom Stamm nicht separierbar. D. h. einerseits, dass kann kein Material zwischen Affix und Stamm treten kann. Andererseits heißt das auch, dass Affix und Stamm positionell nicht variieren können, also etwa nicht permutierbar sind.
(b) Afffixe haben keinen Skopus über zwei Konjunkte.
(c) Affixe sind hochgradig selektiv, d. h., nur eine definierbare Klasse lexikalischer oder morphologischer Einheiten kann mit dem betreffenden Affix markiert werden.
(d) Bei Affixen, aber nicht bei freien Morphemen und Klitika, können idiosynkratische Lücken, d. h. lexikalische Ausnahmen, auftreten; beispielsweise kann engl. *-n't* zwar grundsätzlich an Auxiliare affigiert werden (*don't*, *hasn't*, *won't*, *isn't* usw.), aber ausnahmsweise nicht an *may* und *am* (A. Zwicky / G. Pullum 1983, S. 508).

136 Vgl. B. Blake (1994), S. 11-13, K. Börjars (1998), S. 4-9, J. Bybee et al. (1994), S. 106-115, Ch. Lehmann (1995), S. 126-160, J. Lyons (1995), S. 206ff, L. Sadler (1997), S. 5-7, L. Sadler (1997a), S. 2-4, B. A. Serebrennikov (1975), S. 177-180, B. A. Uspenskij (1965), S. 98-103, A. Zwicky / G. Pullum (1983), S. 503f.

(e) Kookurrenz: Ein Affix besetzt eine andere (nämlich wortinterne) strukturelle Position als ein funktional vergleichbares freies Morphem, so dass beide zusammen auftreten können. Beispielsweise gibt es im Albanischen und im Mazedonischen einen postponierten Definitheitsmarker am Nomen. Im Albanischen kann dieser zusammen mit einem Demonstrativpronomen vorkommen, nicht aber im Mazedonischen (K. Börjars 1998):

(Albanisch)	*ky*	*djal-i*	
	this	boy-DEF	
(Mazedonisch)	*toj*	*čovek*	
	that	man	
	**toj*	*čovek-ot*	
	that	man-DEF	(K. Börjars 1998, S. 6)

Morphonologische Parameter:

(f) Affixe können allomorphische Variation zeigen, die von morphologischen und/oder phonologischen Eigenschaften des affigierten Stamms abhängen.
(g) Ein Affix kann mit suppletiven Exponenten derselben Kategorie in paradigmatischem Verhältnis stehen.
(h) Affigierung kann Stammallomorphie auslösen.

Dagegen ist die grammatische Funktion des fraglichen Elements m. E. kein dienliches Diagnostikum für Affigierung. Wäre dies der Fall, gäbe es keine typologische Variation im Verhältnis zwischen grammatisch-kategorialen Merkmalen und deren Kodierungsstrategien. Als Beispiel mag nochmals das determinierende Suffix *-ot* im Mazedonischen dienen, dessen grammatische Funktion [DEF +] ja längst nicht in allen Sprachen ebenfalls affixisch realisiert wird.

6.2 Zur Datenlage

Diese und weitere, einzelsprachbezogene, Diagnostika sollen nun auf die PDM angewendet werden. Es wird sich dabei zeigen, dass das Verhalten des Dativmarkers in einigen Punkten mit demjenigen von echten Präpositionen übereinstimmt, in anderen Punkten aber deutlich davon abweicht.

Die Ergebnisse basieren auf systematischen Befragungen von insgesamt 22 Informanten für unterschiedliche Deutschschweizer PDM-Dialekte (Questionnaire I, Fragen 23, 24, 25, 29, 30, 32, 33; Questionnaire III, Fragen 3e, 6a-c), dazu kommen unzählige vereinzelte Nachfragen bei Deutschschweizer PDM-Sprechern. Außerdem (Questionnaire IV) liegen mir zwei Befragungen aus dem

Zentral-Ostwestmittelbairischen (Rehdorf, Kreis Altötting, Oberbayern)[137] und drei aus dem Südbairischen vor (Moos/Passeier und Rabenstein/Passeier, Südtirol; Gaimberg bei Lienz, Osttirol). Die Informantenurteile decken sich bei den im Folgenden abgehandelten Punkten vollständig, dies ganz im Gegensatz zu Fragen, die die kontextuellen Auftretensbedingungen der PDM betreffen (vgl. Kap. 7.1). Dies ist ein deutlicher Hinweis darauf, dass der kategoriale Status des Morphems Dativmarker über die ganze PDM-Zone hinweg einheitlich beurteilt werden kann, während die Faktoren, welche das prinzipielle Auftreten des Dativmarkers steuern, starker geographischer und auch individueller Varianz unterworfen sind.

6.2.1 Präpositionales Verhalten des Dativmarkers

1. Der Dativmarker und echte Präpositionen sind komplementär verteilt: Die PDM ist ausgeschlossen, wenn die dativische Nominalphrase in eine Präpositionalphrase eingebettet ist:

**[mit [i de muetter]]*
mit DM der:Dsf Mutter
'mit der Mutter'

Dass echte Präposition und Dativmarker nicht gemeinsam auftreten können, ist ein deutliches Indiz dafür, dass der Dativmarker den gleichen Slot wie echte Präpositionen belegt. Auf diese Kookkurrenzbeschränkung wird in der dialektologischen Literatur zu allen PDM-Gebieten immer wieder hingewiesen (vgl. jeweils die Abschnitte „Bemerkungen zu Auftretensbedingungen" im ersten Teil).

2. Klitische Personalpronomen können in postverbaler Position Cluster bilden:

hëd=mer=em=s gsëid?
hat-man-ihm-es gesagt (Luzern; L. Fischer 1960, S. 250f)

Präpositionen sind nicht in ein solches Cluster integrierbar; Gleiches gilt für den Dativmarker:

**hëd=mer=i=em=s gsëid?*
hat-man-DM-ihm-es gesagt

Der Dativmarker kann nur vor einer pronominalen Vollform außerhalb des Clitic Clusters auftreten:

hëd=mer=s i imm gsëid?
hat-man-es DM ihm gesagt

137 Ich danke Walter Breu, Tägerwilen/Konstanz, herzlich für die Beantwortung des Questionnaires und die Befragung seiner Mutter Kreszenz Breu.

3. Formen des definiten Artikels Dativ Sg. m. und des indefiniten Artikels Dativ Sg. m. und f. bilden mit vokalisch (und/oder auf *-n*) auslautenden Präpositionen fusionale Morphe (vgl. 2.4.1, 3.3.1, 4.3.1, 5.4.1):

fom 'von_dem:Dsm'	*foma(nə)* 'von_einem:Dsm'	*fonərə* 'von_einer:Dsf'
zum 'zu_dem:Dsm'	*zumə(nə)* 'zu_einem:Dsm',	*zunərə* 'zu_einer:Dsf'
bim 'bei_dem:Dsm'	*bimə(nə)* 'bei_einem:Dsm'	*binərə* 'bei_einer:Dsf'

Das Fusionsverhalten des Dativmarkers *a(n)* bzw. *i(n)* mit diesen Artikelformen passt vollkommen in dieses Paradigma:

am 'DM_dem:Dsm'	*amə(nə)* 'DM_einem:Dsm',	*anərə* 'DM_einer:Dsf'
im 'DM_dem:Dsm'	*imə(nə)* 'DM_einem:Dsm'	*inərə* 'DM_einer:Dsf'

Dass zwischen Dativmarker und Artikelformen lexikalische morphonologische Prozesse stattfinden, kann im Oberdeutschen nicht als Argument für affixischen Status des Dativmarkers verwendet werden, weil genau dieselben Prozesse auch mit echten Präpositionen auftreten. Vielmehr spricht die auffällige Parallelität im Fusionsverhalten zwischen Präposition bzw. Dativmarker und Artikelform dafür, den Dativmarker als Präposition zu kategorisieren.

Im Schaffhauserdeutschen verhält sich auch der definite Artikel Dativ Pl. in Fusion mit Dativmarker gleich wie mit echter Präposition: *in hüüsere* 'in_den Häusern', aber auch *in eltərə* 'den Eltern' (G. Wanner 1941, S. 176).

Sonst gibt es keine morphonologischen Prozesse, denen der Dativmarker und/oder das adjazente Determinativ unterliegen, von denen nicht auch echte Präpositionen betroffen wären.

6.2.2 Von Präpositionen abweichendes Verhalten des Dativmarkers

1. Der Dativmarker hat keinen Skopus über zwei Konjunkte und muss daher bei Koordination wiederholt werden[138]:

138 Dieses Kriterium kann nur mit Sprechern von Dialekten geprüft werden, wo der Dativmarker (nahezu) obligatorisch eingesetzt wird (Teile der Zentralschweiz). Wo der Dativmarker ohnehin nur optional auftritt, liefert der Test keine gültige Aussage.

ich	*ha=s*	*[i*	*[der*	*Kathi]]*	*und*	*[i*	*[der*	*Hanna]]gsäit*
ich	habe-es	DM	der:Dsf	Kathi	und	DM	der	Hanna gesagt

Koordinative Tilgung ist dagegen ausgeschlossen:

**ich*	*ha=s*	*[i*	*[der*	*Kathi]*	*und*	*[der*	*Hanna]]gsäit*
ich	habe-es	DM	der:Dsf	Kathi	und	der	Hanna gesagt

NB. Einige befragte Sprecher lehnen koordinative Tilgung auch bei echten Präpositionen ab (**mit der Kathi und der Hanna*), so dass sich bei diesen Informanten in Bezug auf dieses Kriterium keine Asymmetrie zwischen Präposition und Dativmarker ergibt. Wenn aber Präposition und Dativmarker sich verschieden verhalten, dann ist es immer der Dativmarker, der im Gegensatz zur Präposition nicht getilgt werden kann.

2. Der Dativmarker kann vom adjazenten Determinativ nicht durch 'nur' abgetrennt werden:

**er*	*hed=s*	*i*	*nur*	*zwöi*	*lüüte gsäit*
er	hat-es	DM	nur	zwei	Leute gesagt

Der Dativmarker muss unbedingt adjazent sein zu 'zwei':

er	*hed=s*	*nur*	*i*	*zwöi*	*lüüte gsäit*
er	hat-es	nur	DM	zwei	Leute gesagt

Mit echter Präposition ist die Abtrennung möglich:

er	*hed=s*	*gschafft*	*i*	*nur*	*zwei minuute*
er	hat-es	geschafft	DM	nur	zwei Minuten

NB. Einige Informanten lehnen die Abtrennung auch in diesem Fall ab, so dass teilweise kein Kontrast zwischen echter Präposition und Dativmarker abgelesen werden kann. Aber kein einziger Informant lässt die Abtrennung des Dativmarkers zu.

3. Im Alemannischen können echte Präpositionen ein Host für klitische Personalpronomen und akzentuiert sein:

zúe=mer 'zu mir' (Luzern; L. Fischer 1960, S. 264f)
ín=der 'in dir' (Aargau; Idiotikon, I, Sp. 290)

Der Dativmarker ist nicht akzentuierbar und kann daher auch kein Host für Klitika sein:

**í=mer* 'mir'
DM-mir

4. Vom Dativmarker gibt es kein Pronominaladverb **drin* o.ä.

5. Die Selektivität des Dativmarkers variiert geographisch stark. In den Kernzonen (Mittelelsass, Südschwarzwald, Zentralschweiz, z. T. Südbairisch) ist sie vergleichsweise gering; der Dativmarker kann vor jeder nominalen Konstituente eingesetzt werden, also allen Determinativen, Quantoren und pronominalen Vollformen. Sie ist höher, wenn er vor Personalpronomen ausgeschlossen ist, und sie ist maximal, wenn er auf die Position vor definitem Artikel beschränkt ist. Das ist der Fall in großen Teilen der bairischen PDM-Zone und auch in (aus PDM-Sicht) periphereren Gebieten der alemannischen PDM-Zone.

6.3 Eine Analyse

6.3.1 Exkurs: Zum technischen Vokabular der Lexical-Functional Grammar

1. Aus den Daten geht hervor, dass der Dativmarker strukturell zwar große Ähnlichkeit mit Präpositionen besitzt, seine Syntaktik aber in einigen Punkten auch deutlich von derjenigen echter Präpositionen abweicht. Im Folgenden soll nun der Versuch unternommen werden, den kategorialen Status des Dativmarkers in einem formalen Modell herauszuarbeiten, welches die korrekten Voraussagen über das syntaktische Verhalten des Dativmarkers erzeugt. Wir beschränken uns dabei zunächst ausschließlich auf die Bestimmung des strukturell-kategorialen Status des Dativmarkers und lassen funktionale Aspekte beiseite, die Auskunft darüber geben, unter welchen kontextuellen Bedingungen der Dativmarker (im Fall von Optionalität) eher bzw. weniger eingesetzt wird. Im Analysemedium, das ich verwende, können solche zusätzlichen Auftretensbeschränkungen leicht ausgedrückt werden.

Im Folgenden werden die wichtigsten Spezifika des verwendeten technischen Rahmens, der Lexical-Functional Grammar (LFG), kurz eingeführt, mit dem Ziel, den Rückgriff auf genau diesen Formalismus bei der Analyse der PDM zu motivieren. Das Verständnis der späteren Analyseschritte sollte aber auch unabhängig davon möglich sein, so dass das Folgende auch übersprungen werden kann.

2. Ein formales Modell soll es schaffen, mittels eines universell applizierbaren technischen Vokabulars jede beobachtete Regularität nachzubauen. Für die Analyse von noch nicht oder unzureichend beschriebenen Phänomene wie der PDM bietet der Rückgriff auf ein formales Modell insofern eine Hilfestellung, als die theoretischen Analysekategorien eine ganze Reihe von Fragen an die Daten richten, die der Analytiker lösen muss. Wenn die Formulierung der Regularitäten in einem gegebenen Formalismus erfolgreich ist, erzeugt das Modell Voraussagen, die sich mit den Beobachtungen decken.

Ich orientiere mich bei der Analyse am Formalismus der Lexical-Functional Grammar LFG (A. Alsina 1996, J. Bresnan 2001, N. Vincent 1999)[139]. Gegenüber anderen formalen Syntaxmodellen – das sind v. a. Modelle aus der Chomskyanischen Schule (Prinzipien & Parameter, Minimalistisches Programm) – hat nun die LFG eine ganze Reihe entscheidender Vorteile, die für die PDM von einiger Bedeutung sind. Spezifika der LFG sind:

(a) Relationale Architektur: Im Gegensatz zu anderen Syntaxmodellen, wo in verschiedenen Derivationsschritten eine (angenommene) Struktur in die nächste überführt wird, nimmt die LFG an, dass die syntaktische Repräsentation eines Satzes von Anfang an auf verschiedenen parallelen Ebenen abgebildet werden muss. Ausgangspunkt ist dabei die Beobachtung, dass grammatische Funktionen wie Subjekt oder Objekt mit strukturellen Positionen (VP-extern vs. VP-intern) assoziiert sein können (in Sprachen wie Englisch), aber nicht müssen (in Sprachen wie Warlpiri, Australien). Es wird somit in bewusster Abgrenzung von Chomskyanischen Modellen darauf verzichtet, grammatische Funktionen universell mit strukturellen Positionen zu identifizieren: Wenn das Subjekt in einer gegebenen Sprache mit einer bestimmten strukturellen Position assoziiert ist, soll das in der formalen Modellierung dargestellt werden, und wenn nicht, soll das ebenfalls dargestellt werden. Das macht die Trennung in zwei Repräsentationsebenen nötig: erstens c-Struktur („constituent structure“ oder „categorial structure“), also die Ebene, wo die phrasenstrukturelle Organisation abgebildet wird, und zweitens f-Struktur („functional structure“ oder „feature structure“), wo grammatische Funktionen unabhängig von ihrer konkreten phrasenstrukturellen Ausbuchstabierung als abstrakte Merkmalswerte dargestellt werden. Die Einheiten auf c-Struktur und auf f-Struktur sind in einer Grammatik aufeinander bezogen, aber nicht völlig deckungsgleich (mehrere c-strukturelle Knoten können éiner f-strukturellen Einheit zugeordnet sein).

(b) Die c-Struktur ist nach den Prinzipien des X'-Schemas organisiert: Es gibt eine beschränkte Menge Wortklassen (N, V, P usw.), die den Kopf einer Konstituente bilden und eine maximale Projektion (NP, VP, PP usw.) projizieren. C-Struktur definiert die strukturellen Positionen und Abhängigkeitsbeziehungen zwischen den syntaktischen Wortformen. C-Struktur ist somit die Ebene der formalen Ausdrucksmittel, der syntaktischen Exponenz. Die innere Organisation der c-Struktur unterliegt einzelsprachlicher Variation.

(c) Die f-Struktur ist als eine mathematische Funktion organisiert, die aus einer endlichen Menge aus Attribut-Wert-Paaren besteht. Beispielsweise ist in einem Satz *Hans liebt Maria* dem Attribut SUBJ[ect] der Wert 'Hans', dem Attribut OBJ[ect] der Wert 'Maria' zugeordnet. Ein Attributwert kann selber eine

139 Viel zu meinem Verständnis von LFG beigetragen haben: Martin Salzmann, Amsterdam / Zürich, bei unzähligen Gelegenheiten; Alex Alsina, Barcelona, in einer wertvollen E-Mail-Korrespondenz; Miriam Butt, Konstanz, bei der Beantwortung einer ganzen Reihe meiner Fragen per E-Mail sowie in einer persönlichen Unterredung in Konstanz. Ihnen sei ganz herzlich gedankt für die Zeit, die sie für mich geopfert haben, und den analytischen Verstand, mit dem sie auf meine Anfragen eingegangen sind.

f-Struktur (also eine Liste aus Attribut-Wert-Paaren) sein. In *Hans liebt die Frauen* ist der Wert für das Attribut OBJ selber eine f-Struktur:

$$\begin{bmatrix} \text{PRED} & \text{'lieben} < \text{SUBJ, OBJ} > \text{'} \\ \text{TENSE} & \text{PRES} \\ \text{SUBJ} & \text{'Hans'} \\ \text{OBJ} & \begin{bmatrix} \text{PRED} & \text{'Frau'} \\ \text{NUM} & \text{PL} \\ \text{DEF} & + \end{bmatrix} \end{bmatrix}$$

Das liest sich als: Der Satz hat die folgenden Merkmale: Die lexikalische Bedeutung des Prädikatskerns ist 'lieben', welches zwei Argumente nimmt; Tempus ist Präsens; Subjekt ist Hans; das Objekt definiert sich durch die folgenden Merkmale: Die lexikalische Bedeutung ist 'Frau'; Numerus ist Plural; das Objekt ist +definit. Die f-Struktur definiert keine Abfolgeregularitäten und keine phrasenstrukturell-hierarchischen Positionen; das wären Angelegenheiten der c-Struktur. F-strukturelle und c-sturkturelle Einheiten sind nach festgelegten Assoziierungsprinzipien („mapping principles“) aufeinander bezogen. Die Grammatik einer Sprache enthält also Aussagen über mögliche c-Strukturen, mögliche f-Strukturen und mögliche Assoziierungen von c- und f-strukturellen Einheiten.

(d) In diesem Rahmen kommt der Morphologie eine ganz zentrale Bedeutung zu. Die c-Struktur arbeitet mit voll spezifizierten Wortformen, denen funktionale (d. h. f-strukturell interpretierbare) Information annotiert sein kann. Wortformen sind nicht einfach syntaktische Konstruktionen im Kleinen, sondern nach ihnen eigenen Prinzipien gebildet. Im obigen Beispiel ist der Wortform *liebt* die Information (↑SUBJ NUM) = SG annotiert, d. h. etwa: 'Mein Subjekt hat beim Attribut Numerus den Wert Singular'. In **die Männer liebt die Frauen* sind die Werte für das Attribut SUBJ NUM aus den Wortformen *Männer* (=Pl.) und *liebt* (SUBJ = Sg.) nicht unifizierbar; dem Attribut SUBJ NUM müssten zwei konfligierende Werte SG und PL zugeordnet werden. Da einem Attribut immer nur éin Wert zugeordnet sein kann, ist der Satz ungrammatisch.

(e) Weil in der LFG die grammatische Information in f-strukturellen Merkmalswerten konzeptuell auseinander gehalten wird von deren konkreter Ausbuchstabierung auf c-Struktur und morphologische Wortformen dieselbe grammatische Information wie die c-strukturelle Konfiguration beitragen können, ist das Modell äußerst flexibel in der Beschreibung von typologisch unterschiedlichsten Sprachen. So kann dieselbe grammatische Information in verschiedenen Sprachen durch Besetzung einer strukturellen Position, durch Bildung einer syntaktischen Konstruktion oder durch bestimmte morphologische Markierungen realisiert sein. Der Vorteil für die Analyse der PDM liegt darin, dass die Funktion, d. h. die grammatische Information, die der Dativmarker kodiert, getrennt beschrieben werden kann von dessen morphosyntaktischem Status (Präposition oder Präfix), d. h., es spricht prinzipiell nichts dagegen, eine Grammatik zu schreiben, in

welcher ein Merkmalswert Dativ durch ein Morphem der Klasse Präposition ausbuchstabiert wird.

(f) Wortformen können neben grammatischer auch lexikalisch-semantische Information enthalten, die in der LFG als ein sog. PRED-Merkmal notiert wird. Die Wortform *Männern* enthält die lexikalische Information (↑PRED) = 'Mann' und die grammatischen Informationen (↑NUM) = PL und (↑CASE) = DAT (alltagssprachlich: „mein PRED ist 'Mann', mein Numerus ist Plural, mein Kasus ist Dativ"). Der definite Artikel *der* enthält nur die grammatische Information (↑DEF) = +, (↑NUM) = SG, (↑CASE) = NOM, aber keine lexikalische Semantik, d. h. kein PRED-Merkmal.

(g) L. Sadler / A. Spencer (2001) und A. Spencer (2001, 2001a, erscheint) schlagen als Modul der LFG einen realisierungsmorphologischen Ansatz vor, der die Ausbuchstabierung von grammatisch-funktionalen Merkmalen in morphologischen Wortformen nachbaut. Die Grundidee ist, dass grammatisch-funktionale Merkmale nicht direkt mit konkreten Wortformen identifiziert werden dürfen. Die morphologische Komponente der Grammatik gibt darüber Auskunft, welche konkreten Wortformen welchen kategorialen Merkmalswerten zugeordnet sind. Zur Illustration führe ich ein Beispiel aus A. Spencer (2001a) an:

A. Spencer (2001a) schlägt eine Analyse von slavischen Auxiliar-Partizip-Konstruktionen vor. Dabei trennt er systematisch zwischen sog. s-Features als Teil der syntaktischen Repräsentation (VOICE ACT, TENSE PAST, MOOD INDIC, usw.) und sog. m-Features, die Wortformen definieren. Den m-Features kann entweder kein Signifié zugeordnet sein (z. B. Konjugationsklassenzugehörigkeit), oder sie können mit s-Features assoziiert sein. A. Spencer führt als Beispiel die m-Form L-Partizip in den slavischen Sprachen an, die im Russischen zur morphologischen Realisierung von TENSE PAST eingesetzt wird:

(Russisch) *ja uš-l-a*
I left-L-FEM.SG
'I left' (A. Spencer 2001a, S. 298)

Die gleiche Form wird aber auch eingesetzt im Konditional, wobei zusätzlich ein Konditionalmarker *by* vorausgeht:

(Russisch) *ja by uš-l-a*
I COND leave-L-FEM.SG
'I would leave/have left' (A. Spencer 2001a, S. 298)

Der Konditional ist tempusunterspezifiziert. Das L-Partizip „heißt" somit selber nichts, insbesondere „heißt" es nicht von sich aus TENSE PAST. In PAST-Funktion wird es im Russischen deshalb eingesetzt, weil das Russische eine realisierungsmorphologische Regel kennt, die das s-Feature TENSE PAST mit dem m-Feature [Vform:l-part] assoziiert. Der Exponent l-Partizip ist durch eine andere Regel aber auch mit dem s-Feature MOOD COND assoziiert:

Russisch: MOOD COND ⟶ *by* + [Vform:l-part]
TENSE PAST ⟶ [Vform:l-part]

(A. Spencer 2001a, S. 304f)

Im Serbokroatischen tritt im Präteritum neben dem l-Partizip noch ein Auxiliar in der Präsensform auf, obgleich es in der Periphrase TENSE PAST realisiert:

(Serbokroatisch) *ja sam otiš-l-a*
I AUX.1SG leave-L-FEM.SG
'I left (fem.)' (A. Spencer 2001, S. 293)

Nur in Kombination mit dem L-Partizip „heißt" die Präsensform TENSE PAST. Solche Inkongruenzen zwischen s-Features und m-Features sowie eine „Gesamtbedeutung" der Kombination zweier m-Formen können in diesem Ansatz leicht ausgedrückt werden:

Serbokroatisch: TENSE PAST ⟶ AUX + [Vform:l-part]
[Tense:Pres]

(h) Die relationale Architektur der LFG kann über c- und f-Struktur hinaus noch weiter ausgedehnt werden. M. Butt / T. King (1996), H.-W. Choi (1997), H.-W. Choi (1999) und T. King (1997) modellieren eine Ebene der Informationsstruktur (i-Struktur). I-Struktur arbeitet parallel zu c-Struktur und f-Struktur mit eigenen kategorialen Einheiten, die nicht automatisch aus denjenigen anderer Repräsentationsebenen ableitbar sind, z. B. TOP[ic], FOC[us], TAIL. I-strukturelle Einheiten können sowohl mit c-strukturellen Positionen bzw. Konstruktionstypen als auch mit morphologischen Wortformen assoziiert werden.

6.3.2 Der Dativmarker als strukturelles Element

0. Der Dativmarker ist ein rein strukturelles Element ohne eigene lexikalische Semantik. Sein Auftreten hat ausschließlich eine grammatische Funktion und muss aus syntaktischen Wohlgeformtheitsbedingungen motiviert sein. Im technischen Vokabular der LFG bedeutet das, dass der Dativmarker kein eigenes PRED-Merkmal besitzt. Wir beschränken seine grammatische Funktion zunächst einfach auf die Ausbuchstabierung der Kasuskategorie DATIV (wir werden später (7.2.8) feststellen, dass wir damit dem Ziel schon sehr nah sind). Folgende Beobachtungen stützen diese Annahme:

1. Eine mit Dativmarker eingeleitete dativische Nominalphrase (NP) kann mit einem pronominalen Klitikum alternieren: *ich säg=s i də muəttər* 'ich sage es(clit) der Mutter', *ich säg=ərə=s* 'ich sage es(clit) ihr(clit)'. Der Dativmarker fehlt

systematisch, wenn das indirekte Objekt durch ein Klitikum realisiert ist. Ähnliches ist bei echten Präpositionen mit eigener Semantik nicht möglich: *er rett mit də muəttər* 'er redet mit der Mutter', *er rett mit irə* 'er redet mit ihr' oder *er rett mitt=ərə* 'er redet mit ihr(clit)', aber keinesfalls **er rett=ərə* *'er redet ihr(clit)'. Es ist unwahrscheinlich, dass das Verb *sägə* 'sagen' seinen Valenzrahmen ändert, je nachdem, ob ein Aktant (das indirekte Objekt) durch ein Klitikum oder eine pronominale Vollform oder eine lexikalisch gefüllte NP realisiert wird. Daraus ist zu schließen, dass der Dativmarker nicht durch die Valenzanforderungen des Verbs subkategorisiert wird, dies im Gegensatz zur *mit*-Phrase bei *redə* 'reden'. Übersetzt in den Formalismus der LFG heißt das, dass der Dativmarker keiner eigenen f-Struktur zugeordnet ist (was aus dem Fehlen eines PRED-Merkmals folgt):

$$f1\begin{bmatrix} \text{PRED} & \text{'Mutter'} \\ \text{NUM} & \text{SG} \\ \text{DEF} & + \\ \text{CASE} & \text{DAT} \end{bmatrix}$$

$$\begin{array}{ccc} f1 & f1 & f1 \\ | & | & | \\ i & d\partial & mu\partial tt\partial r \end{array}$$

Dagegen ist echten Präpositionen eine eigene f-Struktur und ein eigenes PRED-Merkmal zugeordnet:

$$f1\begin{bmatrix} \text{PRED} & \text{'mit < OBJ >'} \\ \text{OBJ} & f2\begin{bmatrix} \text{PRED} & \text{'Mutter'} \\ \text{NUM} & \text{SG} \\ \text{DEF} & + \\ \text{CASE} & \text{DAT} \end{bmatrix} \end{bmatrix}$$

$$\begin{array}{ccc} f1 & f1 & f1 \\ | & | & | \\ | & f2 & f2 \\ | & | & | \\ mit & d\partial & mu\partial tt\partial r \end{array}$$

2. In vielen PDM-Dialekten ist der Dativmarker verhältnismäßig selektiv in Bezug auf das folgende Determinativ: Am wenigsten kann er vor pronominalen Vollformen gesetzt werden, am ehesten vor Artikelformen. Diese Selektivität könnte schlecht motiviert werden, wenn man davon ausginge, der Dativmarker werde aufgrund des Subkategorisierungsrahmens des Verbs (oder aus verbunabhängigen semantischen Anforderungen) gesetzt und regiere seinerseits wieder eine (dativische) NP. Stattdessen scheint es eher umgekehrt in der Spezifik der dativischen Determinative zu liegen, ob sie den Dativmarker zu sich nehmen oder nicht. Eine solche Abhängigkeit vom Determinativ ist bei echten Präpositionen mit eigener lexikalischer Semantik im Oberdeutschen nicht zu beobachten.

3. Wie noch ausführlicher zu zeigen sein wird (7.2.5), unterliegt die PDM keinerlei semantischen Einschränkungen; es ist also gleichgültig, welche thematische Rolle (Rezipient, Benefaktiv usw.) die dativische NP kodiert. Wenn der Dativmarker eine lexikalische Semantik hätte, würden wir erwarten, dass er auf bestimmte semantische Relationen beschränkt ist.

4. Der Dativmarker ist prosodisch parasitär, d. h., sein Auftreten ist an einen prosodischen Host gebunden. Aus dieser inhärenten Unbetonbarkeit folgt erstens, dass der Dativmarker keine Pronominaladverbien des Typs **drin* bilden kann, und zweitens, dass der Dativmarker nicht als Host für pronominale Klitika zur Verfügung steht. Diese Asymmetrie zwischen dem prosodischen Verhalten des Dativmarkers und demjenigen von echten Präpositionen korreliert mit dem Fehlen bzw. Vorhandensein einer eigenen lexikalischen Semantik.

5. Es gelingt PDM-Sprechern nicht, dem Dativmarker eine Bedeutung zuzuschreiben; diese Erfahrung habe ich mehrmals gemacht und deckt sich mit Beobachtungen von A. Pichler-Stainern (1999), S. 51 für Westkärnten.

6. Zusammenfassend können durch die Annahme, der Dativmarker sei ein rein strukturelles Element nur mit einer grammatischen Funktion, aber ohne eigene Semantik, die folgenden Asymmetrien zwischen echten Präpositionen und dem Dativmarker auf einen Nenner gebracht werden: Präpositional markierte dativische NPs können mit pronominalen Klitika ohne Dativmarker alternieren; es gibt zum Dativmarker kein Pronominaladverb; der Dativmarker kann kein Host für pronominale Klitika sein. Dass der Dativmarker teilweise selektiv ist in Bezug auf das folgende Determinativ, ist ebenfalls nur mit einer solchen Analyse vereinbar, wenn auch die Selektivität dadurch noch nicht erklärt ist.

6.3.3 Insertion des Dativmarkers als realisierungsmorphologische Regel

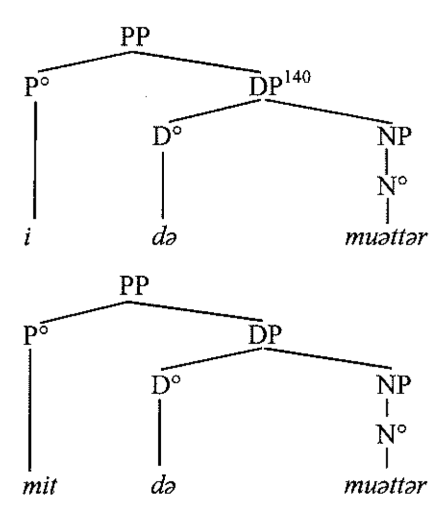
1. Mit der Annahme, der Dativmarker sei ein strukturelles Element mit nur grammatischer Funktion, sind aber viele der unter 6.2.2 genannten Kontraste zum Verhalten echter Präpositionen noch nicht erklärt, und insbesondere ist die Frage noch nicht beantwortet, ob das Element eine Präposition oder ein Präfix sei. Die folgenden Beobachtungen müssen in einer formalen Modellierung nachgebaut werden:

(a) Der Dativmarker und echte Präpositionen verteilen sich komplementär.

(b) Der Dativmarker zeigt dasselbe Fusionsverhalten mit Artikelformen wie echte Präpositionen.
(c) Die Kohäsion zwischen Dativmarker und folgendem Determinativ ist höher als bei echten Präpositionen; dies äußert sich darin, dass der Dativmarker vom Determinativ nicht abtrennbar ist und dass der Dativmarker keinen Skopus über zwei Konjunkte haben kann.

Beobachtungen (a) und (b) sprechen dafür, den Dativmarker als ein Element aus der Klasse der Präpositionen zu klassifizieren. Die unter (c) genannten Beobachtungen müssen dann aus dem Spezifikum des Dativmarkers hergeleitet werden, dass er im Gegensatz zu anderen Präpositionen ein strukturelles Element ist (ohne lexikalische Bedeutung bzw. ohne PRED-Merkmal). Bei umgekehrtem Vorgehen – wenn der Dativmarker als Präfix kategorisiert wird – muss erklärt werden, warum er nicht mit echten Präpositionen zusammen auftreten kann.

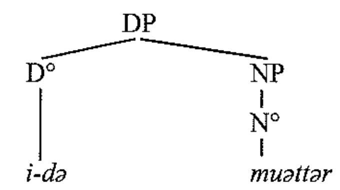
2. Gehen wir zunächst davon aus, der Dativmarker sei eine Präposition und bilde den Kopf einer maximalen Projektion PP. Unter diesen Voraussetzungen haben [ich sage es] *i də muəttər* und [ich rede] *mit də muəttər* die gleiche syntaktische (in LFG: c-strukturelle) Repräsentation:



Der entscheidende Vorteil dieser Analyse ist, dass sie einen Grund angibt, weshalb Dativmarker und Präposition nicht gemeinsam auftreten können: Beide besetzen dieselbe strukturelle Position P°, die nur entweder mit dem Dativmarker oder mit einer anderen Präposition, aber nicht mit beidem gleichzeitig gefüllt werden kann. Eine weitere Position ist in diesem Ansatz nicht vorgesehen, so dass genau aus diesem Fehlen die Unmöglichkeit hervorgeht, den Dativmarker einzusetzen, wenn sein Slot bereits anderweitig besetzt wird. Die Syntax enthält demnach einen Mechanismus, nach dem in die P°-Position genau dann der Dativmarker inseriert wird, wenn die Position nicht bereits durch eine lexikalische Präposition gefüllt ist.

Diese Analyse ermöglicht uns eine ganz zentrale Generalisierung. Wenn der Dativmarker als strukturelles Element durch einen syntaktischen Mechanismus inseriert wird, muss es eine plausible Motivation für diese Insertion geben. Ich sehe die Motivation in einer ersten Annäherung darin, dass die Grammatik der betroffenen Dialekte eine Auftretensbeschränkung für dativische NPs (DPs) enthält: Dativische NPs können nur in einem präpositionalen Kontext auftreten, d. h. in einer PP. Wenn bereits eine echte Präposition mit Dativrektion vorhanden ist, ist soweit alles in Ordnung. Nur wenn der Satz aufgrund des Valenzrahmens des Verbs oder anderer, semantischer Anforderungen noch keine echte Präposition enthält, wird in die entsprechende Position ein semantisch leeres präpositionales Element eingefügt (der Dativmarker).

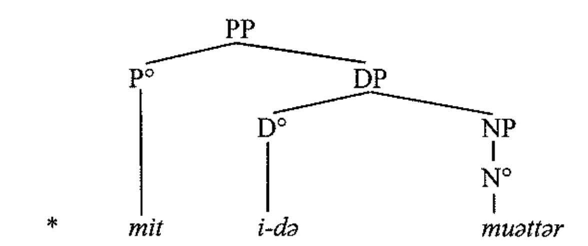
3. Damit reduzieren sich die Asymmetrien zwischen dem Verhalten des Dativmarkers und demjenigen echter Präpositionen darauf, dass der Dativmarker enger an das folgende Determinativ gebunden ist (keine Abtrennbarkeit, kein Skopus über zwei Konjunkte). In obiger Analyse sind diese Asymmetrien nicht darstellbar: Wenn der Dativmarker eine Präposition ist und eine PP projiziert, warum soll er sich dann nicht auch in diesen Punkten wie echte Präpositionen verhalten? Wir können nun, um diese Asymmetrien zu modellieren, versuchsweise die obige Analyse ganz verwerfen und den Dativmarker als Präfix ansetzen; *i də muəttər* hätte dann die folgende Struktur:



Hier ist der Dativmarker nun integraler Bestandteil der morphologischen Wortform *idə*; eine maximale Projektionsebene PP fehlt vollständig.

Der Preis ist allerdings, dass die oben eingeführte Generalisierung entfällt. Es besteht kein struktureller Grund mehr, der die Kookkurrenz von echter Präposition und Dativmarker verhindern würde, weil die beiden nun ja nicht dieselbe strukturelle Position besetzen; warum soll also die folgende Struktur ausgeschlossen sein?

140 Es hat sich in der Syntaxtheorie egal welcher Couleur durchgesetzt, nominale Konstituenten des Deutschen als DPs mit dem Determinativ und nicht dem Nomen als Kopf zu analysieren. Die Frage, ob D° oder N° den Kopf der Konstruktion bildet, hat auf meine Argumentation keinen Einfluss. Die erste mir bekannte ausführliche Anwendung der DP-Hypothese auf das Deutsche stammt von P. Gallmann (1990).



Zwar ist die Unverträglichkeit von Präposition und Dativmarker immer noch zu retten, indem man annimmt, dass – in diesem Beispiel – der definite Artikel Dativ Sg. f. eben über zwei Allomorphe verfüge, *də* und *idə*, die sich positionell danach verteilen, ob der Artikel nach einer Präposition steht oder nicht. Die Motivation für das Auftreten des Dativmarkers, nämlich das Besetzen einer strukturellen Position genau dann wenn diese Position nicht bereits anderweitig gefüllt ist, muss aber in dieser Analyse vollständig aufgegeben werden. Diese Generalisierung ist aber m. E. so zentral, dass sie nicht aufgegeben werden sollte – womit die PP-Analyse klar im Vorteil ist.

4. Setzen wir von nun an voraus, dass es sich beim Dativmarker um ein präpositionales Element handelt und versuchen wir nun, die Abweichungen gegenüber anderen Präpositionen herzuleiten. Es wäre denkbar, diese Abweichungen direkt aus der Tatsache abzuleiten, dass der Dativmarker im Gegensatz zu anderen Präpositionen ein rein strukturelles Element ist (ohne PRED-Merkmal). Man müsste dann stipulieren, dass es eben ein Spezifikum von strukturellen Präpositionen ist, keinen Skopus über zwei Konjunkte zu haben und nicht vom benachbarten Determinativ abtrennbar zu sein. Die Korrelation zwischen dem Fehlen einer eigenen lexikalischen Semantik und diesem „weniger selbständigen" syntaktischen Verhalten leuchtet intuitiv zwar ein, notwendig ist sie freilich nicht, und erst recht nicht universell. Strukturelle Präpositionen (bzw. Kasusmarkierer) können genau so gut die Syntaktik von lexikalischen Präpositionen teilen[141]. Anders gesagt: Das spezifische Verhalten des Dativmarkers geht allein aus seinem Status als strukturelle Präposition noch nicht automatisch hervor.

5. Ein Vorteil der Präfix-Analyse lag darin, dass die größere Kohäsion zwischen Dativmarker und folgendem Determinativ korreliert mit dem Fehlen einer maximalen Projektion PP. Unsere Modellierung sollte nun darauf hinzielen, die Vorteile der Präpositions-Analyse zu vereinen mit den Vorteilen der Präfix-Analyse. Auf die Kategorisierung des Dativmarkers als P° können wir schwerlich verzichten – dagegen ist eine maximale Projektion PP unter Umständen entbehrlich.

141 Das ist etwa der Fall im Katalanischen, vgl. A. Alsina (1996), S. 166ff. A. Alsina argumentiert, dass katalan. *a* ein Kasusmerkmal DAT realisiert und dabei (c-strukturell) die gleiche Syntaktik hat wie andere Präpositionen. Beispielsweise kann *a* in Koordination Skopus über zwei Konjunkte haben: *He enviat els llibres a la Maria i la Teresa* 'I have sent the books to Maria and Teresa' (S. 167).

L. Sadler (1997) ist bei der Analyse von walisischen pränominalen Klitika mit einer Reihe von Problemen konfrontiert, die z. T. recht genau an die Probleme erinnern, die wir bei der Analyse des Dativmarkers auch haben; es geht um Fälle wie den folgenden:

(Walisisch) *ei* *dri* *chi* *(ef)*
3sm three dogs (3sm)
'his three dogs' (L. Sadler 1997, S. 5)

Das pränominale Klitikum *ei* zeigt einige Merkmale einer selbständigen Wortform:

> „There is very little evidence of the sort of morphological or phonological dependency that could be captured by an affixal analysis of Welsh prehead clitics. It is very striking that there are no lexical exceptions to prehead cliticisation in Welsh. The clitic is not restricted to (a subclass of) V but occurs with V, I and N heads" (L. Sadler 1997, S. 5).

Dem stehen einige Spezifika gegenüber, wie wir sie von einem Affix erwarten würden:

> „On the other hand, the clitic + host structure shows some morphological characteristics. [...] In coordinate structures, the clitic must be repeated on every coordinated head – that is, it cannot take scope over a coordinate structure. I take this mixed behavior to indicate that Welsh clitic-host structures are transparent to the syntax, but have some 'intermediate' status with respect to the syntax/morphology divide" (L. Sadler 1997, S. 5).

L. Sadler (1997) schlägt für die walisischen Klitika einen Konstruktionstyp „small construction" vor, der den Zwischenstatus zwischen syntaktisch transparentem Klitikum und Affix abbilden soll. Die Klitika projizieren keine maximale Projektion, sondern sie sind „Nur-Köpfe", die mit adjazenten Köpfen komplexe Köpfe bilden:

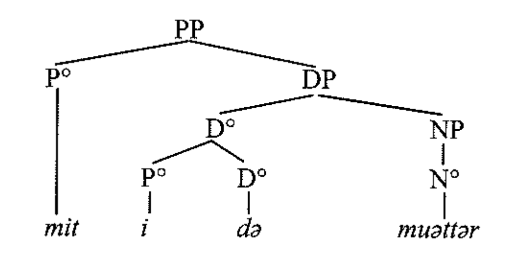
> „To summarize, I have proposed that Welsh bound word clitics correspond to functional categories that do not project a maximal projection. They occur in lexical level (small) constructions which show a number of characteristics of morphological structures, while remaining syntactically transparent" (L. Sadler 1997, S. 8).

Wenn wir diese Analyse auf die PDM anwenden, ergibt sich für *i də muəttər* die folgende Struktur:

DP
D° NP
P° D° N°
i *də* *muəttər*

Dativmarker und Determinativ instanziieren also Kopf-an-Kopf-Adjunktion. Morphologisch handelt es sich in diesem Ansatz um zwei getrennte Wortformen, die aber das syntaktische Verhalten von nur einer Wortform haben. Dass der Dativmarker keinen Skopus über zwei Konjunkte haben kann, ist hier durch das Fehlen einer maximalen Projektion PP – die zwei DPs dominieren könnte – nachgebaut.

6. Zunächst sieht es nun so aus, als hätten wir die Kookkurrenzbeschränkung von Präposition und Dativmarker aufgegeben, ganz gleich wie in einer Präfix-Analyse; in diesem Ansatz belegt der Dativmarker nämlich nicht mehr die gleiche strukturelle Position wie eine echte Präposition, so dass die beiden prinzipiell zusammen vorkommen müssten:



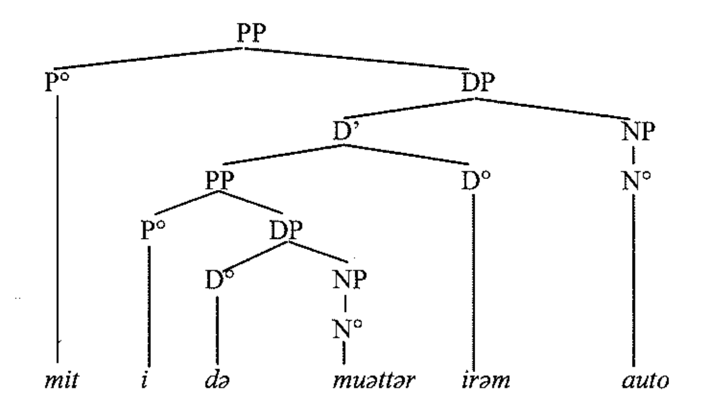
Die Lösung muss bei der Überlegung ansetzen, dass die komplementäre Verteilung von Dativmarker und Präposition anscheinend nicht aus den involvierten strukturellen Positionen, sondern aus der Zugehörigkeit beider Elemente zur Klasse der Präpositionen abzuleiten ist. Ich habe bis jetzt offen gelassen, in welcher Komponente der Grammatik der Insertionsmechanismus modelliert werden soll, der das Auftreten des Dativmarkers steuert.

Den entscheidenden Hinweis gibt ein Datum, welches ich bisher nicht berücksichtigt habe. Nicht nur kann der Dativmarker nicht nach einer echten Präposition in einer PP auftreten (**er rett mit i də muəttər*). Kookkurrenz ist – überraschenderweise – auch ausgeschlossen, wenn die dativische NP (DP) gar nicht von einer PP unmittelbar dominiert wird:

mit	(**i*)	*də*	*muəttər*	*irəm*	*auto*
mit	DM	der:Dsf	Mutter	ihremAuto	

Völlig überraschend ist dieses Datum deshalb, weil selbst in einer PP-Analyse eines PDM-Dativs der Dativmarker und die echte Präposition keinesfalls in

derselben strukturellen Position stehen, denn die dativische NP (DP) *də muəttər* wird nicht von der Präposition *mit* dominiert (*də muəttər* ist nicht das Komplement zur Präposition *mit*):



Das bedeutet, dass unsere vorläufige Generalisierung, eine dativische NP (DP) müsse von einer PP (mit dem Dativmarker als Kopf) dominiert werden, unzulässig ist, weil sie genau diese – ungrammatische – Struktur erzeugt. Stattdessen ist die bloße lineare Sequenz Präposition + Dativmarker ausgeschlossen, völlig unabhängig von den strukturellen Positionen, die Dativmarker und Präposition belegen. Daraus ist zu schließen, dass wir bei der Modellierung der Dativmarkerinsertion nicht auf die Größe dativische NP (DP) zugreifen können, sondern auf dativische Formen von Determinativen, über welche wir eine Auftretensbeschränkung formulieren müssen, die ausschließlich auf die bloße Nachbarschaft zu Präpositionen Bezug nimmt: Steht die dativische Wortform nicht unmittelbar nach einer Präposition, wird der Dativmarker inseriert; steht sie unmittelbar nach einer Präposition, wird der Dativmarker nicht inseriert.

7. Damit haben wir alle Regularitäten besprochen, die wir im Modell nachbauen müssen. Die Insertionsregel für den Dativmarker muss eine Aussage über die Auftretensbedingungen von dativisch markierten Wortformen sein. Die PDM ist somit eine Angelegenheit der morphologischen Ausbuchstabierung des Dativs als syntaktisch-kategoriales Merkmal. In der Konzeption von L. Sadler / A. Spencer (2001) und A. Spencer (2001, 2001a, erscheint) hieße das: Die PDM ist eine Angelegenheit der Realisierungsmorphologie, also der Komponente der Grammatik, wo ein s-Kasus DAT mit m-Kasusformen dat assoziiert wird.

In einer ersten, unzureichenden Annäherung kann das von A. Spencer (2001, 2001a) vorgeschlagene Regelformat für unsere Zwecke folgendermaßen umgesetzt werden:

s-CASE DAT ⟶ *i* [=DM] + [m-case:dat]

Die Regel enthält einerseits die Anweisung, dass das Kasusmerkmal DAT durch die am spezifischsten dativisch flektierten morphologischen Wortformen zu realisieren sei. Andererseits sagt die Regel aus, dass das Kasusmerkmal DAT nicht nur durch morphologische Dativformen, sondern auch noch durch den vorangestellten Dativmarker realisiert wird. Der Dativmarker ist also genauso ein Exponent für das Merkmal s-CASE DAT, wie es dativische Morphologie ist. Angewendet auf die Artikelform Sg. f. sagt die Regel voraus, dass die Form erstens im morphologischen Dativ (*də*) erscheint und ihr zweitens der Dativmarker vorangestellt wird: *i də*. Das ist aber nur die korrekte Voraussage für „freie", d. h. nicht von echter Präposition regierte Dative. In letzterem Fall würde die Regel unerwünschtes **mit i də muəttər* erzeugen.

Folglich müssen wir die Generalisierung in die Regel einbauen, dass der Dativmarker genau dann inseriert wird, wenn vor der Dativform des Determinativs nicht schon eine Präposition steht. Anders gesagt: Der Dativmarker setzt nicht einfach das Kasusmerkmal s-CASE DAT um, sondern tut das nur dann, wenn nicht schon eine Präposition da steht. Wenn wir in der Regel lediglich festlegen, dass der Dativform ein präpositionales Element vorangeht, aber nicht spezifizieren, um was für ein Element es sich dabei konkret handelt, erzielen wir das gewünschte Ergebnis:

s-CASE DAT ——————→ P + [m-case:dat]

Das heißt: Das Kasusmerkmal s-CASE DAT ist dann korrekt umgesetzt, wenn erstens dafür morphologische Dativformen eingesetzt werden und zweitens diese Formen unmittelbar nach Präposition stehen (oder von einer echten Präposition regiert werden, die koordinativ getilgt ist). In einer echten PP ist das bereits der Fall, und die Kontextbeschränkung ist erfüllt. Wenn aber nicht schon sowieso eine lexikalische Präposition mit Dativrektion vorhanden ist, muss zur morphologischen Ausbuchstabierung des Kasusmerkmals gemäß Regel eine semantisch leere Präposition inseriert werden, der Dativmarker. Der Lexikoneintrag des Dativmarkers enthält eine Angabe zur Wortklassenzugehörigkeit (P), aber kein PRED-Merkmal, d. h. keine eigene Semantik. Ich nehme überdies an, dass dem Dativmarker die grammatisch-funktionale Information annotiert ist, dass er das Kasusmerkmal s-CASE DAT realisiert. Nach bisherigem Wissen sieht der Lexikoneintrag des Dativmarkers (*i*) also folgendermaßen aus:

i ∈ P
P-FORM /ɪ/
(↑CASE) = DAT

NB. Es ist einigermaßen unkonventionell, Elementen aus der Wortklasse P zuzuschreiben, dass sie Kasusmerkmale realisieren. Allgemein nimmt man an, dass sie Kasus regieren. Es gibt aber gute Gründe für einen solchen Ansatz. Erstens gibt es genügend Hinweise, dass hoch grammatikalisierte Adpositionen keine andere Bedeutung als die grammatische Funktion haben, Kasus zu realisieren. Zweitens sprechen interessante Auftretensasymmetrien von unflektierbaren Indefinita im Standarddeutschen dafür, dass Kasusmerkmale auch von Präpositionen realisiert werden können. J. Bayer et al. (2001) gehen davon aus, dass im Standarddeutschen der Dativ morphologisch sichtbar realisiert sein muss, dies im Gegensatz zum Akkusativ. Folglich können unflektierbare Indefinita nicht in Positionen auftreten, wo (sichtbarer) Dativ verlangt ist:

Akkusativ: *ich habe nichts/etwas gesehen*
Dativ: **der Sturm hat nichts/etwas geschadet*

Ganz überraschend können nun aber unflektierbare Formen trotzdem in dativischer Funktion auftreten, nämlich dann, wenn der Dativ von einer Präposition regiert ist:

Präpositional regierter Dativ: *sie gibt sich mit nichts/etwas zufrieden*

J. Bayer et al. (2001) postulieren zwischen PP und DP eine weitere funktionale Projektion KP (mit einem phonologisch leeren Kopf K°), die Kasusmerkmale enthalte. Das an die Sichtbarkeitsbeschränkung gebundene Kasusmerkmal Dativ könne nicht nur durch overte Morphologie (wo vorhanden), sondern auch durch Präpositionen lizensiert werden. In meinem Ansatz verzichte ich auf eine funktionale Projektion KP und wähle eine andere Darstellung: die Präposition *mit* realisiert das Kasusmerkmal Dativ, genau so wie es Flexionsformen auch tun. Der Lexikoneintrag für *mit* lautet daher:

mit ∈ P
P-FORM /mɪt/
PRED 'mit'
(↑CASE) = DAT

Der Lexikoneintrag unterscheidet sich von demjenigen des Dativmarkers nur dadurch, dass *mit* zusätzlich auch eine lexikalische Semantik (PRED 'mit') enthält. In einem solchen, unorthodoxen, Ansatz erscheint das, was man gemeinhin als Kasusrektion der Präposition ansieht, als eine Form von Kongruenz: Das Kasusmerkmal der Präposition und das Kasusmerkmal der NP (DP), mit welcher sie zusammen eine Konstituente bildet, müssen übereinstimmen. Unter der Voraussetzung, dass auch der alemannische Dativ einer Sichtbarkeitsbeschränkung unterliegt, kann der Dativmarker nun ebenso wie echte Präpositionen als Exponent der Kasuskategorie Dativ angesehen werden, da er unflektierbare Indefinita ebenfalls lizensiert: *i nüüt* 'DM nichts:DAT', *i öppis* 'DM etwas:DAT', *i waas* 'DM was:DAT'.

Unabhängig von den deutschen Daten kommen M. Butt / T. King (Ms.) zu einem ähnlichen Resultat bei ihrer Analyse des Kasussystems im Hindustani (Urdu). Hindustani besitzt zwei flexivische Kasusformen, Directus und Obliquus, sowie eine Reihe von postponierten klitischen Kasusmarkierern. Die Obliquus-

Form kommt (fast) ausschließlich nur zusammen mit einem Kasusklitikum vor, bzw., umgekehrt betrachtet, Kasusklitika verlangen durchwegs die Obliquus-Form (vgl. die Beispiele unter 8.2.4, §3). M. Butt / T. King (Ms., S. 15) bezeichnen dies als einen Fall von „head-complement agreement".

8. Zurück zur realisierungsmorphologischen Regel für die PDM. Zwei Fragen müssen noch geklärt werden: (a) Wenn die Insertionsregel eine Aussage macht über das Auftreten von dativischen Wortformen und nicht über das Vorkommen von dativischen NPs (DPs), wie verhindern wir, dass der Dativmarker mehrmals gesetzt wird, etwa in **i miinə i liəbə i chində* 'DM meinen DM lieben DM Kindern'? Und (b), warum projiziert der Dativmarker nicht eine maximale Projektion (eine PP), sondern bleibt auf die „small construction" beschränkt?

ad (a): Die realisierungsmorphologische Regel appliziert auf Elemente der Wortklasse D, zu welcher Artikel, Demonstrativpronomen, Possessivpronomen, Personalpronomen, aber nicht Nomen und Adjektive gehören. Wenn wir davon ausgehen, dass nominale Konstituenten im Oberdeutschen so organisiert sind, dass nur ein D°-Kopf am Anfang der Konstituente auftritt, folgt daraus, dass der Dativmarker nur ein Mal und nur am Anfang der DP erscheinen kann. **i miinə i liəbə i chində* ist also durch die – von der PDM selbst im Prinzip unabhängige – Struktur der oberdeutschen DP ausgeschlossen. Die Gebundenheit der Dativmarker-Insertion an D° äußert sich auch darin, dass es in den verschiedenen PDM-Dialekten lexikalische Varianz gibt, insofern als häufig nur eine Teilmenge der Klasse D überhaupt der PDM unterliegt. In einem Dialekt, wo die PDM nur bei Artikelformen vorkommt, enthalten nur die für die Artikelformen gültigen realisierungsmorphologischen Regeln überhaupt eine Kontextangabe (P+) für Dativformen; bei anderen Determinativen ist eine solche Kontextangabe nicht in der realisierungsmorphologischen Regel enthalten, so dass die Dativform ohne präpositionalen Marker erscheinen kann.

ad (b): So, wie ich die Regel formuliert habe, sagt sie ausschließlich aus, dass Dativformen von Determinativen (D°) nach Präposition stehen müssen. Die Formulierung macht keine Aussage darüber, ob diese Präposition eine maximale Projektion bildet oder nicht. Bei einem „freien", d. h. nicht von Präposition regierten Dativ wird nur das absolut nötige Minimum an syntaktischer Struktur erzeugt. Dieses Minimum ist der an das Determinativ adjungierte präpositionale Kopf (der Dativmarker), aber eine ganze PP-Hülle geht über das Minimum hinaus. Verantwortlich dafür ist ein Ökonomieprinzip, das J. Bresnan (2001) folgendermaßen definiert:

> „Economy of Expression:
> All syntactic phrase structure nodes are optional and are not used unless required by independent principles (completeness, coherence, semantic expressivity)" (J. Bresnan 2001, S. 91).

Oder etwas einfacher gesagt:

> „DON'T PROJECT: Avoid phrase structure" (J. Bresnan 2000, S. 351).

Economy of Expression besagt, dass jede strukturelle Komplexität zu vermeiden ist, wenn nicht unabhängige Prinzipien diese verlangen („nur so viel Struktur wie nötig"). Eine maximale Projektion PP über dem Dativmarker würde Economy of Expression verletzen. Eine Verletzung passiert zwar auch schon durch die Insertion des Dativmarkers überhaupt, sie ist jedoch verkraftbar: Ohne sie würde die Kontextbeschränkung für Dativformen in der realisierungsmorphologischen Regel für Determinative verletzt, und anscheinend ist diese Verletzung schwer wiegender und muss daher vermieden werden, selbst um den Preis von einem – prinzipiell unerwünschten – Mehr an Struktur.

Wegen Economy of Expression ist eine mehrfache Befriedigung der Kontextbeschränkung (P+) für Dativformen ausgeschlossen, d. h. die Setzung des Dativmarkers auch nach Präpositionen (**mit i də muəttər*). Hier „gewinnt" Economy of Expression also. (NB. Hier zeichnet sich eine Hierarchisierung von Wohlgeformtheitsbedingungen ab. Genau dies ist die Grundidee der Optimalitätstheorie, deren ausführlichere Besprechung unter 7.3.2 folgt.)

9. Wir haben nun die korrekten Voraussagen für das Auftreten der PDM technisch simuliert für Dialekte, wo die PDM konsequent auftritt, und außerdem bereits angesprochen, dass verschiedene Determinative in verschiedenen Dialekten verschieden gut mit dem Dativmarker kombiniert auftreten können. Weitere Auftretensbedingungen der PDM werden im nächsten Kapitel ausführlich abgehandelt; zwei Hinweise müssen vorläufig genügen:

(a) In einigen Dialekten ist das Auftreten der PDM an den diskursfunktionalen Status der dativischen Konstituente gebunden; die PDM wird vorzugsweise dann eingesetzt, wenn der Dativ fokussiert ist. Die relationale Architektur der LFG ermöglicht es sehr leicht, das Auftreten eines Morphems / einer Konstruktion nicht nur mit morphosyntaktischen, sondern auch mit diskursfunktionalen Gegebenheiten in Verbindung zu bringen. Dem Dativmarker kann neben dem Kasuswert auch noch ein diskursfunktionales Merkmal annotiert werden: (↑DF) = FOC („die Diskursfunktion des dominierenden Knotens ist Fokus").
(b) Für viele PDM-Sprecher ist der Dativmarker gänzlich optional, ohne dass sich konkrete Auftretensbedingungen eingrenzen ließen. Optionalität ist ein notorisches Problem für jedes formale Modell und kann auch im bisher verfolgten Ansatz nicht systematisch erzeugt werden. Dazu bietet aber die Optimalitätstheorie ein geeignetes Instrument; Weiteres folgt (7.3.2).

6.4 Zusammenfassung: Was erklärt die Analyse?

1. Die hier vorgestellte Analyse kann in folgende Punkte zusammengefasst werden:

(a) Der Dativmarker ist ein Element aus der Wortklasse der Präpositionen. Von echten Präpositionen unterscheidet er sich dadurch, dass er keine eigene lexikalische Semantik, sondern nur eine grammatische Funktion besitzt. Folglich handelt es sich um eine strukturelle Präposition bzw. ein „dummy". Effekte davon sind: PDM-Dative können mit nicht-präpositionalen dativischen pronominalen Klitika alternieren; der Dativmarker kann kein Host sein für pronominale Klitika; es gibt zum Dativmarker kein Pronominaladverb.

(b) Der Einsatz des Dativmarkers wird ausgelöst durch einen Eintrag in der realisierungsmorphologischen Regel für die Umsetzung des Kasusmerkmals Dativ von Determinativen, der besagt, dass Dativformen linear auf Präpositionen folgen (ganz unabhängig von der phrasenstrukturellen Konfiguration). Dies äußert sich darin, dass Kookkurrenz von Präposition und Dativmarker ausgeschlossen ist, selbst dann, wenn die dativische NP (DP) gar nicht von der vorangehenden Präposition unmittelbar dominiert wird (**mit i də muəttər irəm auto*).

(c) Daraus ergibt sich eine Struktur, wo der Dativmarker keine maximale Projektion PP bildet, sondern als bloßer Kopf an das Determinativ adjungiert ist. Dies äußert sich in einer (im Vergleich mit echten Präpositionen) höheren Kohäsion zwischen dem Dativmarker und dem adjazenten Determinativ (keine Abtrennbarkeit, kein Skopus über zwei Konjunkte).

2. Aus dieser Analyse geht die Motivierung für die Insertion des Dativmarkers unmittelbar hervor. Der Dativmarker hat die Funktion eines Expletivs, eines Platzhalters, der eine Position dann besetzt, wenn sie nicht anderweitig bereits besetzt ist. Es scheint ein Spezifikum des Oberdeutschen bzw. der PDM-Dialekte zu sein, dass Dativformen in der Tendenz an postpräpositionales Vorkommen gebunden sind. Wo aus semantischen Gründen oder aufgrund des Valenzrahmens des Verbs kein Anlass besteht, eine Präposition einzusetzen, springt der Dativmarker als Expletiv an deren Stelle. Diese Beobachtung ist vereinbar mit der Entstehungstheorie für die PDM, die ich unten (8.1) vorschlagen werde.

3. Die strukturelle Analyse hat gezeigt, dass der Dativmarker eine Präposition ist, der ein PRED-Merkmal fehlt und die keine maximale Projektion PP bildet. Dadurch liegt der grammatische Status des Dativmarkers in zwei – prinzipiell voneinander unabhängigen – Punkten näher bei einem Affix als derjenige von anderen Präpositionen.

Die Analyse von Zwischenstufen zwischen Affix und Adposition ist auch für die Grammatikalisierungsforschung interessant. Die folgende Bemerkung von Ch. Lehmann (1995) ist zwar gewiss zutreffend:

> „In the field of constituent structure, we are particularly loath to accept gradual transitions. And yet, to all appearances, there is a gradual difference between an adpositional phrase and a noun phrase" (Ch. Lehmann 1995, S. 157).

Selbstverständlich besteht zwischen der typischen Adposition und dem typischen Affix ein skalarer Übergang, aber wie wollen wir mit der Feststellung von Gradualität allein eine konkrete strukturelle Analyse angehen? Die Feststellung als solche bietet noch wenig Handhabe für eine verbindliche Analyse. Wichtig ist v. a., von einem fraglichen Element die exakte Position auf der Skala unter Bezugnahme auf formale Diagnostika zu bestimmen, so dass es möglich wird, dem Element einen formal verbindlichen kategorialen Status zuzuschreiben. Während die Grammatikalisierung von Nominal- oder Verbsyntagmen zu Adpositionalphrasen (Fälle wie *anstelle*, *entsprechend*) auf munteres Interesse stößt, scheint mir die Weiterentwicklung von Adposition (über Zwischenstufen) bis hin zu Affix eher wenig Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Dabei ließe sich allein aufgrund der hier erschlossenen strukturellen Parameter bereits eine Miniatur-Typologie bzw. Skala von adpositional-affixischen Elementen erstellen:

A	>>	B	>>	C	>>	D
#x#		#x#		#x#		#x+
+PRED		–PRED		–PRED		–PRED
+projizierend		+projizierend		–projizierend		–projizierend

Erläuterungen:

A >> B	A ist weniger grammatikalisiert als B.
#x#	Links und rechts vom fraglichen Element verlaufen Wortgrenzen.
#x+	Auf einer Seite des fraglichen Elements verläuft eine Morphemgrenze.

A wäre die Position von echten Adpositionen als eigene Wortformen mit eigenem PRED-Merkmal und eigener maximaler Projektion PP (dt. *mit*, *ohne*, *hinter* usw.). Elemente auf B haben exakt die Syntaktik von echten Adpositionen, sie haben aber nur eine grammatische Funktion ohne PRED-Merkmal (katalanisch *a*, vgl. A. Alsina 1996, S. 161ff). C wäre die Position des Dativmarkers, die sich von B nur dadurch unterscheidet, dass die Adposition keine PP projiziert, während in D schließlich die Wortgrenze zwischen dem fraglichen Element und seinem Host ganz aufgegeben ist.

Dies soll nur skizzieren, wie eine umfassende Typologie von Adpositionen / Affixen angegangen werden könnte. Selbstverständlich muss eine Reihe weiterer formaler Parameter mit einbezogen werden, und insbesondere würde sich dann die hoch interessante Frage stellen, ob und ggf. wie diese Parameter zueinander in implikativem Verhältnis stehen. Diese Skizze soll aber v. a. demonstrieren, dass

formal orientierte und typologisch-empirisch orientierte Linguistik nicht zueinander im Widerspruch zu stehen brauchen. Vielmehr sollte es für die formale Linguistik eigentlich eine besonders reizvolle Herausforderung sein, jede empirisch belegbare Zwischenstufe auf einer Skala im formalen Modell nachzubauen. Umgekehrt stellt die formale Linguistik strukturelle Parameter zur Verfügung, die bei der Formulierung einer Skala vielleicht hilfreich sein könnten; erst der Rückgriff auf ein formal strenges Instrumentarium macht eine Skala handhabbar für die konkrete Analyse bzw. die präzise Lokalisierung eines Elements auf der Skala.

3. Zurück zur PDM: Der Dativmarker hat sich in der Analyse als eine Art präpositionaler „Satellit" von Dativformen erwiesen. Er ist nicht ein Ersatz für den morphologischen Dativ, sondern der entscheidende Mechanismus hinter der PDM ist eine hohe Präferenz für Kookkurrenz von Dativformen und Präpositionen. Die PDM ist folglich nicht eine Umschreibung des Dativs, sondern im Gegenteil eine Angelegenheit der Ausbuchstabierung des Dativs. Wenn wir dies in Zusammenhang bringen mit der Beobachtung, dass im Neuhochdeutschen unflektierbare Indefinita nur dann in dativischer Funktion eingesetzt werden können, wenn ihnen eine Präposition vorausgeht (**der Sturm hat nichts geschadet* vs. *sie gibt sich mit nichts zufrieden*), ergibt sich, dass Präpositionen anscheinend den Kasus des regierten Elements „anzeigen" können oder ev. sogar selbst Kasus realisieren (die Präposition im letzten Beispiel übt nicht nur die Funktion aus, 'mit' zu heißen, sondern auch, anzuzeigen, dass das folgende *nichts* im Dativ steht, auch wenn man ihm das sonst nicht ansieht). Wenn es einem zu gewagt erscheint, Präpositionen selbst als Kasusträger anzusehen, wird man dennoch nicht umhin kommen, ihnen eine kasusanzeigende Funktion zuzuschreiben in Bezug auf den Kasus der NP (DP), mit der sie zusammen eine Konstituente bilden.

So gesehen leistet die PDM eine mehrfache Instanziierung eines grammatischen Merkmals, bzw. der Dativmarker zeigt den Kasus der folgenden nominalen Konstituente nochmals an, auch wenn diese morphologisch bereits eindeutig dativisch markiert ist. Ein im weitesten Sinne paralleler Fall kann in der Markierung von koprädikativen Formen in der Ostschweiz beobachtet werden (vgl. C. Bucheli Berger (erscheint)). In einem Teil der Nordostschweiz (im Wesentlichen Appenzell und die angrenzenden Gebiete) existiert eine morphologisch distinkte Form für das Partizip Präteritum (und Adjektive) in koprädikativer Funktion: *Fischstäbli mues mer doch gfror-nä aabroote* 'Fischstäbchen muss man doch gefroren anbraten', vs. [sie sind] *gfror-ä* (Material des Zürcher Projekts zur Dialektsyntax). Die Form kann nun einen semantisch vollkommen leeren Satelliten bei sich haben, *asä*, der etymologisch wohl auf mittelhochdeutsch *also* zurückzuführen ist: *Fischstäbli mues mer doch asä gfror-nä aabroote*. Für einige Sprecher im St. Galler Rheintal ist die Setzung des Satelliten vor die koprädikative Form obligatorisch (Claudia Bucheli Berger, Zürich, pers. Mitteilung). Auch hier ist, analog zur PDM, die koprädikative Funktion durch die Kookkurrenz des Satelliten und der morphologischen Koprädikativform mehrfach instanziiert.

Im technischen Vokabular der LFG stellt die Mehrfachinstanziierung des Dativs durch den Dativmarker als Satelliten vor einer Dativform kein unüberwindliches Problem dar. Weil Merkmalswerte von den ihnen zugeordneten Exponenten getrennt beschrieben werden, kann ein Kasusmerkmal Dativ durchaus auch mit einem adpositionalen Element assoziiert werden.

7 Auftretensbedingungen der PDM

7.1 Variation und Optionalität

1. Während im letzten Kapitel die Frage im Vordergrund stand, um was für ein Element es sich beim Dativmarker überhaupt handelt, soll nun genauer untersucht werden, unter welchen Bedingungen dieses Element vorzugsweise auftritt. Das Schwergewicht liegt dabei auf dem Alemannischen, ich habe aber wo immer möglich versucht, auch die Verhältnisse im Bairischen mit zu berücksichtigen.

2. In einigen Dialekten ist die PDM obligatorisch, d. h., der Einsatz des Dativmarkers ist keinerlei Beschränkungen unterworfen[142]. In der Deutschschweiz ist das mindestens der Fall in Muotathal (Kanton Schwyz) und in Teilen der Kantone Luzern (Entlebuch, Hinterland) und Glarus, wie eigene Befragungen zeigen. Alle diese Gebiete liegen in der Zentralschweiz. Der Dativmarker wird außerdem im südöstlichen Schwarzwald und im Mittelelsass konsequent eingesetzt. Im Südbairischen kommt obligatorische PDM bei basilektalen Sprechern in Kärnten vor. Für diese Dialekte kann die Modellierung der PDM, wie ich sie im letzten Kapitel vorgeschlagen habe, direkt angewendet werden: Dativische Nominalphrasen (außer Klitika) kommen nur nach Präposition vor, und wenn nicht ohnehin eine echte Präposition da steht, wird der Dativmarker inseriert, als eine Art präpositionales Expletiv. Die PDM ist hier ein morphosyntaktischer Automatismus; das einzige, was wir zur korrekten Voraussage wissen müssen, ist, dass die nominale Konstituente im Dativ steht und ihr nicht eine echte Präposition vorausgeht.

3. Für die Mehrzahl der Dialekte ist die PDM aber mehr oder weniger optional, d. h., präpositional markierte und bloße Dative kommen nebeneinander vor. Die Optionalität der PDM wird in der dialektologischen Literatur bisweilen angedeutet, es fehlen aber genauere Hinweise darauf, welche Faktoren die Variation steuern; vgl. etwa:

> „Der wem-Fall-Artikel *dr* wird gerne durch *in* verstärkt [...]. Ebenso können auch Fürwörter durch *in* verstärkt werden" (H. Noth 1993, S. 368, zum Kaiserstuhl in Baden).

> „Neben dem einfachen dat. besitzt die ma. eine mit der präp. 'in' umschriebene form" (P. Lessiak 1903, S. 164, zu Pernegg in Kärnten).

Es ist zunächst also völlig offen, ob die zwei Exponenten – bloßer Dativ und PDM – auf einer grammatischen oder semantischen Ebene Kontraste bilden, oder ob es sich um morphologische Alternanten handelt, und falls ja, in welcher Distribution. In diesem Kapitel soll nun der Einfluss von verschiedensten Faktoren auf das Auftreten der PDM genauer geprüft werden.

142 Vgl. auch jeweils die Abschnitte „PDM-prominente Zonen" im ersten Teil.

4. Bei der PDM handelt es sich somit um ein hochgradig variatives Phänomen. Zur Vermeidung von Missverständnissen soll hier kurz erläutert werden, welcher Begriff von „Variation" dieser Aussage zugrunde liegt.

„Variation" von dialektalen Strukturen taucht hin und wieder im Zusammenhang der Generativen Grammatik auf. Die Generative Grammatik ging in ihrer Prinzipien-&-Parameter-Ausprägung davon aus, dass strukturelle Unterschiede zwischen einzelnen Sprachsystemen auf ein beschränktes Set von universell gegebenen Parametern zurückgeführt werden können, wobei die jeweilige Setzung éines Parameters in die eine oder andere Richtung eine ganze Reihe von einzelnen strukturellen Merkmalen mit sich zieht. Vor diesem Hintergrund besteht das Ziel der Beschäftigung mit dialektalen Grammatiken als maximal nah verwandten (und daraus wird implizit und etwas voreilig geschlossen: strukturell ähnlichen) Systemen letztlich darin, Hinweise für die Formulierung der Parameter zu erhalten, so dass aus ihnen auch die geringsten strukturellen Abweichungen zwischen zwei Systemen ableitbar sind. Die Rede ist dann von „microvariation" bzw. „microparametric variation" (vgl. R. Kayne 1996).

Selbstverständlich ist die PDM „variativ" in diesem Sinne, insofern, als es Dialekte gibt, wo die PDM vorkommt, und andere, nah verwandte, wo sie nicht vorkommt. Ich nenne diese Art von Variation d i a t o p i s c h e V a r i a t i o n, sie erfasst den Unterschied zwischen einer Grammatik I an Ort x mit PDM und einer Grammatik II an Ort y ohne PDM. Dabei sind Grammatik I und Grammatik II aber konsistente Systeme, die, je für sich betrachtet, keine Varianz aufweisen.

Nun „variiert" das Auftreten der PDM qua Optionalität freilich auch vielerorts innerhalb des einen grammatischen Systems. Ich nenne diese Art von Variation i n t e r n e V a r i a t i o n. Die PDM kann vom Sprecher eingesetzt werden oder auch nicht, und es wäre eine absurde Vorstellung, zu glauben, er habe deswegen zwei Grammatiken im Kopf (eine, die PDM erzeugt, und eine, die PDM nicht erzeugt)[143]. Vielmehr müssen wir die Grammatik dieses Sprechers als éin System konstruieren, das die PDM erzeugen k a n n, aber nicht erzeugen m u s s. M. a.

143 Genau das behauptet beispielsweise J.-W. Zwart (1996), S. 245 in anderem Zusammenhang. Weil „optionality ought not to be part of a system of grammar" (warum eigentlich nicht?), wird das Nebeneinander von konkurrierenden Strategien als „bilingualism" wegerklärt. Diese „Erklärungsweise" von variativen grammatischen Strukturen hat in der Generativen Grammatik eine gewisse Tradition, vgl. dazu auch A. Kroch (2000), S. 720: „Variation in syntax which corresponds to opposed settings for syntactic parameters [...] must reflect the co-presence in a speaker or speech community of mutually incompatible grammars". J. Bresnan / A. Deo (2001), S. 39 wenden sich entschieden gegen diese Auffassung und rechnen uns vor: „The competing grammar model can generate variable outputs characterized by covarying grammatical dependencies, but outputs characterized by independently varying grammatical factors lead to exponential growth of competing grammars. For example, if the grammar of a single speaker has *n* cases of independently varying output [...], we would have to assume 2*n* competing grammars for this speaker to explain this kind of variation. If the number of independent grammatically determined variable outputs *n* is only 10, the number of competing invariable grammars required is over one thousand".

W.: Diese Grammatik muss so beschaffen sein, dass sie Optionalität systematisch erzeugt[144].

Eine Trennung in diatopische vs. interne Variation ist von so fundamentaler Bedeutung, dass ihre Missachtung in unserem Fall gerade die interessantesten Resultate verdecken würde. Stellen wir uns vor, ich hätte einige Belege für bloße Dative aus dem einen Dialekt und einige Belege für PDM aus dem anderen Dialekt. Ich würde eine Grammatik schreiben, die bloße Dative erzeugt und eine andere, die PDM erzeugt. Das ist aber nur ein kleiner Ausschnitt der Realität. Viel interessanter ist, nach welchen Gesetzmäßigkeiten die PDM innerhalb éiner Grammatik, wo sie optional vorkommt, variiert, und wie diese Grammatik modelliert werden kann[145]. Nur hier zeigt sich, welches die Faktoren sind, die das Auftreten der präpositionalen Konstruktion begünstigen können. Dies wiederum ermöglicht auch einige grammatiktheoretische Einblicke.

5. Es gibt Sprecher, für welche die PDM völlig optional ist. Ihr Einsatz kann auf keinerlei systematischen Faktor bezogen werden (sie ist immer möglich, aber nie nötig). Für solche Sprecher muss eine Grammatik konstruiert werden, die unabhängig von den im Folgenden besprochenen Faktoren die PDM immer zulässt, aber nicht verlangt. Bei der Mehrheit der befragten Sprecher lassen sich aber mehr oder weniger deutliche Auftretensasymmetrien ermitteln. Dabei zeigen sich zwischen den einzelnen Sprechern erhebliche Unterschiede. Es ist zwar möglich, allgemeingültige Aussagen zu formulieren, dergestalt, dass die PDM im Kontext x verglichen mit Kontext y präferiert wird. Wie sich diese Präferenz konkret äußert, variiert aber individuell und diatopisch. Der eine Sprecher lässt die PDM in Kontext x und y zu, der zweite ebenfalls, aber mit klarer Präferenz für x, der dritte nur in Kontext x, der vierte muss den Dativmarker in Kontext x setzen, während er in Kontext y auch fehlen darf usw. Die Aussagen, die im Folgenden gemacht werden, sind daher immer relativ zu verstehen: Die PDM ist eher zu erwarten in Kontext x als in Kontext y. Was konstant ist, ist die Präferenzrichtung x > y, nicht aber die konkrete Grammatikalitätsverteilung zwischen x und y.

---

144 Auf der Notwendigkeit, interne Varianz in einem formalen Grammatikmodell abzubilden, ist erst in jüngerer Zeit im Rahmen der Optimalitätstheorie (vgl. S. Löhken 1997, S. 73ff) bzw. der Stochastischen Optimalitätstheorie (P. Boersma 1997, J. Bresnan / A. Deo 2001, J. Bresnan / S. Dingare / C. Manning 2001) insistiert worden; vgl. dazu Fußnote 158.

145 Das Nebeneinander von bloßem Dativ und PDM ist auch nicht eine Angelegenheit des Varietätenrepertoires des Sprechers. Wäre dies so, würden wir ebenfalls eine Grammatik I für bestimmte situative Gelegenheiten oder bestimmte Gruppen und eine Grammatik II für andere Gelegenheiten bzw. Gruppen konstruieren. Die Wahl der Variabel ±PDM hätte dann vielleicht einige sozialpsychologische Aussagekraft, aber grammatiktheoretisch interessant wäre das nicht.

7.2 Variationssteuernde Faktoren

7.2.1 Vorbemerkung zur Informantenbefragung

1. Wo immer möglich verwende ich zur Illustration von verschiedenen Einsatzmöglichkeiten der PDM nicht-elizitiertes Material (Aufnahmen, literarische Belege, spontane Äußerungen). Da auf diesem Weg aber nicht ermittelt werden kann, ob in einem Dialekt die PDM in einem gegebenen Kontext nicht möglich ist, ist die Elizitierung in einer systematischen Befragung unabdingbar.

2. Da es bei vielen Sprechern kaum Kontexte gibt, in denen die PDM obligatorisch bzw. ausgeschlossen ist und man somit häufig mit Präferenzen und nicht mit Grammatikalitätskontrasten zu tun hat, ist die PDM ein Phänomen, das sich an der Grenze des noch Abfragbaren bewegt. Umgekehrt kommen in spontaner Rede qualitativ unterschiedliche, nicht-klitische dativische Nominalphrasen einfach zu wenig häufig vor, um etwa durch Korpusaufnahmen ein systematisch wirklich umfassendes, aussagekräftiges Bild zu erhalten. Durch die Informantenbefragung soll die Relevanz möglichst verschiedener grammatischer Parameter abgeklärt werden. Dabei muss der Informant dazu gebracht werden, einen Beispielsatz genau so und nicht anders zu äußern. Dazu gibt es keine andere Möglichkeit, als die Sätze schon vorzugeben und zu registrieren, wie der Informant darauf reagiert.

3. In einer ersten Befragung (QI) habe ich einen ausführlichen Fragekatalog ausgearbeitet, um alle potenziell relevanten Faktoren zu prüfen. Ich habe den Informanten die Sätze hochdeutsch vorgelesen, die der Informant sofort in seinen eigenen Dialekt übersetzen musste. Die Reihensuggestion ist bei der Abfrage eines so spezifischen Phänomens wie der PDM unvermeidlich; immerhin lässt sich ihr auch ein positiver Aspekt abgewinnen: Der Informant ist bei jedem neuen Beispiel bereits darauf eingestellt, es auf seine PDM-Tauglichkeit zu überprüfen. Wird die PDM in einem Satz klar abgelehnt, ist dies ein recht deutlicher Hinweis dafür, dass hier die PDM tatsächlich ausgeschlossen ist. Rückfragen an den Informanten habe ich jeweils nur nach einem Frageblock von ca. 10-15 Fragen unternommen. Bei Ermüdungserscheinungen ist die Befragung selbstverständlich unterbrochen worden.

Die Ergebnisse ließen vermuten, dass die funktionale Satzperspektive bei vielen Sprechern eine entscheidende Rolle spielen könnte, die aber in einer weiteren, auf diesen Faktor fokussierten und methodisch angepassten Befragung noch genauer geprüft werden musste. In QII wird den Informanten bei jeder Frage ein kurzer situativer Kontext angegeben, in welchem der Satz von einer der in der „Geschichte" beteiligten Personen fallen könnte. Der Informant bekommt in dem Moment diesen Satz schriftlich in einem koinéisierenden Schweizerdeutsch vorgelegt, liest ihn kurz still durch und sagt ihn dann in seinem eigenen Dialekt vor. Jeweils ein Wort bzw. eine Wortgruppe in jedem Satz ist unterstrichen; dem Informanten wird vor der Befragung angegeben, dass dieses Wort das „am meisten betonte", das „wichtigste" des Satzes sei. Das Konzept „Betontheit" bereitet

den Informanten erstaunlicherweise keinerlei Probleme. Die Reaktionen werden zunächst alle unkommentiert protokolliert. Erst nach diesem Durchgang frage ich zurück, ob die jeweils andere Variante auch möglich gewesen wäre. Schließlich werden zur Feinklassifizierung jeweils zwei Sätze einander gegenübergestellt, die der Informant dann beide gleichzeitig vor sich liegen hat, mit der Frage, ob die PDM im einen Satz „nötiger" bzw. „eher möglich" sei.

Eine dritte Befragung (QIII) habe ich einiges später mit ganz anderen Informanten[146] und teilweise telefonisch durchgeführt. Dieses Questionnaire ist inhaltlich wieder breiter angelegt als QII. In den Befragungen wird anders als bei QII kein schriftlicher Anhaltspunkt gegeben. Wiederum wird der Informant ausführlich in eine kleine Geschichte eingeführt, in deren Kontext ein Akteur im Dialog einen Satz äußert, den ich den Informanten mehrheitlich auf standarddeutsch suggeriere, um eine Beeinflussung durch meinen zürichdeutschen Dialekt ohne PDM zu vermeiden. Dieses „Code-Switching" ist für den Informanten das Signal, die Äußerung nun in seinem Dialekt wiederzugeben. Einige Fragen müssen auf Dialekt suggeriert werden, da kein standarddeutsches Analogon vorkommt (etwa Frage QIII:5b: *i waas truuret si naa?* 'Was:DAT trauert sie nach?'). Nachfragen nach anderen möglichen Varianten folgen wiederum erst nach einem ganzen Block Fragen, um den Informanten nicht jedesmal vollends zu verunsichern.

QIV ist für Befragungen zu bairischen Dialekten entwickelt und entspricht in Umfang, Anlage und Abfragepraxis weitest gehend QIII. Für eine Fernbefragung in Rehdorf (Oberbayern) in meinem Auftrag danke ich Walter Breu, Tägerwilen / Konstanz.

4. Insgesamt sind 27 Informanten verschiedenen Alters und Geschlechts befragt worden. Da für QI und QII teilweise die gleichen Informanten befragt worden sind, stehen die Ergebnisse von 30 Interviews zur Verfügung. Auf dieser Grundlage ist weder ein statistisch aussagekräftiger noch ein sprachgeographisch flächendeckender Befund möglich, aber auch nicht unbedingt intendiert. Die Befragungen sind vielmehr als punktuelle „Tiefenbohrungen" mit Einbezug von verschiedensten möglicherweise relevanten Parametern gedacht und insofern komplementär zu den flächendeckenden, aber nur auf wenige Fragen beschränkten Erhebungen der verschiedenen Atlasprojekte. In unten stehender Darstellung ist eingetragen, wie sich die Informanten auf die Questionnaires QI-IV verteilen:

146 Informanten des Zürcher Projekts zur Dialektsyntax.

Dialekt von	QI	QII	QIII	QIV
Emmen (Kt. Luzern)	x			
Stans (Kt. Nidwalden)	x			
Altdorf (Kt. Uri)	x			
Luzern	x	x		
Giswil (Kt. Obwalden)	x	x		
Gächlingen (Kt. Schaffhausen)	x	x		
Effingen (Kt. Aargau)		x		
Brunnen (Kt. Schwyz)		x		
Walchwil (Kt. Zug)		x		
Glarus			x	
Glarus			x	
Malters (Kt. Luzern)			x	
Wolhusen (Kt. Luzern)			x	
Giswil (Kt. Obwalden)			x	
Buchberg (Kt. Schaffhausen)			x	
Hallau (Kt. Schaffhausen)			x	
Muotathal (Kt. Schwyz)			x	
Muotathal (Kt. Schwyz)			x	
Muotathal (Kt. Schwyz)			x	
Bürglen (Kt. Uri)			x	
Bürglen (Kt. Uri)			x	
Isenthal (Kt. Uri)			x	
Rehdorf (Oberbayern)				x
Rehdorf (Oberbayern)				x
Moos/Passeier (Südtirol)				x
Rabenstein/Passeier (Südtirol)				x
Gaimberg (Osttirol)				x

5. Die Befragungen zeigen, dass es vielen Sprechern gar nicht bewusst ist, dass sie den Dativmarker setzen. Dies äußert sich auf ganz unterschiedliche Weise:

(a) Einzelne Sprecher, von denen ich die PDM spontan geäußert gehört habe, lehnen sie bei Nachfrage ab. Die PDM ist ihnen angeblich völlig unbekannt; sie behaupten, so etwas nie gehört zu haben, geschweige denn selbst zu sagen, wobei Letzteres nachweislich nicht stimmt. Solche Sprecher können für eine Befragung nicht verwendet werden.

(b) Sprecher mit einer gewissen Normvorstellung von „gutem Dialekt" (Typus Mundartschriftsteller) tendieren manchmal dazu, die PDM abzulehnen, auch wenn sie ihnen als Phänomen sehr wohl bekannt ist („ja, hört man häufig, aber das ist eigentlich nicht der reine Dialekt von hier"). Spontan gebrauchen sie sie dann natürlich schon. Man kann dieses Verhalten nur dadurch erklären, dass die PDM von den Sprechern vermieden wird, sobald sie sich einen

reflektierteren und kontrollierteren Umgang mit ihrer Sprache einüben (vielleicht, weil der Dativmarker nichts „bedeutet"?).

(c) Umgekehrt haben Sprecher aus Dialektgebieten mit obligatorischer PDM auf Nachfrage verschiedentlich auch Varianten ohne Dativmarker explizit zugelassen, wenn ich sie ihnen suggeriere, sprechen sie dann aber sogleich mit Dativmarker nach, ohne dass ihnen das selber auffällt. Beispielsweise gibt mir eine Informantin aus Malters (Kanton Luzern) als Erstantwort auf Frage 2a) des Questionnaires III ('Wo ist denn das Buch hingekommen? – Das habe ich der Susi gebracht.'): *„das han ich i də Susi ggëë"*, also die Variante mit PDM. Ich suggeriere, ob man auch *das han ich də Susi ggëë* sagen könnte. Die Informantion meint „jaja, kann man" und spricht mir den Satz sofort und unaufgefordert nach: *„das han ich i də Susi ggëë"*. Offensichtlich merkt die Informantin nicht, dass sie den Dativmarker einfügt.

(d) Andere Informanten sind stark verunsichert, wenn sie gebeten werden, zu beurteilen, ob in einem gegebenen Beispielsatz der Dativmarker gesetzt werden soll oder nicht. Sie tendieren dann meist dazu, die PDM abzulehnen. Sobald die Informanten durch eine kleine Geschichte abgelenkt sind und sich darauf konzentrieren, wer zu wem mit welcher Absicht etwas sagt, geht der Dativmarker dann meist sehr viel leichter über die Lippen.

7.2.2 Zugänglichkeitshierarchie

0. Bereits im ersten Teil ist jeweils unter „Auftretensbedingungen" ausgeführt, dass nicht alle Determinative für die PDM gleich gut geeignet sind. Bei allen arealspezifischen Unterschieden, die sich dabei zeigten, können die Determinative dennoch in eine implikative Hierarchie von allgemeinerer Gültigkeit gebracht werden. Jeder mir bekannte PDM-Dialekt ist mit dieser Hierarchie vereinbar, was aber natürlich nicht heißt, dass in jedem Dialekt für jede einzelne Stufe auch ein Präferenzunterschied diagnostiziert werden kann; aber w e n n sich Asymmetrien zeigen, dann laufen sie der Hierarchie nicht zuwider.

1. Zum Verlauf der Hierarchie:

Am wenigsten für die PDM geeignet sind pronominale Klitika. Die PDM ist überall vollkommen ausgeschlossen, was durch eigene Befragungen (QI:70-73, QIII:1f) ausnahmslos bestätigt werden konnte.

Dass pronominale Vollformen im Vergleich mit anderen Determinativen relativ ungeeignet sind für die PDM, zeigt sich zum einen darin, dass nur Teilgebiete der gesamten PDM-Zone die PDM hier zulassen. Es handelt sich um das Mittelelsass, den Südostschwarzwald und vereinzelt das Südbairische. In der Deutschschweiz ist die PDM bei Personalpronomen nur in der Zentralschweiz lückenlos nachweisbar; außerhalb der Zentralschweiz kommt sie zwar ebenfalls vor, aber nicht gleich flächendeckend. Zum anderen gibt es Dialekte, wo die PDM bei pronominalen Vollformen zwar möglich ist, aber nur optional auftritt, während andere Determinative obligatorisch präpositional eingeleitet werden. Dies ist der Fall in Westkärnten (A. Pichler-Stainern 1999, S. 57) und teilweise in der Zentralschweiz, wie eigene Befragungen zeigen (Glarus; Wolhusen, Kt. Luzern; Isenthal, Kt. Uri).

Artikelformen[147] sind im Vergleich zu anderen Determinativen (Demonstrativ-, Possessivpronomen usw.) vergleichsweise anfällig für die PDM. Den Ausschlag gibt auch hier der areale Befund: Viele Gebiete zeigen den Dativmarker ausschließlich vor Artikelformen. In allen Untersuchungsgebieten von Sprachatlanten außer der Deutschschweiz ist die PDM vor Artikel mit deutlichem Abstand am häufigsten belegt. (In der Deutschschweiz ist der Artikel nicht systematisch abgefragt worden.) In eigenen Befragungen zum Südbairischen hat nur eine Person (Moos/Passeier, Südtirol) den Dativmarker auch vor anderen Determinativen zugelassen, die beiden anderen (Rabenstein/Passeier, Südtirol; Gaimbach, Osttirol) kennen die PDM nur beim Artikel.

Aus diesen Beobachtungen ergibt sich die folgende Hierarchie abnehmender Eignung für die PDM:

Artikel >>
weitere Determinative >>
Personalpronomen >>
Klitika

2. Konsequenzen für den Steuermechanismus der PDM:

Dass es überhaupt einen Einfluss auf die Setzung des Dativmarkers hat, welches Determinativ in der dativischen Konstituente steht, muss in der Modellierung der PDM-Steuerung angemessen abgebildet werden können. Allein die Information, dass eine dativische Nominalphrase ohne vorangehende echte Präposition involviert ist, reicht anscheinend als Input für den Insertionsmechanismus nicht aus. Der Insertionsmechanismus muss daher in enger Abhängigkeit vom beteiligten Determinativ formuliert werden.

Dies ist vereinbar mit der realisierungsmorphologischen Regel, wie ich sie im vorangehenden Kapitel vorgeschlagen habe. Die PDM ist in dieser Darstellung eine Angelegenheit der morphologischen Ausbuchstabierung eines Kasusmerkmals CASE DAT. Die Insertion des Dativmarkers wird dadurch ausgelöst, dass bestimmte Determinative einer morphologischen Realisierungsregel zugeordnet sind, die neben dem Einsatz der flexivischen Dativformen auch ein präpositionales Element vor diesen verlangt – es müssen aber nicht a l l e Determinative diesem Regeltyp zugeordnet sein. Gehen wir beispielsweise davon aus, dass in einem Dialekt der Dativmarker nur vor Artikelformen eingesetzt werden kann. Dann beinhaltet die morphologische Realisierungsregel für den Artikel erstens die Anweisung, dativisch flektierte Formen einzusetzen, und zweitens, diese nur in Kookkurrenz mit einem präpositionalen Element zuzulassen. Bei anderen Determinativen fehlt eine Angabe darüber, ob die Dativform mit Präposition kookkurrieren muss; die Anweisung lautet lediglich, die entsprechenden Flexionsformen einzu-

147 Ich lasse fusionale Formen des Typs *am*, *im* usw. unberücksichtigt, da sich der Dativmarker in diesen Formen nicht schlüssig nachweisen lässt.

setzen. In einem solchen Dialekt „gehört" der Dativmarker also gewissermaßen zur Dativform (nur) des Artikels, oder anders gesagt: Es ist ein Spezifikum des Artikels, dass bei der morphologischen Ausbuchstabierung von CASE DAT nicht nur die entsprechende Flexionsform, sondern auch ein Dativmarker mit einbezogen ist. Wenn wir die PDM nicht als Angelegenheit der morphologischen Realisierung einzelner Determinativformen, sondern einfach als ein Spezifikum von dativischen Nominalphrasen ünerhaupt formulieren würden, wäre die Beschränkung der PDM auf bestimmte Determinative nicht darstellbar.

3. Einige Asymmetrien sollen nun noch etwas näher betrachtet werden, wobei jeweils die Frage im Vordergrund stehen soll, warum die Asymmetrie so verläuft, wie sie verläuft. Es gelingt mir nicht, eine einheitliche Erklärung für die Verlaufsrichtung der Hierarchie insgesamt zu formulieren. Ich versuche, die einzelnen Asymmetrien aus den morphologischen Spezifika der beteiligten Formen / Kategorien zu motivieren und führe parallele Beobachtungen an, die dabei eine Rolle spielen könnten. Das Ganze bleibt aber angreifbar und einigermaßen spekulativ.

3.a) Klitika vs. Rest:

Die pronominalen Klitka bilden Cluster an einem Host, der durch die linke Satzklammer gebildet wird (zweitgestelltes Verb oder Konjunktionen; im Alemannischen können Klitika außerdem auch an echte Präpositionen docken, vgl. 6.2.2, §3). In einem Cluster können ausschließlich pronominale Klitika stehen; Präpositionen sind nicht in ein Cluster integrierbar:

ich *han=əm=s* *versprochə*
ich habe-ihm-es versprochen

(Vollform: *ich* *ha=s* *imm* *versprochə*)
ich habe-es ihm versprochen

**ich* *ha=mit=əm=s* *besprochə*
ich habe-mit-ihm-es besprochen

(Vollform: *ich* *ha=s* *mit* *imm* *besproche*)
ich habe-es mit ihm besprochen

Im letzten Fall könnte zwar auch eine klitische Form stehen (*ich ha=s mitt=əm besprochə*), aber nur deshalb, weil die Präposition hier selbst ein Host ist. Das Klitikum *əm* ist nicht im postverbalen Cluster.

Mit dem Dativmarker verhält es sich nun ganz analog. Vgl. das folgende, bereits unter 6.2.1, §2 genannte Beispielpaar:

hëd=mer=em=s *gsëid?*
hat-man-ihm-es gesagt (Luzern; L. Fischer 1960, S. 250f)

**hëd=mer=i=em=s* *gsëid?*
hat-man-DM-ihm-es gesagt

Nur die Vollform kann präpositional markiert werden; und als solche steht sie außerhalb des Clusters:

hëd=mer=s *i* *ímm* *gsëid?*
hat-man-es DM ihm gesagt

Somit stehen die Bildung von Clustern und die PDM unvereinbar in Widerspruch. Die Unmöglichkeit, den Dativmarker in ein Cluster einzubauen, ist so dominant, dass auch in Dialekten mit sonst obligatorischer PDM Klitika nicht präpositional markiert werden. Immerhin wäre ja auch denkbar, dass in solchen Dialekten dativische Klitika einfach ganz ausgeschlossen sind, eben weil sie entgegen der sonstigen Präferenz nicht präpositional markiert werden können. Das ist aber nirgends der Fall. Daraus ist zu schließen, dass (etwas personalisiert ausgedrückt) die Grammatik zentrale Partizipanten wenn immer möglich „verclustern" können will, selbst um den Preis, dass die PDM dadurch vollkommen ausgeschlossen wird. Weil dem Dativmarker keine eigene Semantik (kein PRED-Merkmal) annotiert ist und die Dativformen der Klitika morphologisch distinkt sind, geht dadurch aber auch keine Information verloren.

Das Auftreten von klitischen Formen ist zwingend an das Vorhandensein eines Hosts gebunden. Der Dativmarker kann selbst kein Host sein (6.2.2, §3), so dass auch aus diesem Grund keine Klitika dem Dativmarker folgen können.

3.b) Personalpronomen vs. Rest:

Dass die PDM vielerorts bei Personalpronomen ausgeschlossen ist, kann mit einer formalen und einer funktionalen Beobachtung in Beziehung gebracht werden.

In formaler Hinsicht korreliert das Fehlen der PDM damit, dass Personalpronomen Kasusmerkmale anders realisieren als sonstige Determinative. Dabei ist der Kontrast im Alemannischen augenfälliger als im Bairischen. Im Alemannischen sind bei den meisten Determinativen jeweils zwei Exponenten morphologisch geschieden. Die eine Form, nennen wir sie [m-case:direct], ist mit den syntaktischen Kasusmerkmalen CASE NOM und CASE ACC assoziiert. Die zweite Form [m-case:dat] ist mit dem syntaktischen Kasusmerkmal CASE DAT assoziiert. Bsp.:

CASE NOM	CASE ACC	CASE DAT	
[m-case:direct]		[m-case:dat]	
də(r) maa		*əm maa*	'der Mann'
dëë maa		*dëmm maa*	'dieser Mann'
t frau		*də(r) frau*	'die Frau'
diə frau		*dërə frau*	'diese Frau'
t frauə		*də frauə*	'die Frauen'

Dagegen kommen drei morphologisch distinkte Exponenten nur bei Personalpronomen vor:

CASE NOM	CASE ACC	CASE DAT	
[m-case:nom]	[m-case:acc]	[m-case:dat]	
ii(ch)	*mii(ch)*	*miir*	'ich'
duu	*dii(ch)*	*diir*	'du'

Das ist ein erster Hinweis darauf, dass die morphologische Umsetzung von Kasusmerkmalen bei Personalpronomen auch abgesehen von der PDM anders arbeitet als bei sonstigen Determinativen. Was aber noch fehlt, ist eine kausale Verknüpfung zwischen diesen Beobachtungen und dem Fehlen der PDM.

Bei den übrigen Determinativen kommt ein von der unmarkierten Kasusform morphologisch distinkter Exponent nur im Dativ vor; der Dativ ist somit der einzige morphologisch markierte Kasus, der dem unmarkierten Nominativ-Akkusativ gegenübersteht. Dadurch korreliert das Auftreten von distinkter Kasusmorphologie überhaupt mit dem Vorhandensein (oder zumindest der Möglichkeit) eines präpositionalen Satelliten (=Dativmarker). Anders gesagt: Es ist ein Spezifikum von distinkter flexivischer Kasusmarkierung an sich, dass ihr Auftreten an Kookkurrenz mit Präposition gebunden ist. Anders bei den Personalpronomen: In einem System mit drei morphologisch distinkten Exponenten kommen auch Akkusativformen vor, die von den Nominativformen geschieden sind. Das heißt aber auch, dass in diesem System Kasusflexion als Kodierungsstrategie verhältnismäßig frequent auftritt, ohne dass das Vorkommen von distinktionsbildender Kasusmorphologie an Kookkurrenz mit Präposition gebunden wäre. M. a. W.: Im pronominalen Umsetzungssystem von Kasusmerkmalen ist „einsame" flexivische Markierung die dominierende Strategie, die nicht nur im Akkusativ, sondern auch im Dativ gilt.

In f u n k t i o n a l e r Hinsicht muss das teilweise Fehlen der PDM beim Personalpronomen in Beziehung gebracht werden mit der Beobachtung, dass Dialekte mit optionaler PDM vorzugsweise fokussierte Dative präpositional markieren (vgl. unten). Im unmarkierten Fall kodieren aber dativische Personalpronomen im Diskurs gut etablierte, topische Partizipanten. Natürlich können Personalpronomen auch fokussiert auftreten; das ist aber nicht ihr typisches Vorkommen. Die PDM ist somit an Diskursfunktionen geknüpft, die schlecht vereinbar sind mit den Diskursfunktionen, die Personalpronomen typischerweise einnehmen. Möglicherweise haben sie deshalb den Dativmarker teilweise nicht ins Paradigma aufgenommen.

Dass Personalpronomen üblicherweise topisch sind, äußert sich morphologisch darin, dass sich ein Paradigma klitischer Formen ausgebildet hat, die im unmarkierten Fall eingesetzt werden; Vollformen sind nur für den markierten Fall gedacht. Die Funktion, die der Dativmarker in Dialekten mit optionaler PDM ausüben kann (Fokus), manifestiert sich durch das Nebeneinander von Vollformen und klitischen Formen morphologisch bereits hinreichend.

3.c) A r t i k e l vs. Rest:

Dass der Dativmarker am ehesten zusammen mit Artikelformen vorkommt, kann mit einem anderen morphologischen Spezifikum von Artikelformen in Zusammenhang gebracht werden. Nur Artikelformen bilden – einmal ganz abgesehen von der PDM – mit Präpositionen Fusionsformen (*bim* 'bei_dem', *bimənə* 'bei_einem' usw.). Ähnliches ist bei anderen Determinativen völlig ausgeschlossen.

Wie mit anderen Präpositionen bilden Artikelformen auch mit dem Dativmarker kategoriell komplexe fusionale Exponenten. Wir haben im ersten Teil immer wieder beobachtet (vgl. jeweils „Fusionale Formen" in „Vorkommenstypen"), dass die areale Verbreitung von Artikelformen, deren lautliche Substanz als Amalgam aus Dativmarker *an* bzw. *in* plus Artikel analysiert werden kann, größer ist als jene der PDM mit einem segmentierbaren Dativmarker. Dabei stellte sich das Problem, wie ein Dialekt klassifiziert wird, der keinen segmentierbaren Dativmarker zeigt, sondern nur Artikelformen, die lautlich mit präpositionalen Amalgamen aus *an* / *in* plus Artikel übereinstimmen. Dass aber die eigentliche PDM-Zone rundherum von einem Streifen umgeben ist, wo als Amalgame analysierbare Artikelformen vorkommen, ist ein deutlicher Hinweis dafür, dass diese Formen der erste, minimale Schritt bei der Entwicklung einer PDM sind.

Gehen wir nun zunächst von einem Dialekt x aus, der die PDM ausschließlich in fusionalen Artikelformen kennt. Artikelformen bilden eine natürliche Klasse innerhalb der Klasse der Determinative. In Dialekt x existieren zunächst einige Elemente in der Klasse der Artikelformen, die den Dativmarker involvieren (die fusionalen Formen), und andere, die den Dativmarker nicht involvieren. Andere Klassen von Determinativen enthalten in diesem Zustand keinerlei Formen, die mit der PDM in irgend einer Weise in Zusammenhang stehen. Der kleinste Schritt beim Ausbau der PDM ist dann, den Dativmarker auf alle Elemente derselben natürlichen Klasse zu generalisieren, d. h. auf alle Artikelformen. Die PDM bei Artikelformen ist also dadurch gestützt, dass in derselben natürlichen Klasse Elemente vorkommen (die fusionalen Formen), die, um als Instanziierungen der PDM analysiert werden zu können, lautlich nicht oder minim manipuliert werden müssen; diese Stütze fehlt allen anderen Klassen von Determinativen. Man kann dies diachron so verstehen, dass sich die PDM bei ihrer arealen Ausbreitung zunächst in fusionalen Artikelformen und als nächstes im ganzen Paradigma von Artikelformen äußert (was mit dem arealen Befund in Einklang steht). Die „Stütz-

funktion" der fusionalen Formen ist aber nicht unbedingt auf eine Chronologie bezogen: Es kann gut sein, dass sich die PDM bei ihrer Aufgabe aus den gleichen Gründen am längsten bei Artikelformen hält. Ein Hinweis in diese Richtung: Alles spricht dafür, die PDM im Südbairischen als eine rezessive Erscheinung zu werten. Wie eigene Befragungen zeigen, tritt sie aber gerade beim Artikel am konsequentesten auf; für zwei der drei befragten Sprecher, aus Rabenstein / Passeier und Gaimberg, ist die PDM gar auf Artikelformen beschränkt.

Außerdem zeigt nur schon die pure Existenz von (echt-) präpositionalen Amalgamen, dass offenbar eine enge Kohäsion von Präposition und (Dativ-) Artikel einen gewissen Status in der Determinativmorphologie des Oberdeutschen besitzt, mehr jedenfalls als die Kohäsion zwischen Präposition und jedem anderen Determinativ. Die Existenz von Fusionsformen einerseits und die hohe Prominenz der PDM beim Artikel andererseits können beide als Symptome dieser „Zusammengehörigkeit" von Präposition und Artikel gesehen werden.

7.2.3 Phonologische Faktoren

1. Es gibt Hinweise, dass die Setzung des Dativmarkers auch von phonologischen Faktoren abhängt. Der Dativmarker wird eher eingesetzt, wenn dadurch ein Stress Clash, der Zusammenprall von zwei stark betonten Silben vermieden werden kann.

2. Dass Stress Clashes nach Möglichkeit vermieden werden, ist beispielsweise aus deutschen Komposita bekannt; vgl.:

			x			
x			x		x	
x	x		x	x	x	
Mar	*schall*	vs.	*Feld*	*mar*	*schall*	(K.-H. Ramers 1998, S. 115)

In *Marschall* trägt die erste Silbe den Wortakzent. Im Kompositum *Feldmarschall* ist der Hauptwortakzent dem ersten Kompositionsglied zugewiesen. Ein Nebenakzent fällt nun nicht wie erwartet auf die erste Silbe von *Marschall*; hier wäre der Nebenakzent in direkter Nachbarschaft zum Hauptakzent. Stattdessen fällt der Nebenakzent auf die zweite Silbe von *Marschall*, so dass Haupt- und Nebenakzent durch eine unbetonte Silbe getrennt sind.

3. Der Gedanke, dass die Setzung des Dativmarkers mit Rhythmik etwas zu tun haben könnte, ist mir bei Hörbeobachtungen gekommen. Ich habe in QIII:7a-b versucht, die Hypothese zu testen. Dies erwies sich als schwierig, da die Informanten in der Befragung oft langsamer und teilweise sogar in Wort-für-Wort-Portionen sprechen, wahrscheinlich um mir zu diktieren – so dass natürlich die Rhythmik ziemlich kollabiert. Ein Interview war indes ein voller Erfolg: Eine Informantin aus Wolhusen (Kt. Luzern) hat in der ganzen Befragung (QIII) den

Dativmarker konsequent eingesetzt, und auch bei Nachfrage auf der PDM bestanden. Gegen Ende der Befragung kommt sie zu QIII:7a und gibt den Satz erwartungsgemäß wieder als:

ich	*ha*	*das*	*buech*	*i*	*allne*	*ggä*
ich	habe	dieses	Buch	DM	allen:Dp	gegeben

(Wolhusen, Kt. Luzern)

Als ich nun danach frage, wie man sagen würde, wenn es nicht nur éin Buch, sondern mehrere Bücher wären, setzt sie an: *ich ha die büecher*... und stutzt. Selber überrascht meint sie: „Komisch, hier würde ich jetzt kein *i* sagen!". Mit *Büchern* heiße es:

ich	*ha*	*die*	*büecher*	*allne*	*ggä*
ich	habe	diese	Bücher	allen	gegeben

Ich suggeriere, ob man hier nicht auch *i allne* sagen könne. Sie sagt den Satz mit Dativmarker vor und meint: „Eher nicht, besser ohne *i*".

Im ersten Fall würden ohne Dativmarker zwei stark betonte Silben aufeinanderprallen. Im zweiten Fall dagegen ist bereits eine unbetonte Silben eingeschaltet (*-cher*). Nicht nur trägt der Dativmarker hier nichts zur Vermeidung eines Stress Clashes bei – sein Einsatz führt zu einem anderen, wenig präferierten rhythmischen Muster, einem Lapse, d. h. einer Sequenz aus mehr als einer unbetonten Silbe:

Clash:		Präferiert:			Lapse:			
x	x	x		x				
x	x	x	x	x				
buech	*allne*	*buech*	*i*	*allne*				
		x		x	x			x
		x	x	x	x	x	x	x
		büe	*cher*	*allne*	*büe*	*cher*	*i*	*allne*

7.2.4 Morphologische Faktoren

1. Wenn der Dativmarker vor flexivisch nicht als Dativ erkennbaren Formen erscheint, kann er eine distinktionsbildende Funktion ausüben. Wir erwarten dann, dass er konsequenter eingesetzt wird als vor Formen, die schon flexivisch eindeutig markiert sind.

2. Für die Mundart des Kaiserstuhls (Baden) gibt H. Noth (1993), S. 368 an, dass der Dativmarker gar obligatorisch auftrete, wenn der Kasus sonst morphologisch

nicht distinkt markiert ist (vgl. bereits 3.4, §3): *in Lid* 'Leuten' (wobei die Form *Lid* in nominativischer, akkusativischer oder dativischer Funktion eingesetzt werden kann), *ín ebis* 'etwas:DAT', *ín was* 'was:DAT'.

3. Im Südbairischen und Teilen des Mittelbairischen sind flexivische Kasusdistinktionen im Plural aller Determinative außer der Personalpronomen zugunsten von éiner kasusunterspezifizierten Form aufgegeben worden, so dass allein der Dativmarker die Form überhaupt als Dativ erkennen lässt (*in di lait* 'den Leuten'; vgl. bereits 5.4.2, §3). Erwartungsgemäß tritt der Dativmarker im Plural deutlich häufiger auf als im Singular. Das zeigen quantitative Auswertungen der SAO-Aufnahmen und eigene Befragungen; eine Südtiroler Informantin (Rabenstein/Passeier) setzt den Dativmarker vor Pluralartikel gar obligatorisch, sonst nie. Das bedeutet, dass die PDM sogar auf die Fälle beschränkt werden kann, wo sie eine distinktionsbildende Funktion ausübt.

4. In der Deutschschweiz scheint die morphologische Sichtbarkeit des Dativs dagegen keine große Rolle zu spielen. Jedenfalls habe ich in keiner Befragung eine Präferenz für PDM bei kasusunterspezifizierten Formen feststellen können; diese sind allerdings ohnehin weniger häufig als im Südbairischen. Vermutlich hat deshalb im Schweizerdeutschen keine derartige funktionale Spezialisierung stattgefunden wie im Südbairischen. Immerhin kann aber das Fehlen bzw. die darauf folgende Setzung des Dativmarkers in folgendem Hörbeleg gut dadurch motiviert werden, dass der erste Dativ *də schwiiz* (≠ *t schwiiz* Nom./Akk.) morphologisch auch als solcher erkennbar ist, im Gegensatz zum zweiten *nujjork*:

mis	*hërz*	*ghöört*	*də*	*schwiiz,*	*und*	*mini*	*seel*
mein	Herz	gehört	der:Dsf	Schweiz	und	meine	Seele
ghöört	*a*	*nujjork*					
gehört	DM	New York					

(Wädenswil, Kt. Zürich, seit 15 Jahren in New York)

7.2.5 Semantische Faktoren

1. Es soll nun geprüft werden, ob die PDM auf semantische Faktoren sensibel reagiert. Es wäre denkbar, dass das Vorhandensein vs. Fehlen des Dativmarkers semantische Kontraste kodiert, entweder auf der Ebene der thematischen Rollen der im Satz beteiligten Partizipanten, oder aufgrund von inhärenten semantischen und referenziellen Merkmalen des dativischen Partizipanten. Es wird sich dabei zeigen, dass die PDM mit keinerlei semantischen Kontrasten korreliert.

2. Die PDM lässt sich in allen t h e m a t i s c h e n R o l l e n, die für ein deutsches Dativobjekt in Frage kommen, belegen. Außerdem bereitet es in der direkten Befragung keine Probleme, die PDM mit verschiedensten thematischen Rollen zu elizitieren.

Thematische Rollen bzw. semantische Relationen oder Tiefenkasus sind von Ch. Fillmore (1968) in die linguistische Diskussion eingeführt worden. Die Leistungsfähigkeit dieses Ansatzes zeigt sich nur schon darin, dass weder in der Dependenzgrammatik, noch in der generativen Syntax, der Funktionalen Grammatik, der Lexical-Functional Grammar und der Sprachtypologie auf ihn verzichtet werden kann. Über Zahl und Art der thematischen Rollen gibt es m. W. keinen Konsens, weshalb ich mich praktischerweise auf die Kategorisierung nur éiner, neueren Darstellung, B. Blake 1994, beziehen werde.

Dass die PDM mit allen (für Dative in Frage kommenden) thematischen Rollen kompatibel ist, soll nun im Einzelnen belegt werden:

2.1 Rezipient (engl. „Recipient“): „A sentient destination“ (B. Blake 1994, S. 70):

Rezipient ist eine so prototypische Rolle des indirekten Objekts, dass sie durch viele der bereits angeführten Belege bereits hinreichend illustriert ist; vgl. beispielsweise noch:

i	*ha*	*all*	*so pëch,*	*wën*	*i*	*a*	*də*	*gwëërslüüt*
ich	habe	immer	so Pech	wenn	ich	DM	den:Dp	Gewährsleute
schriibe								
schreibe								

(spontan: Altstätten, Kt. St.Gallen)

Einschlägige Fragen der Questionnaires:

QI: 12, 13, 14, 16, 17, 19, 20, 21, 22, 26, 27, 29, 30, 46, 51, 53, 55, 56, 58, 59, 60, 62, 64, 65.
QII: sämtliche Fragen.
QIII: 1a-f, 2a-f, 3f, 6a, 7a, 7b.
QIV: 0, 3a, 3b, 4, 5, 6, 9, 10, 13, 14.

Eine besondere Präferenz für oder gegen die PDM bei Rezipienten konnte nicht festgestellt werden. Karl Imfeld, Priester in Kerns (Kt. Obwalden), teilt mir allerdings mit, dass Rezipienten eher präpositional markiert werden als Possessoren:

> „Einzelne ältere Sprecher, die den Beispielsatz „Er sagt es der Mutter“ spontan mit dem reinen Dativ wiedergaben, haben bei Proben, die ich in den letzten Tagen gemacht habe, darauf hingewiesen, dass die präpositionale Konstruktion eher bedeute, das[s] es auf das Dativobjekt „zugehe, hingehe“. Sie formulierten *Ich säg es der Muäter*, akzeptierten aber auch *Ich säg es a der Muäter*, aber *Äs gheerd der Muäter*, es gehört der Mutter“ (Karl Imfeld, Kerns, Brief vom 7. 8. 2000; Hervorhebung im Original).

Eigene Befragungen konnten diese Präferenz aber nicht bestätigen.

2.2 Benefaktiv (engl. „Benefactive“): „The animate entity on whose behalf an activity is carried out“ (B. Blake 1994, S. 70):

häbed a dem Fuerme ds Ross
haltet DM diesem Fuhrmann das Pferd
(Glarus; H. Bäbler 1949, S. 31)

ich tue gärn i dëne hälffe, wo=s bruuched
ich tue gerne DM denen helfen, REL-es brauchen
'ich helfe gerne denen, die es brauchen' (spontan; nicht lokalisiert)

i hån in di khindr ban plindarn kholfn
ich habe DM die:p Kinder beim Umziehen geholfen
'ich habe den Kindern beim Umziehen geholfen'
(Informantenbefragung Rabenstein/Passeier, Südtirol)

Einschlägige Fragen der Questionnaires: QI: 11, 19, 40, 41, 52, 63; QIII: 3a, 3g; QIV: 7, 8, 9c.

2.3 Possessor:

(a) Das Possessum ist alienabel:

s haus kheert in dr schweschtr
das Haus gehört DM der Schwester
(Informantenbefragung Rabenstein/Passeier, Südtirol)

dëë woonblock ghöört nid i öich
dieser Wohnblock gehört nicht DM euch
(spontan; Triengen, Kt. Luzern)

Einschlägige Fragen der Questionnaires:
QI: 16, 31,32, 50,61.
QIII: 3b, 3c, 4a.
QIV: 1, 2, 9a.

(b) Das Possessum ist nicht alienabel (Pertinenzdativ):

hed Eine^{r} öppis z' säge^{n}, se söll-er's hërzhaft säge^{n}.
hat einer etwas zu sagen so soll-er-es herzhaft sagen.
Ich wo^{l}t g'wüss a^{n} Niemerem es Schlössli
ich will gewiss DM niemandem ein Schloss
a^{n}'s Redhûs hänke^{n}.
an-das 'Redhaus' hängen
[=Mund] (Einsiedeln, Kt. Schwyz; Idiotikon, IX, Sp. 728)

Pertinenzdativ ist in QI:39 abgefragt worden.

2.4 Experiencer: „The creature experiencing an emotion or perception“ (B. Blake 1994, S. 69):

s isch i allne glychlig gange
es ist DM allen gleich gegangen
(Luzerner Hinterland; Seppi 1941, S. 22)

daß a de Roos, aba aa a de Leit
dass DM den:Dp Pferden aber auch DM den:Dp Leuten
nix passiert
nichts passiert (Seeon, Oberbayern; Bayerisches Wörterbuch, I, Sp. 382)

a da khate is ʃlext ßoan
DM der:Dsf (Name) ist übel geworden
(Informantenbefragung Rehdorf, Oberbayern)

Einschlägige Fragen der Questionnaires: QI: 37; QIII: 4b; QIV: 9d.

2.5 Source: „The point from which an entity moves or derives“ (B. Blake 1994, S. 70):

wänn mer es klima schaffed, wo a de
wenn wir ein Klima schaffen REL DM den:Dp
wüsseschaftler de mumm nimmt
Wissenschaftlern den Mumm nimmt
'wenn wir ein Klima schaffen, das den Wissenschaftlern den Mumm nimmt' (spontan, Zürich)

Source ist in QI:38 abgefragt worden.

3. Inhärente s e m a n t i s c h e und r e f e r e n z i e l l e M e r k m a l e der dativischen Nominalphrase spielen für das Auftreten der PDM ebenfalls keine Rolle.

Weder Definitheit, Spezifizität noch Belebtheit haben auf die PDM einen Einfluss.

3.1 Ein Dativobjekt ist im Normalfall +definit und +spezifisch. Nicht-spezifische Dativobjekte mit Dativmarker kommen aber ebenfalls vor:

Geb daas e öpperem ander aa
gib das DM jemandem anderen an (Luzern; L. Fischer 1960, S. 238)

ich ha das buech a huife liitä ggä
ich habe dieses Buch DM Haufen Leute gegeben
(Informantenbefragung Isenthal, Kt. Uri)

3.2 Wenn auch ein Dativobjekt typischerweise +belebt ist, bereitet es keine Probleme, auch –belebte Dative mit PDM zu belegen:

en schii, wo a däm standard entspricht
ein Ski REL DM diesem Standard entspricht
(spontan; Bernhard Russi, Andermatt, Kt. Uri)

d War [=Wein] *isch scho rächt gsi, das hett-*
die Ware ist schonrecht gewesen das hat
mer i de Fläsche scho vo wytem aagseh
man DM der:Dsf Flasche schon von weitem angesehen
(Luzerner Hinterland; Seppi 1941, S. 22)

jetz goht Hergiswil i bessere Zyte entgäge
jetzt geht Hergiswil DM besseren:Dp Zeiten entgegen
(Luzerner Hinterland; Seppi 1941, S. 25)

ich glaube, i dëre diskussion muemer sich schtele
ich glaube DM dieser Diskussion muss-man sich stellen
(spontan, Zürich)

daa fundamënt [moralisches, der Schweiz] *isch i ëndrige*
dieses Fundament ist DM Änderungen
underwoorfe
unterworfen (spontan, Schaffhausen)

Auch in der Informantenbefragung ergab sich kein Unterschied zwischen belebten und nicht belebten Dativen (Fragen 43, 44, 47, 75, Questionnaire I).

4. Ein absolutes Kuriosum ist der folgende Fall. Es gibt Anzeichen dafür, dass der Dativmarker von einigen Sprechern zu einem Possessivmarker reanalysiert wird,

der – völlig unabhängig vom Kasus – vor jedes Possessivpronomen gesetzt werden kann; vgl.:

[am Bahnsteig in Zürich Oerlikon, bei der Einfahrt eines Zuges, der nicht wie erwartet nach Schaffhausen fährt:]

daa isch nid i üsen!
das ist nicht DM? unserer (spontan, Schaffhausen)

dëë cha=der säge, wie=t i diin rekurs chasch
der kann-dir sagen wie-du DM? deinen Rekurs kannst
gschtalte
gestalten (spontan; Effingen, Kt. Aargau)

Möglicherweise ist diese Verwendung durch Kontamination von Konstruktionen wie *das buech isch i miir* ('dieses Buch ist mir = gehört mir') und *das isch miis* ('das ist meines') zustande gekommen. Ich habe diese Möglicheit in Frage QI:36 den Informanten suggeriert, sie ist aber von allen vehement zurückgewiesen worden (insbesondere auch von der Person aus Effingen, die das zweite der oben stehenden Beispiele geäußert hat!).

5. Aus all diesen Beobachtungen ist zu schließen, dass die PDM nicht das Geringste mit Semantik zu tun hat. Der Dativmarker wird völlig unabhängig von der involvierten thematischen Rolle und inhärent-semantischen und referenziellen Merkmalen der dativischen Nominalphrase eingesetzt, und es lassen sich auch keine Präferenzunterschiede ermitteln. Jede dativische Nominalphrase ist somit ein potenzieller Kandidat für die PDM, allein aufgrund der Tatsache, dass sie im Dativ steht. Der Dativmarker drückt nichts anderes aus als Dativizität.

7.2.6 Syntaktische Positionen

1. Wenn nun bloße und präpositional markierte Dative nicht verschiedene semantische Information kodieren, besteht natürlich immer noch die Möglichkeit, dass sie sich auf verschiedene syntaktische Positionen verteilen. Auch dafür gibt es aber keine deutlichen Hinweise, abgesehen natürlich davon, dass die PDM in einer echten Präpositionalphrase völlig ausgeschlossen ist (vgl. schon 6.2.1, §1).

2. Betrachten wir zunächst die Möglichkeiten, von welchen Elementen (außer Präpositionen) Dative überhaupt r e g i e r t werden können.

2.1 Dative im Valenzbereich eines dreiwertigen Verbs (*geben*, *bringen*, *sagen* u. ä.) sind problemlos mit PDM belegbar und müssen hier nicht noch einmal nachgewiesen werden. Sie konnten auch in den Informantenbefragungen zahlreich elizitiert werden (QI: 12, 13, 14, 16, 17, 19, 20, 21, 22, 26, 27, 28, 29, 30, 35, 38,

40, 51, 53, 54, 55, 56, 58, 59, 60, 62, 64, 65, 66; QII: alle Fragen; QIII: 1a-f, 2a-f, 3f, 5a, 6a, 6b, 7a, 7b; QIV: 0, 3, 3a, 4, 5, 6, 9, 10, 13, 14).

2.2 Aber auch im Valenzbereich eines zweiwertigen Verbs kommt die PDM vor. Es lässt sich kein Präferenzunterschied zu dreiwertigen Verben nachweisen (Informantenbefragung: QI: 52, 63; QIII: 3a; QIV: 7). Beispiele:

ich tue gärn i däne hälffe, wo=s bruuched
ich tue gern DM denen helfen REL-es brauchen
(spontan, nicht lokalisiert)

i hån in dar Hedwig in ledsdn suntig gulfm plindarn
ich habe DM der:Dsf (Name) den letzten Sonntag geholfen umziehen
(Informantenbefragung Moos/Passeier, Südtirol)

2.3 Adnominale Dative mit Possessor-Semantik kommen ebenfalls mit PDM vor:

däs is än wen sei Haus?
das ist DM wem sein Haus
(Westkärnten; A. Pichler-Steinern 1999, S. 55)

en te mẽntʃɒ ẽ̄a ōɒwɒd
DM den:Dp Mägden ihre Arbeit
(Hausruckviertel, Oberösterreich; H. Roitner 1950, S. 177)

In den Informantenbefragungen (QI: 16, 61; QIII :3c; QIV: 9a) konnte die PDM bei adnominalem Dativ problemlos nachgewiesen werden. Bei einigen Informanten (Altdorf, Giswil, Luzern) zeigt sich sogar eine deutliche Präferenz für die präpositionale Variante.

2.4 Auch im Valenzbereich eines Adjektivs kann die PDM belegt werden:

Sei sie [=Vögel] *ächt i de Tanne dä Schatz nydig gsi und hei Freud gha, aser nen jetz sett gnoh wärde?*
sind sie wohl DM den:Dp Tannen diesen Schatz neidisch gewesen und haben Freude gehabt dass-er ihnen jetzt soll genommen werden
(Luzerner Hinterland; Seppi 1941, S. 21)

In den Befragungen kommen adadjektivische Dative vor in QI:18 und QIII:3d. Ein Sonderfall von adadjektivischem Dativ ist der sog. Iudicantis, der ebenfalls mit der PDM kompatibel ist, wie die Befragungen zeigen (QI: 45, 52; QIV: 12); Beispiele:

dez gɛd a da khate ts ʃnœ
das geht DM der:Dsf (Name) zu schnell
(Informantenbefragung Rehdorf, Oberbayern)

mir sain in di. khindr zi reasch kfòrn
wir sind DM die:p Kinder zu schnell gefahren
(Informantenbefragung, Rabenstein/ Passeier, Südtirol)

2.5 Freie Dative, also solche, die nicht im Valenzrahmen eines Verbs, einer Präposition oder eines Adjektivs vorgesehen sind, kommen auch mit PDM vor und lassen sich bei den Informanten problemlos elizitieren (QI: 41; QIII: 3g; QIV:9c); Beispiele:

denäbeñ ischer i de Puure go Wasser schmöcke
daneben ist-er DM den:Dp Bauern GEH- Wasser riechen
'daneben ist er den Bauern Wasser riechen [aufspüren] gegangen'
(Luzerner Hinterland; Seppi 1941, S. 33)

šmaes dǭs ĩn dį fēgl aosę
wirf das DM die:p Vögel hinaus
'wirf das den Vögeln hinaus' (Feldkirchen, Kärnten; W. Rader 1966, S. 145)

da βalta soe a da mamma ppost hoen
der Walter soll DM der:Dsf Mama die-Post holen
(Informantenbefragung Rehdorf, Oberbayern)

3. Es soll nun geprüft werden, inwieweit die Position der dativischen Nominalphrase auf die Setzung des Dativmarkers einen Einfluss hat.

3.1 Im Mittelfeld kann im Deutschen (Standardsprache und Dialekte) das indirekte Objekt dem direkten Objekt vorausgehen oder ihm folgen:

Emma hat dem Studenten das Auto geliehen
Emma hat das Auto dem Studenten geliehen (Eisenberg 1989:420)

Die Wahl der einen oder anderen Option hängt von diskurspragmatischen Faktoren ab. Entscheidend ist aber zunächst, dass beide Optionen prinzipiell möglich sind (Komplikationen ergeben sich v. a. bei den möglichen Verteilungen von Indefinitheit und Fokussierung, vgl. dazu in G. Müller (2000), Kap. 6 ein Überblick über die Diskussion im Rahmen der Optimalitätstheorie).

In anderen westgermanischen Sprachen hat die relative Abfolge von direktem und indirektem Objekt dagegen einen ganz entscheidenden Effekt auf die ±präpo-

sitionale Kodierung. Im Englischen werden beide Objekte nicht markiert, wenn das Rezipient-Objekt vorangeht („dative shift"):

(Englisch)	*John gave Mary the book*
	John gab Mary das Buch (N. Erteschik-Shir 1979, S. 450)

Bei umgekehrter Abfolge muss der Rezipient in einer *to*-Phrase erscheinen:

John	*gave*	*the*	*book to Mary*
John	gab	das	Buch zu Mary

D. h., im Englischen ist die Okkurrenz von *to* syntaktisch aufgrund der Serialisierung des indirekten Objekts (IO) und direkten Objekts (DO) determiniert[148]; Abweichungen von der syntaktischen Regel haben Ungrammatikalität zur Folge. Selbstverständlich hängt es ebenfalls von pragmatischen Faktoren ab, welche der beiden Varianten konkret vorkommt[149]; dies ist aber scharf zu trennen von der rein syntaktischen Voraussagbarkeit des Vorkommens von *to* bei gegebener Serialisierung: Das Vorkommen von *to* besitzt bei IO–DO und bei DO–IO keinerlei Variationsraum.

Im Niederländischen gibt es ebenfalls die beiden Serialisierungsmöglichkeiten IO–DO und DO–IO; in letzterem Fall ist die Präposition *aan* obligatorisch:

(Niederländisch)	*Ik*	*heb*	*een*	*boek aan*	*Jan*	*gegeven.*
	ich	habe	ein	Buch an	Jan	gegeben

**Ik heb een boek Jan gegeven.*

(W. Belle / W. Langendonck 1994, S. 217)

Steht das indirekte aber vor dem direkten Objekt, ist *aan* fakultativ:

Ik heb Jan een boek gegeven.
Ik heb aan Jan een boek gegeven.

148 Es ist umstritten, ob *Mary* und *to Mary* beide als IO gelten sollen, ob *to Mary* als IO oder als oblique PP gelten soll oder ob in *John gave Mary the book* nicht einfach zwei DOs vorliegen; vgl. dazu L. Faltz (1978), B. Comrie (1989), S. 67 oder A. Siewierska (1994), S. 95f, welche die Existenz eines IO im Englischen bezweifeln und in *John gave Mary the book* beiden Objekten denselben Status zusprechen (ganz einfach „object"), da das Englische (im Unterschied zum Deutschen) keine keine spezialisierte grammatische Kodierung des IO kennt; entweder fällt diese zusammen mit dem DO oder mit PPs: „In English [...] there seems to be no evidence for [...] the existence of a distinct grammatical relation of indirect object" (B. Comrie 1989, S. 67).

149 Dazu ausführlicher N. Erteschik-Shir (1979). So wird *John gave the girl a book* von Muttersprachlern eher akzeptiert als *John gave a book to the girl* (S. 450), da die Indefinitheit von *a book* Rhematizität erwarten lässt (von vorne nach hinten nimmt die Rhematizität im Satz zu). Umgekehrt ist nur *John gave it to a girl*, nicht aber **John gave to a girl it* akzeptabel, da *it* auf jeden Fall minimal rhematisch ist und daher nicht hinter *a girl* stehen kann (S. 452).

Es soll nun geprüft werden, ob die PDM in den Abfolgen IO–DO und DO–IO jeweils obligatorisch, fakultativ oder unmöglich ist. Ob die PDM in einer Position ausgeschlossen ist, lässt sich durch Gegenbelege widerlegen. Möglich ist die PDM in der Abfolge DO–IO:

si	*schänkt äine*	*a*	*de*	*Tristane*	
sie	schenkt einen	DM	der:Dsf	(Name)	(spontan; Zürich)

drum	*händ*	*s*	*daas*	*Papier*	*a*	*de*	*Schurnalischte*
darum	haben	sie	dieses	Papier	DM	den:Dp	Journalisten
ggëë							
gegeben	(spontan; Zürich)						

Aber auch für IO-DO finden sich Belege mit PDM:

miir	*verchauffid*	*i*	*de*	*Chunde nur*
wir	verkaufen	DM	den:Dp	Kunden nur
Mère-Josephine-Poulets				
Mère-Josephine-Poulets	(spontan; Luzern)			

mén	*kȭnn īndi*	*lait*	*nikš*	*glābm*
man	kann DM-die:p	Leute	nichts	glauben

'man kann den Leuten nichts glauben'
(Innsbruck; O. Stranzinger 1951, S. 202)

Umgekehrt lässt sich Obligatorizität widerlegen durch Belege, wo die PDM in der entsprechenden Position fehlt, der Sprecher aber prinzipiell über sie verfügt. Vgl. für DO–IO:

är	*het*	*liäber*	*alls*	*dän*	*Andärä zuägha*
er	hat	lieber	alles	den:Dp	anderen zugehalten

(Göschenen, Kt. Uri; E. Muheim 1978, S. 24)

Dass der Autor über die PDM verfügt, zeigt sich in folgendem Fall:

diä	*Eifachheit*	*isch*	*nu*	*i*	*dr*	*Alp*	*hinnä*	*z findä*
diese	Einfachheit	ist	nur	in	der	Alp	hinten	zu finden
gsy,	*wo*	*ich*	*ästags*	*uf*	*dr*	*Gritt*	*a*	*dry*
gewesen	wo	ich	einmal	auf	der	(Flurname)	DM	drei
Chindä	*us*	*dr*	*Geschneralp*	*begägnet*	*bi*			
Kinder	aus	der	Göscheneralp	begegnet	bin			

(Göschenen, Kt. Uri; E. Muheim 1978, S. 9)

IO–DO ohne PDM liegt in folgendem Beleg von demselben Autor vor:

är *hed* *i* *sym* *Buäch „Goldener Ring über Uri"* *syner*
er hat in seinem Buch seiner
Häimat *äs* *unvergänglichs* *Dänkmal* *gsetzt*
Heimat ein unvergängliches Denkmal gesetzt
(Göschenen, Kt. Uri; E. Muheim 1978, S. 26)

IO–DO habe ich mit den Informanten anhand der Fragen QI:21, QIII:2c, QIV:3 geprüft. Aus der relativen Abfolge von direktem und indirektem Objekt folgt keine scharfe Grammatikalitätsverteilung bezüglich der PDM. Allerdings wird – wenn überhaupt eine Asymmetrie festzustellen ist – der Dativmarker vorzugsweise dann gesetzt, wenn das indirekte Objekt nachgestellt ist. Der Grund für diese Präferenzrichtung liegt in diskurspragmatischen Gegebenheiten, vgl. dazu 7.2.7. Auf jeden Fall kann aber allein aufgrund der Abfolge des direkten und indirekten Objekts im Mittelfeld keine strikte Voraussage über das Auftreten des Dativmarkers abgeleitet werden (im Gegensatz zu engl. *to*, bzw. teilweise auch niederländ. *aan*).

3.2 Im Alemannischen können dativische Nominalphrasen nach rechts ausgeklammert werden. Mein subjektiver Höreindruck ist, dass die PDM in diesem Fällen besonders präferiert eingesetzt wird; z. B.:

du *tuesch* *das* *ja äu* *wiitergëë* *i* *dine* *gescht*
du tust das ja auch weitergeben DM deinen:Dp Gästen
(spontan; Zug)

daas *müend* *si* *erchlëëre* *i* *de* *übrige*
das müssen Sie erklären DM den:Dp übrigen
Zueschauerinne
Zuschauerinnen (spontan; Luzern)

die *händ* *ímmer* *no* *nüüt* *zalt ´* *a* *de* *Jude*
die haben immer noch nichts bezahlt DM den:Dp Juden
(spontan; Zürich)

In der Informantenbefragung erwies es sich als fast unmöglich, Ausklammerung zu elizitieren (QI:26, QIII:3f). Meist behaupten die Sprecher, ich habe es „verkehrt herum" gesagt und korrigieren mich. Wenn allerdings ein Sprecher dazu zu bringen ist, die Ausklammerung prinzipiell zuzulassen, setzt er den Dativmarker und lehnt die dann suggerierte Variante ohne Dativmarker ab.

Allerdings kommt Ausklammerung auch ohne Dativmarker vor; Bsp.:

s *isch* *nid* *zuezmuete* *de* *stadtzürcher* *bevölkerig,*
es ist nicht zuzumuten der:Dsf Stadtzürcher Bevölkerung
en *drittel* *vo* *de* *laschte* *z* *zaale*
ein Drittel von den Lasten zu bezahlen
(spontan; nicht eindeutig lokalisiert; Aargau oder Luzern)

4. Bilanz: Die Prüfung verschiedener syntaktischer Positionen hat keine eindeutigen Grammatikalitätsverteilungen bezüglich der PDM an den Tag gebracht; nach wie vor gilt: Jede dativische Nominalphrase (außer Klitika) kommt für die PDM in Frage. Immerhin sind aber Kontexte ins Blickfeld geraten, wo die PDM zumindest präferierterweise auftritt; neben nach rechts ausgeklammerten Dativen und adnominalen Dativen sind das v. a. Dative im Mittelfeld, die unmittelbar vor der rechten Satzklammer stehen.

7.2.7 Informationsstruktur

a) Empirische Hinweise

1. Der vielleicht entscheidende variationssteuernde Faktor bei optionaler PDM ist der diskursfunktionale Status der dativischen Nominalphrase (NP), zumindest in der Deutschschweiz. Der Dativmarker erscheint vorzugsweise dann, wenn die dativische NP fokussiert ist.

2. Hinweise in diese Richtung leiten sich aus Belegen wie dem folgenden ab:

ich *lüüt* *öpperem* *AA.*
ich rufe jemandem an
und *zwar...* *äh...* *i* *miinere* *MUETTER*
und zwar äh DM meiner Mutter (spontan, Luzern)

Der Kontext der Äußerung ist eine Quizsendung am Privatfernsehen, in welcher die Kandidatin (die den Satz geäußert hat) 15 Fragen richtig beantworten muss, um an den Hauptgewinn zu gelangen. Sie hat die Möglichkeit, bei einer Frage, die sie selbst bestimmt, eine ihr bekannte Person anzurufen; diese soll ihr dann die richtige Antwort sagen können. Im ersten Teil der Äußerung ist die wichtigste Informationseinheit, dass die Kandidatin sich nun entscheidet, bei dieser Frage von der Anrufmöglichkeit Gebrauch zu machen. Der Intonationsgipfel liegt auf *aa* 'an' (abtrennbarer Verbzusatz). Im zweiten Teil der Äußerung teilt sie mit, wen sie anrufen will. Nur in diesem zweiten Teil ist die dativische NP präpositional markiert. Der Intonationsgipfel liegt auf *muetter* 'Mutter', also der anzurufenden Person.

Ein anderes Beispiel ist das folgende Belegpaar:

diä Eifachheit isch nu i dr Alp hinnä z findä
diese Einfachheit ist nur in der Alp hinten zu finden
gsy, wo ich ästags uf dr Gritt a dry Chindä
gewesen wo ich einmal auf der (Flurname) DM drei Kinder
us dr Geschneralp begägnet bi
aus der Göscheneralp begegnet bin
(Göschenen, Kt. Uri; E. Muheim 1978, S. 9)

Hier ist die dativische NP *a dry Chindä* das relevanteste Stück Information. Im Zusammenhang der Erzählung ist die Begegnung mit den Kindern ein unerwartetes Ereignis, das im weiteren Verlauf der Erzählung weiter ausgeführt wird. Vgl. dagegen folgenden Ausschnitt aus derselben Erzählung:

Äs het si gheert, dass mä dennä Mannä im Fäld
es hat sich gehört dass man diesen:Dp Männern im Feld
zum Troscht äinisch Chabis unt Schaffleisch ufstellt
zum Trost einmal Weißkohl und Schaffleisch aufstellt
(Göschenen, Kt. Uri; E. Muheim 1978, S. 9)

Die Dativ-NP *dennä Mannä* ist hier bereits gut im Diskurs etabliert und damit minimal rhematisch. Die relevante Information ist, was für Speisen ihnen aufgetischt werden; d. h., der Informationsgipfel liegt auf etwas anderem als der Dativ-NP.

Weitere, vage Hinweise fallen auch in der dialektologischen Literatur. H. Bossard (1962), S. 64-66 führt bei den Paradigmen der Personalpronomen jeweils getrennt eine Reihe „stark betonter" Formen mit Dativmarker an (*i miir* usw.) und eine Reihe „leicht betonter" Formen, wo der Dativmarker jeweils eingeklammert ist (*(i) mir* usw.). Außerdem kommt in den Beispielsätzen für das Demonstrativpronomen *dise* 'der andere' ein Dativ ohne und einer mit PDM vor:

Daas Chind briegget; dises hed s ghaue. Me sett
dieses Kind weint das_andere hat es geschlagen man sollte
disem Tätsch gää.
dem_andern (Schläge) geben (Zug; H. Bosshard 1962, S. 72)

Informations- (und wohl auch Intonations-) Gipfel bildet hier *tätsch* 'Schläge'. In folgendem Fall ist aber *dise* kontrastiv fokussiert und erscheint mit Dativmarker:

Nid i däne, i disne Bäume muescht
nicht DM diesen:Dp DM den_andern:Dp Bäumen musst:du
Gülle gää.
Jauche geben (Zug; H. Bosshard 1962, S. 72)

Der entscheidende Hinweis kam freilich von den Informanten selbst: Schon immer meinten sie einhellig, man bediene sich eher der PDM, wenn „es betont"

sei, d. h., sie machen das Auftreten der PDM von intonatorischer Prominenz abhängig. Eigens um den Einfluss der funktionalen Satzperspektive und der Satzakzentuierung systematisch zu prüfen, habe ich den Questionnaire QII erstellt. Während QI ein recht beängstigendes Durcheinander an potenziell relevanten, aber wohl doch nicht entscheidenden Faktoren hinterließ, stellte sich bei QII in recht deutlicher Weise die Fokus-Sensitivität der PDM heraus. Später haben dann auch Informanten des Zürcher Projekts zur Dialektsyntax Hinweise geliefert, welche die enge Verbindung zwischen Fokus und PDM bestätigen (vgl. dazu bereits 4.4, §4).

b) Kurzer konzeptueller Rahmen

1. Ich möchte nun einige grundsätzliche Distinktionen einführen, die den Versuchsanordnungen in QII, QIII und QIV zugrunde liegen. Die Konzepte in der Literatur zur funktionalen Satzperspektive sind unübersichtlich und uneinheitlich:

> „The terminology for describing pragmatic functions is even less standard than for describing semantic roles, the differences being conceptual as well as purely terminological" (B. Comrie 1989, S. 63).

Ich halte mich an den Rahmen, den einerseits die Funktionale Grammatik (A. Siewierska 1991, K. Welke 1992, S. Dik 1997) und andererseits die prosodische Phonologie (S. Uhmann 1991, C. Féry 1993, E. Selkirk 1996) setzen. Ich vereinfache die Konzepte für unsere Zwecke, da es ohnehin schon schwierig genug ist, bei den Informanten Kontraste zu erfragen, die mit Informationsstruktur zusammenhängen; feinere funktionale Distinktionen, wie sie etwa S. Dik (1997), S. 330ff formuliert, führen in der Befragung zur PDM zu keinen Ergebnissen mehr.

2. F o k u s kann folgendermaßen definiert werden:

> „The *Focus* is considered to be the relatively most important or salient piece of information with respect to the pragmatic information between speaker and addressee, from the point of view of the speaker"
> (A. Siewierska 1991, S. 149).

Fokussierte Elemente enthalten die Information, die der Sprecher in Bezug auf das (vermutete) Wissen und Interesse des Hörers als die relevanteste erachtet. Das logische Gegenstück zu Fokus ist T o p i k, die Informationseinheit, die auf einen (schon bekannten) Sachverhalt Bezug nimmt und diesen als Thema setzt, über das etwas ausgesagt werden soll. Es geht in der Informationsstruktur also grundsätzlich darum, dass „it is normally the case that the speaker and hearer share certain information in common, but there is also some information they do not share" (B. Comrie 1989, S. 62). Fokus muss dabei nicht „neue" Information im

Sinne von nicht vorerwähnt kodieren, sondern „neu" im Sinne von nicht kontextuell voraussagbar:

> „By virtue of the unpredictable relationship of a referent with a predication, the Focus always represents new information in the relational sense of given and new [...]. But it need not to be new in the referential sense" (A. Siewierska 1991, S. 174).

Fokussierte Elemente tragen den Hauptsatzakzent und stehen im Deutschen tendenziell rechts: „Der den Rhemagipfel kennzeichnende Satzakzent [liegt] auf dem letzten nominalen Glied" (H.-W. Eroms 1986, S. 47). Die Diskursfunktion Fokus korreliert im Deutschen also mit positionellen und prosodischen Gegebenheiten. Da die Position des indirekten Objekts verhältnismäßig frei ist, können dativische Nominalphrasen in Fokusposition und -funktion auftreten oder nicht.

Die genaue phonetische Ausprägung des Hautpsatzakzentes kann hier nicht weiter verfolgt werden. Für das Standarddeutsche nehmen S. Uhmann (1991) und C. Féry (1993) an, dass sich prosodische Prominenz durch Hochton äußere. Nach meinem intuitiven Höreindruck wird der Hauptsatzakzent im Schweizerdeutschen aber durch Tiefton realisiert.

Prosodische und positionelle Kodierung sind natürlich nicht die einzigen Möglichkeiten, um fokussierte Elemente auszuzeichnen. In Mā'ori kommen beispielsweise spezialisierte Fokuspartikel zum Einsatz (*ko*):

(Mā'ori)	*ko*	*Wahieroa*	*kua*	*moe*	*i*	*a*
	focus	(name)	completive	marry	DO	the:personal
	Kura					
	(name)					

'Wahieroa [not someone else] has married Kura'
(J. Lynch 1998, S. 155f)

3. Die pragmatischen Funktionen von Fokus können noch genauer ausdifferenziert werden. Für unseren Zusammenhang ist v. a. die Distinktion zwischen k o m p l e t i v e m und k o n t r a s t i v e m Fokus von Bedeutung (A. Siewierska 1991, S. 177; S. Dik 1997, S. 330ff). Kompletiver Fokus fügt neue Information hinzu, von welcher der Sprecher annimmt, dass sie dem Hörer bislang nicht bekannt war. Bei Kontrastfokus steht die fokussierte Information aber im Gegensatz zu den Annahmen des Hörers. Von einer gegebenen Menge von Alternativen weist Kontrastfokus alle außer einer zurück. Kontrastfokus hat somit eine ausschließende Funktion. Kontrastfokussierte Einheiten sind prosodisch besonders prominent: „Emphase (und Kontrast) bedingen eine stärkere (und eventuell auch bewußtere) Akzentuierung" (K. Welke 1992, S. 47).

4. Fokus kann e n g oder w e i t sein. Im folgenden Beispiel trägt *Auto* den Hauptsatzakzent. Enger Fokus liegt dann vor, wenn ausschließlich die intonatorisch prominente Konstituente der Diskursfunktion Fokus zugeordnet ist (markiert durch „[$_F$ ... $_F$]":

Emma hat dem Studenten [$_F$ das AUTO $_F$] geliehen.
(P. Eisenberg 1989, S. 420)

Genau die gleiche Äußerung mit der gleichen Akzentposition kann unter anderen kontextuellen Umständen diskursfunktional aber auch anders interpretiert sein. Stellen wir uns vor, der Satz solle die Information transportieren, wo *Emma* heute Vormittag gewesen sei. Dann sind alle Elemente rechts von *Emma* der Diskursfunktion Fokus zugeordnet:

Emma [$_F$ hat dem Studenten das AUTO geliehen $_F$].

Hier liegt weiter oder projizierender Fokus vor: Was funktional Fokus ist, geht über die intonatorisch prominente Einheit hinaus.

Wenn auch weiter Fokus funktional mehrere Konstituenten umfasst, trägt doch nur éin Element den Hauptsatzakzent. Und nur éine syntaktische Position kommt als prosodisch prominenter Exponent einer weiten Fokusprojektion in Frage. In unserem Beispielsatz kann nur *Auto*, die Position vor der rechten Satzklammer, weiten Fokus projizieren. Wenn ein anderes Element prosodisch prominent ist, ist kein weiter Fokus möglich:

Emma hat dem Studenten das Auto [$_F$ GELIEHEN $_F$].
**Emma [$_F$ hat dem Studenten das Auto GELIEHEN $_F$].*

Emma hat [$_F$ dem STUDENTEN $_F$] das Auto geliehen.
**Emma [$_F$ hat dem STUDENTEN das Auto geliehen $_F$].*

Emma [$_F$ HAT $_F$] dem Studenten das Auto geliehen.
**Emma [$_F$ HAT dem Studenten das Auto geliehen $_F$].*

[$_F$ EMMA $_F$] hat dem Studenten das Auto geliehen.
** [$_F$ EMMA hat dem Studenten das Auto geliehen $_F$].*

Dabei spielt nun aber auch die relative Abfolge von direktem und indirektem Objekt eine Rolle. Da direktes und indirektes Objekt im Deutschen prinzipiell permutierbar sind, kann – anders als in den bisherigen Beispielvarianten – auch das indirekte Objekt in der Position unmittelbar vor der rechten Satzklammer erscheinen und den Hauptsatzakzent tragen. Im Unterschied zum direkten Objekt kann das indirekte Objekt hier aber nicht Exponent von weitem Fokus sein. D. h.: Wenn immer das indirekte Objekt den Hauptsatzakzent trägt, liegt enger Fokus nur über dem indirekten Objekt vor:

Emma hat das Auto [$_F$ dem STUDENTEN $_F$] geliehen.
* *Emma [$_F$ hat das Auto dem STUDENTEN geliehen $_F$].*

Für die PDM ist daraus zu schließen, dass es kein relevanter Parameter sein kann, ob ein intonatorisch prominenter Dativ engen oder weiten Fokus projiziert; letzteres kommt nicht vor. Dagegen kann es durchaus eine Rolle spielen, ob die Dativ-NP in der Fokusprojektion mit enthalten ist, die von einer anderen, prosodisch prominenten Konstituente ausgeht. Anders gesagt: Gegeben sei ein Satz, wo nicht die dativische NP den Hauptsatzakzent trägt. Dann muss geprüft werden, ob es für die Setzung des Dativmarkers eine Rolle spielt, ob (a) weiter Fokus vorliegt, der die Dativ-NP mit einschließt, oder ob (b) enger Fokus nur über dem prosodisch prominenten Element vorliegt, der die Dativ-NP nicht einschließt. Aus einem positiven Befund kann geschlossen werden, dass nicht prosodische Prominenz der dativischen NP, sondern die Diskursfunktion Fokus allein den Ausschlag gibt. Bei einem negativen Befund kann geschlossen werden, dass intonatorische Prominenz und nicht die Diskursfunktion Fokus den Ausschlag gibt.

5. Dativische NPs können topikalisiert im Vorfeld erscheinen. Auch hier muss geprüft weden, ob in dieser Position und Funktion eine höhere Präferenz für die PDM besteht.

c) Informationsstrukturelle Asymmetrien im Auftreten der PDM

1. Vor diesem Hintergrund habe ich QII und Teile von QIII und QIV konzipiert. Ziel war, zu prüfen, ob die PDM tatsächlich mit „Betontheit" korreliert, wie das einige Informanten von QI behaupteten. Außerdem sollte der Versuch unternommen werden, verschiedene intonatorische und informationsstrukturelle Prominenzgrade herauszuarbeiten und deren Relevanz für die PDM genauer festzulegen.

Wenn tatsächlich eine Korrelation zwischen PDM und intonatorischer Prominenz besteht, erwarten wir, dass der Dativmarker eher eingesetzt wird, wenn die dativische NP den Hautpsatzakzent trägt und hier eher bei kontrastivem als bei kompletivem Fokus. Umgekehrt kann gemutmaßt werden, dass eine dativische NP am wenigsten den Dativmarker zu sich nimmt, wenn sie gar nicht in der Fokusprojektion enthalten ist. Daraus ergeben sich vier Stufen von intonatorisch-informationsstruktureller Prominenz, hier in absteigender Reihenfolge dargestellt:

(a) Die Dativ-NP realisiert Kontrastfokus:
QI:20b; QII:4e; QIII:2b; QIV:2,4.

(b) Die Dativ-NP realisiert kompletiven Fokus:
QII: 21b; QII: 1b, 2a, 3a, 4a, 4d, 5b; QIII: 2a; QIV:1.

(c) Die Dativ-NP trägt nicht den Hauptsatzakzent, ist aber in einer weiten Fokusprojektion enthalten:
QI: 20a, 21a; QII: 1a, 3b, 4b, 5a; QIII: 2c; QIV: 3.

(d) Die Dativ-NP ist nicht in der Fokusprojektion enthalten:
QII: 4c; QIII: 2d; QIV: 3a.

Als fünfter Typ bleibt noch die Topikalisierung:

(e) Die Dativ-NP ist topikalisiert:
QI:75; QIII: 2e; QIV: 5.

2. Die folgenden Asymmetrien konnten bei den Befragungen aufgedeckt werden:

2.1 Kontrastfokus wird eher präpositional markiert als kompletiver Fokus. Eine Informantin aus Walchwil (Kt. Zug) setzt den Dativmarker obligatorisch in Frage QII:3a (Kontrastfokus):

[Susi bekommt jeweils die Bücher von Hans, wenn er sie fertig gelesen hat.]
Nei, i letschterziit hät er s mäischtens a siinere
nein in letzter Zeit hat er sie meist DM seiner:Dsf
Fründin praacht, nid a de Susi!
Freundin gebracht nicht DM der:Dsf Susi

Die Informantin setzt den Dativmarker spontan auch in QII:4d (kompletiver Fokus), lässt aber auch die Variante ohne PDM zu:

[Später im Gespräch stellt sich heraus, dass die eine Lehrerin schwanger ist. Sie wird gefragt, ob schon jemand davon weiß; sie antwortet:]
ja, ich ha s geschter (a) miine schüeler gsäit
ja ich habe es gestern (DM) meinen:Dp Schülern gesagt

Eine andere Informantin setzt den Dativmarker auf meine Nachfrage hin bei QII:4e (Kontrast) „eher" als bei QII:4d (kompletiver Fokus).

Die Asymmetrie zwischen kontrastivem und kompletivem Fokus ist aber nicht besonders deutlich; sie zeigte sich nicht bei den Erstantworten, sondern erst auf Nachfrage hin. Wenn dann allerdings ein Unterschied auszumachen ist, verläuft die Asymmetrie immer in der vermuteten Richtung.

2.2 Die PDM wird eher eingesetzt, wenn die dativische NP Fokus ist (kontrastiv oder kompletiv) und den Hauptsatzakzent trägt, als wenn eine andere Konstituente den Hauptsatzakzent trägt. Das zeigt sich beispielsweise an folgender Asymmetrie aus QIII:1e (Malters, Kt. Luzern):

[Wer weiß alles von deinem Geheimnis?]
ich ha s nur i DIIR gseit!
ich gabe es nur DM dir gesagt

vs.

[Was, du magst dich nicht mehr erinnern? ...]
aber ich ha s dir doch GSEIT!
aber ich habe es dir doch gesagt

Ein weiteres Beispiel (QIII:2f; Hallau, Kt. Schaffhausen):

[Der Lehrer sagt zu einem Schuljungen, den er bei einem Streich ertappt hat:]
du luusbueb, daa sëg i aber i diim VATTER!
du Lausejunge das sage ich aber DM deinem Vater

vs.
[Der Junge erschrickt und meint kleinlaut:]
ou, verzelled si mim vatter aber NÜT vo dëmm!
oh erzählen sie meinem Vater aber nichts von dem

Es handelt sich um Erstantworten, was als Indiz dafür gewertet werden kann, dass diese Asymmetrie vergleichsweise ausgeprägt ist.

2.3 Wenn der Hauptsatzakent nicht auf der dativischen NP liegt, wird die PDM in den Fällen eher eingesetzt, wo sie in der Fokusprojektion enthalten ist. Bei engem Fokus auf einer anderen als der dativischen Konstituente wird die PDM weniger eingesetzt. Die Informantin aus Isenthal (Kt. Uri) setzt den Dativmarker in QIII:2c, einem Beispiel für weiten Fokus:

[Ich habe dich nicht erreicht. Wo warst du?]
ich han a dr Marte s BUECH praacht
ich habe DM der:Dsf Martha das Buch gebracht
(Isenthal, Kt. Uri)

Sie setzt den Dativmarker nicht in QIII:2d, wo auf 'Buch' enger Kontrastfokus liegt:

[Normalerweise schenken sie ihrer Freundin immer Pralinés zum Geburtstag; diesmal jedoch:]
dasmal han ich etz dr Marte es BUECH gschänkt,
diesmal habe ich jetzt der:Dsf Martha ein Buch geschenkt,
ekäni pralinee.
keine Pralinés.

Diese Asymmetrie tritt weniger deutlich hervor als jene in §2.2 (s. o.). Außer in diesem Fall, wo sie sich in der Erstantwort der Informantin zeigt, erscheint sie, wenn überhaupt, erst bei Nachfrage – dann allerdings immer in der prognostizierten Richtung.

2.4 Topikalisierte Dative werden eher präpositional markiert als nicht-fokussierte Dative im Mittelfeld. Beispielsweise setzt die gleiche Informantin (Isenthal, Kt. Uri), anders als im letzten Beispiel, bei Topikalisierung den Dativmarker ein (QIII:2e):

a dr Marte han ich es buech gschänkt
DM der:Dsf Martha habe ich ein Buch geschenkt
(Isenthal, Kt. Uri)

Auch in QI:75 ist der Dativmarker häufig eingesetzt worden; Bsp:

i dëne blueme sött me no wasser gëë
DM diesen:Dp Blumen sollte man noch Wasser geben
(Gächlingen, Kt. Schaffhausen)

In spontanen Belegen kommen topikalisierte PDM-Dative ebenfalls häufig vor:

[Und wie geht es diesem Patienten heute? –]
i dämm gaat s hüt seer guet
DM dem geht es heute sehr gut (spontan; nicht lokalisiert)

3. Bilanz: Die Befragungen zeigen, dass die Informationsstruktur eine wesentliche Rolle spielt bei der Wahl zwischen den beiden zur Verfügung stehenden Optionen PDM oder bloße dativische NP. Sie zeigen aber ebenso deutlich, dass es kaum möglich ist, den Befund auf einen einfachen Nenner zu bringen:

Erstens muss noch einmal hervorgehoben werden, dass wir es hier nicht mit Grammatikalitätskontrasten, sondern mit Präferenzen zu tun haben. Es lassen sich daher auch keine absoluten Voraussagen formulieren. Auch wenn ein Sprecher fokussierte Dative in der Regel präpositional markiert, wird er bloße NPs bei Nachfrage kaum ablehnen und auch selber äußern.

Zweitens können aber eher als absolute relative Aussagen gemacht werden: Wenn ein Präferenzunterschied besteht, dann in der vorgeschlagenen Richtung.

Die Präferenz r i c h t u n g ist einigermaßen konstant, aber nicht die konkrete Besetzung der präferenziellen Hierarchie.

Drittens gibt es Sprecher, für welche die PDM völlig optional ist und die Informationsstruktur keinerlei Einfluss auf die Setzung des Dativmarkers ausübt. In den Befragungen zeigte sich das bei einer Informantin aus Giswil (Kt. Obwalden) und einer Informatin aus Glarus.

Viertens kann nicht eindeutig festgestellt werden, ob die oben präsentierten Asymmetrien eine Angelegenheit der Informationsstruktur im Sinne von Topik und Fokus oder eine eine Angelegenheit der prosodischen Struktur und damit der Phonologie sind. Für erstere Möglichkeit spricht, dass auch Dative, die nicht den Hauptsatzakzent tragen, mehr zur PDM neigen, wenn sie diskursfunktional Fokus realisieren, d. h. Teil einer weiten Fokusprojektion sind. Rein prosodisch ist einem solchen Dativ nichts anzusehen. Für die andere Möglichkeit spricht, dass Topik und Fokus – funktional einander eigentlich genau entgegengesetzt – beide eher den Dativmarker zu sich nehmen. Da beide aber auch prosodisch hervorgehoben sind, könnte daraus geschlossen werden, dass prosodische Prominenz unabhängig von der Diskursfunktion der tatsächlich entscheidende Faktor ist; dann wird aber der weite Fokus zum unlösbaren Problem. Umgekehrt können aber Topik und Fokus funktional auf ein gemeinsames invariantes Merkmal zurückgeführt werden: Die Topikalisierung einer Konstituente, die nicht Subjekt ist, leistet ewas Vergleichbares wie Kontrastfokus; auch sie legt einen Referenten fest und schließt Alternativen aus, die sonst noch als Thema in Frage kämen. So gesehen ist Topik ja nicht einfach nur bloße Hintergrundinformation. Dies ist vereinbar mit Vorschlägen von H.-W. Choi (1996) und T. King (1997) im Rahmen der Lexical-Functional Grammar LFG, die vier Diskursfunktionen COMPLETIVE FOCUS, CONTRASTIVE FOCUS, TOPIC und TAIL unterscheiden, wobei TAIL vollkommen merkmallos ist. Eine topikalisierte und eine fokussierte Konstituente haben somit gemeinsam, dass sie beide markierte Diskursfunktionen realisieren; in diesem Rahmen reagiert die PDM sensibel darauf, dass die dativische NP überhaupt eine diskursfunktionale Markierung trägt, aber nicht, welche Markierung das konkret ist (Topik oder Fokus). Ich favorisiere daher die erste Möglichkeit.

4. Eine Abhängigkeit der PDM von informationsstrukturellen Gegebenheiten scheint eine Spezialität der Deutschschweiz zu sein. Weder den Befragungen noch der dialektologischen Literatur zu anderen PDM-Gebieten können eindeutige Hinweise in eine ähnliche Richtung entnommen werden[150]. Diese Vermutung wird gestützt durch die Beobachtung, dass das Interrogativpronomen 'wem' in der Deutschschweiz vergleichsweise oft präpositional markiert wird (vgl. 4.3.4).

5. Die Verknüpfung von Kasusmarkierung und Diskursfunktion ist typologisch außerordentlich interessant; vgl. dazu unten 7.4.

150 Allerdings erwähnt A. Pichler-Stainern (1999), S. 57 für Westkärnten, dass die PDM bei Personalpronomen mit dessen Betonungsgrad zusammenhänge, vgl. schon 5.4.5, §2 und 5.5, §4.

7.2.8 Zum Status der PDM und zum Status des indirekten Objekts

1. Die wichtigsten Beobachungen sollen hier noch einmal knapp zusammgefasst werden. Davon ausgehend soll der Frage nachgegangen werden, inwiefern die PDM den Status des indirekten Objekts im Alemannischen tangiert.

2.1 Die PDM reagiert nicht sensibel auf verschiedene semantische Merkmale der dativischen Nominalphrase, ebenso wenig auf syntaktische Regenten und Positionen. Jede dativische NP ist ein potenzieller Kandidat für die PDM.

2.2 Die Setzung des Dativmarkers vor eine dativische NP, die nicht von einer echten Präposition regiert wird, ist zumindest in einigen Dialekten der Deutschschweiz (Zentralschweiz) obligatorisch. Sie ist lediglich bei klitischen Personalpronomen ausgeschlossen.

2.3 Überall sonst erscheint der Dativmarker nicht vor jeder dativischen NP. Für einige Dialekte in der Deutschschweiz konnte festgestellt werden, dass der Dativmarker vollkommen optional ist, d. h., dass er immer gesetzt werden k a n n , aber nie gesetzt werden m u s s .

2.3 Vor Personalpronomen kann der Dativmarker nur in einem Teilgebiet der PDM-Zone gesetzt werden (Mittelelsass, Südostschwarzwald, Zentralschweiz, Kärnten).

2.4 Wo die PDM optional ist, kann ihr Auftreten von der Informationsstruktur abhängig sein. Je mehr eine dativische NP diskursfunktional markiert ist, desto eher wird sie präpositional markiert.

2.5 Wenn der Dativmarker den Aufeinanderprall zweier stark betonter Silben verhindert, wird er eher eingesetzt, als wenn dies nicht der Fall ist.

2.6 Im Südbairischen tritt der Dativmarker vorzugsweise vor sonst nicht morphologisch spezifizierten Pluralformen auf.

3. Der Dativmarker kodiert keine andere Information als (a) die Kasuskategorie Dativ sowie teilweise (b) Fokus. Dagegen kann er nicht unmittelbar mit dem indirekten Objekt als grammatische Relation in Beziehung gebracht werden. Auch adnominale und adadjektivische Dative werden präpositional markiert, die ganz sicher nicht indirekte Objekte sind (völlig gleichgültig, wie man „indirektes Objekt" definiert, dazu gleich mehr).

4. Andererseits kann man sich natürlich fragen, ob zumindest in den Dialekten mit obligatorischer PDM eine distinkte grammatische Relation „indirektes Objekt"

überhaupt nachgewiesen werden kann. Zumindest oberflächlich sehen PDM-Dative ja gleich aus wie oblique Relationen (Präpositionalphrasen). Es gibt aber gute Gründe anzunehmen, dass die PDM keinen Einfluss auf den Status des indirekten Objekts im Alemannischen hat. Damit ist nun die Frage aufgeworfen, wie man eine distinkte grammatische Relation indirektes Objekt in einer Einzelsprache überhaupt diagnostiziert. Diese schwierige Frage kann hier nicht einmal ansatzweise befriedigend gelöst werden. Ich möchte daher lediglich ein paar Hinweise geben, in welche Richtung bei einer erschöpfenden Charakterisierung des indirekten Objekts im Deutschen bzw. Alemannischen gefragt werden müsste. Da die PDM ohnehin nicht sensibel darauf reagiert, ob die dativische Nominalphrase die Funktion eines indirekten Objekts hat oder nicht (adnominal, adadjektivisch), ist die Frage für unseren unmittelbaren Zusammenhang aber auch nicht von entscheidender Bedeutung; die PDM ist eine Eigenschaft des Kasus Dativ und nicht der grammatischen Relation indirektes Objekt (bzw. nur mittelbar, insofern, als der Dativ natürlich an der Kodierung des indirekten Objekts beteiligt ist).

5. Das indirekte Objekt nimmt die Position zwischen dem direkten Objekt und obliquen Relationen auf der „Keenan-Comrie-Hierarchie" ein (NP Accessibility Hierarchy; E. Keenan / B. Comrie 1977). Ein indirektes Objekt muss sich in einigen Merkmalen vom direkten Objekt und in einigen Merkmalen von obliquen Relationen unterscheiden (wenn das nicht nachgewiesen werden kann, hat die Sprache kein indirektes Objekt)[151]. Dabei ist es wünschenswert, dass das indirekte Objekt mit dem direkten Objekt einige Merkmale teilt, die dann als „objekthaft" gelten können. Bei den Kriterien, die ich im Folgenden anwende, bestehen zumeist keine grundsätzlichen Unterschiede zwischen dem Standarddeutschen und dem Alemannischen mit und ohne PDM. Die Diagnoseverfahren zur Identifizierung von grammatischen Relationen orientieren sich größtenteils an A. Borg / B. Comrie (1984), A. Alsina (1996), Kap. 5, und B. Blake (1990), S. 28-30.

5.1 Kodierung: Was ist das morphologische Material, das zur Realisierung des Partizipanten aufgewendet wird?

5.1a Dependent Marking: Wird der Partizipant wird mit dem gleichen morphologischen Material – Kasus und/oder Adpositionen – wie andere grammatische Relationen kodiert?

151 Diese Definition ist rein relational, d. h., es wird darauf verzichtet, die Definition auf einem notwendigerweise vorhandenen und übereinzelsprachlich gültigen Merkmal basieren zu lassen. So ist es z. B. ohne Weiteres denkbar, dass sich sowohl bei einer Sprache A und einer Sprache B eine grammatische Relation indirektes Objekt identifizieren lässt, selbst wenn die konkreten indirekten Objekte der beiden Sprachen kein Merkmal gemeinsam haben. Entscheidend ist ausschließlich der relative Stellenwert der fraglichen Konstituente im systematischen Gefüge der grammatischen Relationen der jeweiligen Sprache.

5.1b Head Marking: Wird der Partizipant am Prädikatskern kodiert, und falls ja, mit dem gleichen Material wie andere grammatische Relationen?

5.2 Position: Muss der Partizipant in einer Position stehen, die distinkt ist von den Positionen, wo Partizipanten in anderen grammatischen Relationen stehen?

5.3 Syntaktische Operationen:

5.3a Ist der Partizipant passivierbar?

5.3b Bindet der Partizipant Reflexiva?

5.3c Wie werden Relativsätze gebildet?

5.4 Hat die fragliche Kodierung des Partizipanten semantische Effekte, die für Objekte typisch bzw. untypisch sind?

5.5 Hat die fragliche Kodierung des Partizipanten pragmatische Effekte, die für Objekte typisch bzw. untypisch sind?

6. Die Anwendung der aufgezählten Parameter soll nun kurz auf das Deutsche bzw. Alemannische angewendet werden („6.1" entspricht „5.1" usw.). Dabei wird sich zeigen, dass die PDM ausschließlich auf 5.1a (Kodierung => Dependent Marking) einen (beschränkten) Einfluss hat, dass sich das indirekte Objekt aber immer noch in jeweils mehreren Merkmalen sowohl vom direkten Objekt als auch von obliquen Relationen verschieden verhält.

6.1a: Die morphologische Kodierung des indirekten Objekts (Dativ) ist klar distinkt von derjenigen des direkten Objekts (Akkusativ). Wo keine PDM vorkommt, ist sie ebenso klar distinkt von obliquen Relationen (Präpositionalphrasen). Wo die PDM eingesetzt wird, entspricht die Kodierung derjenigen von obliquen Relationen dann, wenn man ausschließlich die lineare Abfolge Präposition plus Nominalphrase im Auge hat. Wie bereits ausgeführt (6.3.3, §5), sollte ein PDM-Dativ aber trotz Vorhandensein einer Präposition eher als Nominalphrase (NP bzw. DP) denn als Präpositionalphrase analysiert werden; insofern ist die Kodierung nicht identisch mit obliquen Relationen. Ein kräftigeres Argument bietet aber das Verhalten von Klitika, die auch in PDM-Dialekten immer nur im bloßen Dativ, nie mit Dativmarker kodiert werden – dies im Gegensatz zu obliquen Relationen bzw. Präpositionalphrasen.

6.1b: Weder das direkte noch das indirekte Objekt oder oblique Relationen werden am Prädikatskern kodiert[152].

152 In der südbairischen Sprachinsel des Fersentals kommt bei SU, DO und IO Clitic Doubling vor (vgl. 5.7.3, §4). Man könnte dies ev. als Instanziierung von Head Marking sehen.

6.2: Für das Deutsche wird allgemein SU–V/AUX–IO–DO(–V) als kanonische Abfolge angesehen (P. Eisenberg 1989, H.-W. Choi 1999, G. Müller 2000):

Emma hat dem Studenten das Auto geliehen.

Nur in dieser Abfolge ist weiter Fokus möglich ('was hat Emma getan?'). Anders als das indirekte Objekt folgen oblique Präpositionalphrasen dem direkten Objekt:

Emma hat das Auto zum Studenten gebracht.

Permutierte Abfolgen sind jeweils möglich. Dann aber muss enger Fokus auf der jeweils zweiten Konstituente liegen:

Emma hat das Auto [$_F$ dem Studenten $_F$] geliehen.

Emma hat zum Studenten [$_F$ das Auto $_F$] gebracht.

Das indirekte Objekt verhält sich bezüglich Positionierung (und pragmatischen Konsequenzen der Positionierung) also sowohl vom direkten Objekt als auch von obliquen Relationen verschieden.

6.3a: Das Dativobjekt kann im Alemannischen nicht passiviert werden. Sog. *bekommen*-Passiv kommt nur vor, wenn das Verb seine eigentliche lexikalische Semantik beibehält (in Fällen wie *er bekommt ein Buch geschenkt*), aber nicht, wenn es als bloßes Auxiliar fungieren sollte. Keiner der befragten Informanten zum Alemannischen hat „Dativpassiv" (QIII:7d: *er bekommt das Auto gewaschen*) akzeptiert. Mehrere meinten, man könne das so nur sagen, 'wenn er ein Auto bekomme' und 'dieses Auto in gewaschenem Zustand' sei (also koprädikativ). Das indirekte Objekt verhält sich wie oblique Relationen und anders als das direkte Objekt.

6.3b: Die Sprecherurteile bezüglich Reflexivbindung divergieren. Für das Standarddeutsche halte mich an die Intuitionen von G. Grewendorf (1995):

> „German reflexives are not otherwise restricted to taking subjects as their antecedents: this is demonstrated by the following examples, where coreference with the object forces reflexivization:
> *Der Arzt klärte den Patienten$_i$ über sich$_i$/*ihn$_i$ auf*
> *Sie öffneten ihr$_i$ die Augen über sich$_i$/*sie$_i$*
> Reflexivization is however not possible when the coreferent NP is itself in a prepositional phrase:
> *Peter sprach mit der Studentin$_i$ über *sich$_i$/sie$_i$*"
> (G. Grewendorf 1995, S. 1315f).

Somit verhält sich indirekte Objekt gleich wie Subjekt und direktes Objekt, aber verschieden von obliquen Relationen. Reflexivbindung ist auch aus einem PDM-Dativ möglich, wie mir zwei native Sprecher des Schaffhauserdeutschen bestätigen:

si hënd i de susi$_i$ t auge über sich$_i$ köffnet
sie haben DM der:Dsf Susi die Augen über sich geöffnet
(Schaffhausen)

6.3c: Relativsätze werden im Alemannischen (meist) mittels eines Subordinators *wo* gebildet. Wenn eine Präpositionalphrase relativisiert wird, muss diese durch ein koreferentes resumptives Pronomen wieder aufgenommen werden. Wenn Subjekt oder direktes Objekt relativisiert werden, werden diese nicht wieder aufgenommen:

Subjekt: *e sonnege Taag, wo Fröid macht*
ein sonniger Tag REL Freude macht

Direktes Objekt: *Sache, wo mer ned mag ghööre*
Sachen REL man nicht mag hören

PP: *de Pfeschter, wo mer so lang as i wëis, s Brood*
der Bäcker REL wir so lange als ich weiß das Brot
byn em grëicht hënd
bei ihm geholt haben (Luzern; L. Fischer 1960, S. 429)

Wenn das indirekte Objekt relativisiert wird, muss es für einige Sprecher durch ein Resumptiv wieder aufgenommen werden, für andere kann es nicht wieder aufgenommen werden, und für nochmals andere kann es wieder aufgenommen werden (QIII:7c)[153]:

Bättler, wo mer (ne) Chlëider z Almuese ggä(ä) hë(ë)d
Bettler REL man ihnen Kleider zu Almosen gegeben hat
(Luzern; L. Fischer 1960, S. 429)

Das Kriterium liefert kein eindeutiges Resultat: Das indirekte Objekt verhält sich für die einen Sprecher wie das direkte Objekt, für andere wie oblique Relationen. Bei den Sprechern, für die optional ein dativisches Resumptiv folgen kann, unterscheidet sich das indirekte Objekt sowohl vom direkten Objekt als auch von obliquen Relationen.

6.4: Ein wesentliches Merkmal eines indirekten Objekts ist es, dass es typischerweise sowohl Rezipient als auch Benefaktiv gleich kodiert, wie das im Aleman-

153 Provisorische Ergebnisse aus dem Zürcher Projekt zur Dialektsyntax.

nischen der Fall ist (nämlich beides als Dativobjekt). Daran ist „objekthaft“ (vs. obliq), dass die Kodierung verhältnismäßig indifferent ist gegenüber verschiedenen thematischen Rollen. Allerdings sind Rezipient und Benefaktiv einander semantisch so nah, dass das indirekte Objekt eben doch thematisch relativ homogen ist. Inhärent-semantische und referenzielle Merkmale des fraglichen Partizipanten sind kein Kriterium, da die Argumentation sonst zirkulär wird (zwar ist es für ein indirektes Objekt typisch, belebt und definit zu sein, aber ich kann das nicht zur Definition verwenden, da mir die Analyse dann alle belebten und definiten Partizipanten als indirekte Objekte klassifiziert).

Eine weitere Beobachtung spricht für „Objekthaftigkeit“ des indirekten Objekts im Alemannischen und Deutschen überhaupt. Ziehen wir zur Verdeutlichung zunächst Applikativkonstruktionen heran, wo ein Partizipant nicht obliq, sondern als direktes Objekt erscheint, und überlegen uns dann, wie es mit Blick auf das indirekte Objekt (vs. direktes Objekt) aussehen könnte:

Ich schmiere Farbe an die Wand.
Ich beschmiere die Wand mit Farbe.

Im zweiten Fall, *Wand* als direktes Objekt, stellt sich ein Totalitätseffekt ein. Die Handlung *die Wand beschmieren* ist dann erfolgreich vollzogen, wenn die Wand wirklich vollkommen beschmiert ist. Anderes Beispiel:

(Indonesisch) *Dia mengalir-i sawah-nya dengan air itu*
he flow-U=LOC ricefield-his with water DEF
'he flooded his ricefield with water'
(W. Foley / R. Van Valin 1985, S. 351)

W. Foley und R. Van Valin (1985), S. 351 notieren, dass in diesem Fall „the undergoer [=ricefield] is completely affected: in this case, flooded“. Wenn aber das Instrument (Wasser) in Objektposition erscheint, dann ist „ the locative only partially affected“ (S. 351):

(Indonesisch) *Dia mengalir-kan air itu ke sawah-nya*
he flow-U=INSTR water DEF to ricefield-his
'he made water flow into his rice field'
(W. Foley / R. Van Valin 1985, S. 351)

Auch hier korreliert Objekthaftigkeit damit, dass der Partizipant von der vollzogenen Handlung total affiziert ist. Und nun denken wir um auf das indirekte Objekt: Gilt Ähnliches für beide Objekte, direktes und indirektes Objekt? Und wie könnte ein vergleichbarer Effekt beim indirekten Objekt aussehen? In folgendem Kontext kommt ein m. E. signifikanter Kontrast zustande:

ich säg s im fall dim vatter!
ich sage es im Fall deinem Vater

vs.

ich säg s im fall zu dim vatter!
ich sage es im Fall zu deinem Vater

Im fall hat im Schweizerdeutschen die Funktion eines Highlighters und kann beispielsweise eingesetzt werden, um einen Sprechakt als Drohung zu markieren. Im ersten Fall glückt die Drohung, der zweite Fall ist dagegen einigermaßen schief. Warum? Der Rezipient der Botschaft, *Vater*, ist einmal als indirektes Objekt und einmal obliq kodiert. Im ersten Fall glückt die Drohung, weil 'es dem Vater sagen' impliziert, dass der Vater nachher im Bilde ist. Bedrohlich daran ist also, dass der Vater nachher etwas weiß. Im zweiten Fall wird ausschließlich ausgedrückt, an wen die Botschaft gerichtet ist; eine Drohung kommt nicht zustande, weil nicht mit ausgedrückt ist, dass der Vater dann um eine Information reicher sein wird. D. h., auch beim indirekten Objekt spielt eine Art von „Affiziertheit“ eine Rolle, insofern, als der als indirektes Objekt kodierte Partizipant unmittelbarer in das Geschehen involviert ist und bei Glücken der Handlung eine Zustandsänderung durchmacht.

6.5 Pragmatische Effekte von Objekthaftigkeit sehe ich darin, dass im Deutschen das indirekte Objekt sehr viel leichter als oblique Relationen als Secondary Topic eingesetzt werden kann; dazu mehr unter 7.4., §7.

7.3 Zur Darstellung von diatopischer Varianz

7.3.1 Wie viele Grammatiken brauchen wir?

1. Ein allgemeingültiges Steuersystem für die PDM gibt es nicht, sie unterliegt arealspezifischen Auftretensbedingungen. Es kommen verschiedene Kombinationen von relevanten Parametern vor, wie sie in 7.2 dargestellt sind: lexikalisch gefüllte NP oder Pronomen, Artikel oder anderes Determinativ, rhythmische Umgebung, diskursfunktionaler Status, morphologische Sichtbarkeit des Dativs. Im Zusammenwirken der Parameter ergibt sich ein höchst komplexes Bild von sich überkreuzenden Präferenzachsen mit breiten Optionalitätszonen.

2. Ein so komplexes Bild kommt dadurch zustande, dass wir einerseits nicht darauf verzichteten, die PDM flächendeckend in allen arealen Abstufungen im Blick zu behalten, und andererseits uns nicht auf einen einzigen grammatisch-systematischen Teilaspekt beschränkten. Wie aber soll areal variierende und damit dimensional multiplizierte Grammatik beschrieben werden? Ich möchte zuerst benennen, wie es n i c h t gemacht werden sollte. Wir könnten uns beispielsweise

eine Grammatik I und eine Grammatik II als Prototypen denken. In Grammatik I kommt die PDM nicht vor. In Grammatik II wird der Dativmarker obligatorisch gesetzt. Wir müssten folglich nur mit diesen zwei, vergleichsweise noch einfach zu modellierenden Grammatiken fertig werden. Alles andere wäre dann ein zufälliges „Gemisch" aus Grammatik I und Grammatik II[154]. Nur: Erstens bilden wir damit die Realität nicht oder zumindest nicht vollständig ab, und zweitens entgehen uns dabei die vielleicht interessantesten Fälle. Wir haben gesehen, dass die PDM zwar ein hochgradig variatives Phänomen ist und ihr Auftreten bzw. Fehlen selten Grammatikalitätskontraste auslöst – ganz unsystematisch ist die Varianz freilich nicht. Einerseits haben wir areale Abstufungen gesehen mit Kernzonen und Peripherien, und darin nimmt ein Ortsdialekt jeweils einen ganz spezifischen Platz ein. Andererseits haben wir bei optionaler PDM offensichtliche Präferenzrichtungen isolieren können. Beides, areale Abstufung und Präferenzrichtung, zeigt, dass Variation nicht völlig ungeordnet ist, sondern einer gewissen „Gerichtetheit" oder „Dimensionalität" unterliegt.

3. Ich schlage deshalb einen radikal anderen Weg ein: Jeder Punkt im arealen Kontinuum hat eine Grammatik. Oder, wenn man sich so ausdrücken will: An jedem Punkt kommen Kinder zur Welt, die einen ungesteuerten Erstspracherwerb mitmachen, der sie zu kompetenten Sprechern genau dieses Dialekts macht. Das heißt nicht, dass die Grammatik von Ort x unbedingt verschieden von y und z sein muss. Es heißt lediglich, dass x ein grammatisches System hat, das nicht einfach von anderen Systemen deriviert ist. (Es gibt keinen logischen Grund, warum für den Dialekt von Muotathal (obligatorische PDM) ein grammatisches Steuersystem konstruierbar sein sollte und für Giswil (optionale PDM) nicht.) Für die Grammatiktheorie heißt das: Jede noch so subtile Abstufung im Arealkontinuum muss modellierbar sein. Dabei muss insbesondere auch der Optionalität Rechnung getragen werden; Optionalität der PDM in bestimmten Dialekten ist nicht einfach das Produkt von mehr oder weniger zufälligen Performanzfehlern der Sprecher, denn dann müsste man sich fragen: Warum treten diese Performanzfehler ausgerechnet in dieser Zone und nicht auch links und rechts davon auf? Vielmehr nehmen solche Dialekte eine ganz spezifische Position im arealen Kontinuum ein, nämlich eine, wo Optionalität systematisch auftritt; und diese Systematizität muss in der grammatischen Beschreibung auch adäquat abgebildet werden.

4. Jede Feineinstellung modellieren können, stellt hohe Anforderungen an das technische Vokabular der Grammatiktheorie. Ich schlage dafür zwei Instrumente vor: die präferenzielle Skala und die Hierarchisierung von Wohlgeformtheitsbedingungen; Letzteres wird im nächsten Unterkapitel ausführlicher besprochen.

Zur präferenziellen Skala: Es hat sich herausgestellt, dass die variationssteuernden Faktoren beim Auftreten der PDM keine diskreten Einheiten sind, die entweder ein- oder ausgeschaltet sind. Vielmehr muss man sie sich als gerichtete Dimensionen vorstellen, deren Einfluss auf die Steuerung der PDM graduierbar

---

154 Dieses Vorgehen entspricht der traditionellen Praxis in der Generativen Grammatik; vgl. schon die Fußnoten 143 und 144.

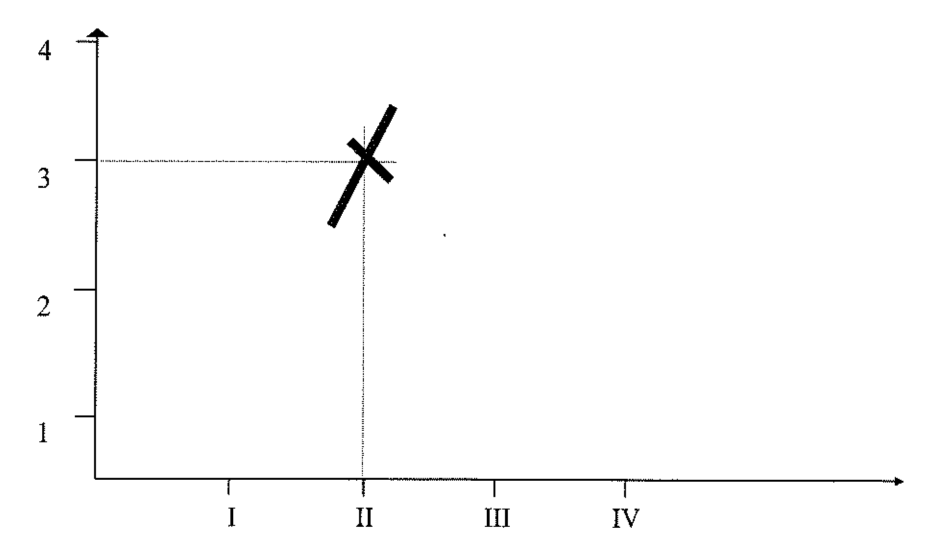
ist. Beispielsweise bilden die verschiedenen Determinative, vor denen der Dativmarker mehr oder weniger eingesetzt werden kann, eine solche Dimension:

1	2	3	4
Artikelformen	andere Determinative	Personalpronomen	Klitika

Auch die diskursfunktionale Prominenz kann als Dimension dargestellt werden:

I	II	III	IV
Kontrast	kompletiver Fokus	innerhalb von weitem Fokus	nicht in Fokusprojektion

Eine konkrete Grammatik kann man sich dann als den Schnittpunkt von Dimensionen vorstellen:



Damit ist ausgedrückt, dass die entsprechende Grammatik die PDM bei allen Determinativen außer Klitika zulässt (1–3), und dass der Dativmarker gesetzt wird, wenn die dativische Nominalphrase kontrastiven oder kompletiven Fokus trägt (I–II).

Präferenzielle Skalen dieser Art erinnern in ihrem technischen Format natürlich stark an die Hierarchien in der Sprachtypologie (z. B. NP Accessibility Hierarchy, Belebtheitshierarchie usw.). Die Intention ist aber verschieden. Die hier exemplifizierten präferenziellen Skalen sollen zunächst einmal lediglich deskriptives Instrument sein zur Erfassung einer konkreten Grammatik bzw. der Kontraste zwischen einander sehr ähnlichen Grammatiken. Es ist noch nichts darüber ausgesagt, ob sie universellen Status und eine typologische Aussagekraft besitzen; das kann sein, muss aber nicht (selbstverständlich ist es natürlich wün-

schenswert). Es ist also „von unten" her gedacht: Wir gehen aus von den arealen Kontrasten und versuchen zunächst lediglich, diese in eine Ordnung zu bringen.

5. Mit den vorgeschlagenen Instrumenten sollte es prinzipiell möglich sein, eine Vielzahl von Feinabstufungen zu definieren. Um die Übersicht nicht vollends zu verlieren, reduziere ich nun die tatsächliche Komplexität auf nur vier Typen, anhand welcher ich im Folgenden die Anwendung von Wohlgeformtheitsbeschränkungen illustrieren will. Ich konzentriere mich auf die Typen A–D:

A: Die PDM wird obligatorisch eingesetzt (Beispiel: Muotathal, Kt. Schwyz).

B: Die PDM ist immer möglich, aber immer optional (Beispiel: Giswil, Kt. Obwalden).

C: Die PDM tritt in Abhängigkeit vom diskursfunktionalen Status der dativischen Nominalphrase auf, nämlich dann, wenn sie kompletiv oder kontrastiv fokussiert ist (Beispiel: Hallau, Kt. Schaffhausen).

D: Die PDM tritt nicht auf (Beispiel: Zürich/Kloten, der Dialekt des Verfassers).

Andere Faktoren (Einsatz vor welchem Determinativ, Rhythmik, morphologische Sichtbarkeit des Dativs usw.) lasse ich unberücksichtigt. Zudem vernachlässige ich bei Optionalität die Präferenzrichtung (die Informantin aus Giswil kann den Dativmarker in allen Fällen setzen oder auch nicht, aber sie meint, sie würde die bloße dativische NP vorziehen)[155].

7.3.2 Diatopische Varianz: Ein Fall für die Optimalitätstheorie?

1. In Kap. 6.3.3 haben wir den Einsatz des Dativmarkers so erklärt, dass das Vorkommen von Dativen daran gebunden ist, dass eine Präposition vorangehen muss. Der Dativmarker wird als Expletiv inseriert, wo nicht ohnehin schon eine echte Präposition steht. Die Regel zur Umsetzung des Kasusmerkmals CASE DAT schreibt nicht nur den Einsatz flexivischer Dativformen vor, sie enthält auch eine Angabe darüber, dass diese zusammen mit einem präpositionalen Satelliten zu erscheinen haben:

s-CASE DAT ⟶ P + [m-case:dat]

155 Zur Modellierung von Präferenzrichtungen böte sich die Stochastische Optimalitätstheorie an, vgl. Fußnote 158.

Die pure Existenz eines Insertionsmechanismus kann nur plausibel erklärt werden, wenn man davon ausgeht, dass nicht-präpositionale Dative anscheinend nicht das Format haben, das die Morphosyntax verlangt; hätten sie es, gäbe es keinen Insertionsmechanismus.

Nun haben wir aber gesehen, dass der Dativmarker nicht in allen Dialekten in allen Fällen inseriert wird. Die Grammatik verhält sich da gewissermaßen paradox: Einerseits sieht es so aus, als ob nicht-präpositionale Dative auf ein präpositionales Format gebracht werden müssen, andererseits passiert das aber doch nicht in allen Fällen. Anders gesagt: Es muss in der Grammatik Prinzipien geben, die die Insertion des Dativmarkers verlangen, aber auch solche, die die Insertion verhindern. Der Insertionsmechanismus hat somit nicht überall absolute Geltung. Je nach Dialekt ist seine Gültigkeit mehr oder weniger weit eingeschränkt; er gilt nur dann, wenn nicht noch etwas anderes, höher Gewichtetes gilt.

2. Die Lösung des Paradoxes kann durch die Hierarchisierung von Wohlgeformtheitsbeschränkungen angegangen werden. Genau das ist der Programmkern eines jüngeren Seitenzweiges der Generativen Grammatik, der Optimalitätstheorie (OT; vgl. R. Kager 1999, G. Müller 2000). Im Folgenden soll die Anwendung der OT auf die Steuerung der PDM skizziert werden. Neben der Möglichkeit, konkurrierende Prinzipien zu hierarchisieren, hat die OT den Vorteil, die Gemeinsamkeiten und Kontraste zwischen den verschiedenen PDM-Grammatiken durch Rekombination der gleichen Einheiten sehr explizit auszudrücken. Grundsätzliche Probleme, die bei der Anwendung der OT entstehen, werden gegen Ende angesprochen. Zunächst aber folgt eine Kürzesteinführung in die essenziellsten Grundkonzepte der OT.

3. Die OT ist aus der Generativen Phonologie entstanden. Die Grundidee ist, dass es in der Grammatik verschiedene Wohlgeformtheitsbeschränkungen gibt, Constraints, die untereinander hierarchisiert sind. Die Beschränkungen an sich sind Aussagen von universeller Gültigkeit und dadurch mit Universalien oder Präferenzgesetzen der Sprachtypologie oder Natürlichkeitstheorie vergleichbar. Das notorische Problem jeder universalistisch angelegten Aussage liegt darin, dass sie nicht in allen Fällen gilt. Beispielsweise trifft zwar gewiss zu, dass in Sprachen mit Druckakzent Tonsilben mit zwei Moren präferiert sind[156], aber wie ist es möglich, dass „schlechtere" Tonsilben in vielen Sprachen dennoch vorkommen? Die OT bietet dafür eine einfache Lösung: Die Präferenz für zweimorige Silben hat in verschiedenen Grammatiken einen verschiedenen Status. Sie kann verletzt werden, aber nur, wenn dadurch höher gewichtete Wohlgeformtheitsbeschränkungen erfüllt werden. Constraints sind also hierarchisiert, und diese Hierarchisierung ist einzelsprachlich verschieden. Dadurch wird es möglich, explizit zu formulieren, unter welchen Umständen eine universelle Präferenz verletzt werden kann oder muss.

156 „Weight law: In stress accent languages an accented syllable is the more preferred, the closer its syllable weight is to two moras, and an unaccentuated syllable is the more preferred the closer its weight is to one mora" (Th. Vennemann 1988, S. 30).

Ein phonologisches Beispiel: Die OT nimmt u. a. die folgenden silbenstrukturellen Wohlgeformtheitsbeschränkungen an:

CV > VC, V => ONSET[157]: Silben mit Onset sind präferiert.

CV > CVC => NOCODA: Silben ohne Coda sind präferiert.

CV > CCV => *COMPLEX^{ONS}: Monosegmentales Onset ist gegenüber komplexem Onset präferiert.

Der Effekt von Wohlgeformtheitsbeschränkungen wird in einem sog. Tableau dargestellt. Für eine Segmentfolge CVCV gibt es zwei mögliche Syllabierungen oder Kandidaten, CV.CV und CVC.V, die durch die relevanten Constraints evaluiert werden. Wenn wir uns im Moment auf nur ein Constraint beschränken, ONSET, wird sofort klar, dass einer der Kandidaten ONSET verletzt:

/CVCV/	ONSET
☞ CV.CV	
CVC.V	*

Weil der Kandidat CV.CV ONSET nicht verletzt, „gewinnt" er gegen CVC.V, was durch den Zeigefinger links notiert wird. Oben links steht der „Input", die zugrunde liegende Repräsentation, darunter die möglichen und zu evaluierenden Analysen, d. h. die Outputkandidaten.

Nun zu einem komplizierteren Fall, wo Constraints konkurrieren. Gehen wir aus von einer Segmentfolge CVCCV. In einer Syllabierung CV.CCV wird NOCODA erfüllt, aber *COMPLEX^{ONS} verletzt; genau umgekehrt verhält es sich mit CVC.CV. NOCODA und *COMPLEX^{ONS} können gar nicht gleichzeitig erfüllt werden, und eine Einzelsprache muss die beiden hierarchisieren. Je nachdem ist der eine oder der andere Kandidat optimal – wobei „optimal" nicht perfekt heißt, sondern die relativ beste Möglichkeit. Die Hierarchisierung der Constraints wird von links nach rechts absteigend notiert:

157 Es ist allgemein eher üblich, dass Constraints in Kapitälchen und nicht, wie hier, in Versalien notiert werden.

/CVCCV/	NOCODA	*COMPLEX^{ONS}
☞ CV.CCV		*
CVC.CV	*!	

/CVCCV/	*COMPLEX^{ONS}	NOCODA
CV.CCV	*!	
☞ CVC.CV		*

(Somali: *sug.nay* 'wait'(1p), M. Kenstowicz 1994, S. 129)

Erklärungen:

Ausrufezeichen: Fataler Verstoß, der den Kandidaten aus dem Rennen wirft.

Schattierung: Die Verstöße sind nicht mehr relevant, weil der optimale Kandidat bereits identifiziert ist.

Die OT kann nur ein parasitäres Modul in einem schon bestehenden Modell sein, da sie selbst keine Strukturen erzeugt, sondern nur evaluiert. Auf dem Gebiet der Morphosyntax herrscht noch keineswegs Klarheit darüber, in welchen weiteren Rahmen Beschränkungshierarchien integriert werden sollen; v. a. ist umstritten, was als Input gelten soll (G. Müller 2000, S. 13-15), aus dem sich die möglichen und zu evaluierenden Analysen ableiten. J. Bresnan (2000) schlägt eine Lösung im Rahmen der Lexical-Functional Grammar vor: Der Input besteht aus einer (unterspezifizierten) f-Struktur, und die Constraints formulieren Wohlgeformtheitsbeschränkungen über mögliche (ausspezifizierte) f-Strukturen, c-Strukturen, und f-zu-c-Assoziierungen (Mappings).

Ein entscheidender Vorteil der OT ist, dass sie optionale Muster systematisch erzeugen kann, indem Ausschnitte der Constraint-Hierarchie gekoppelt werden, d. h., Präferenzen sind gleich gewichtet. Zur Illustration führe ich die Epenthese des Glottisverschlusses im Deutschen an. Glottisverschluss wird in einigen Varietäten des Deutschen (Standardsprache norddeutscher Prägung) in der Position nach Silbengrenze und vor Tonvokal eingefügt. In der OT wird dies folgendermaßen dargestellt:

/tea:tər/	ONSET	DEP-IO
☞ t^{h}e.'ʔa:tər		*
t^{h}e.'a:tər	*!	

Erklärungen:

DEP-IO („dependency input-output"): Epenthese ist verboten. (R. Kager 1999, S. 68)

Die Epenthese des Glottisverschlusses ist eine Verletzung der Treuebeschränkung („faithfulness constraint") DEP-IO, die verlangt, dass der Output nur Segmente enthält, die schon im Input enthalten sind. Dass in diesen Varietäten dennoch

inseriert wird, wird auf die höhere Hierarchisierung von ONSET zurückgeführt. In Varietäten ohne Glottisverschlussinsertion wird ONSET von DEP-IO dominiert, so dass die Epenthese unterbleibt und damit onsetlose Silben zugelassen sind:

/tea:tər/	DEP-IO	ONSET
t^he.'ʔa:tər	*!	
☞ t^he.'a:tər		*

Stellen wir uns nun eine Varietät vor, wo Glottisverschlussinsertion zwar möglich, aber nicht obligatorisch ist. Wir können das modellieren, indem wir die beiden hier relevanten Beschränkungen koppeln:

/tea:tər/	DEP-IO	ONSET
☞ t^he.'ʔa:tər	*	
☞ t^he.'a:tər		*

Zwar ist es immer noch so, dass je ein Kandidat je eine Beschränkung verletzt, weil diese nun aber gleich gewichtet sind, sind beides bestmögliche Lösungen und damit beide gleich optimal.

4. Und nun zur PDM. Wir formulieren die präpositionale Auftretensbeschränkung für Dative provisorisch folgendermaßen (vgl. anschließend die Diskussion):

P+DAT: Dativ kookkurriert mit Präposition.

Nach P+DAT wird *i de muetter* gegenüber *de muetter* präferiert. P+DAT steht nun aber im Widerspruch zur allgemeinen Beschränkung, dass der Aufbau struktureller Komplexität generell vermieden werden soll:

DON'T PROJECT: Avoid phrase structure. (J. Bresnan 2000, S. 351)

Allein durch die Rekombination dieser beiden Beschränkungen können bereits drei der vier oben (7.3.1, §5) erwähnten Grammatikausschnitte A–D modelliert werden:

Typ A: Obligatorische PDM: Muotathal (Kt. Schwyz)

[PRED 'Mutter' DEF + CASE DAT]	P+DAT	DON'T PROECT
de muetter	*!	
☞ *a de muetter*		*

Typ B: Optionale PDM: Giswil (Kt. Obwalden)

[PRED 'Mutter' DEF + CASE DAT]	P+DAT	DON'T PROJECT
☞ *de muetter*	*	
☞ *a de muetter*		*

Typ D: Keine PDM: Zürich/Kloten

[PRED 'Mutter' DEF + CASE DAT]	DON'T PROJECT	P+DAT
☞ *de muetter*		*
a de muetter	*!	

Wo die PDM obligatorisch auftritt (Muotathal), muss DON'T PROECT von P+DAT dominiert werden; wo sie nie auftritt (Zürich/Kloten), ist es genau umgekehrt. Wo sie optional ist (Giswil), sind P+DAT und DON'T PROJECT gekoppelt, d. h. nicht hierarchisiert.

Schwieriger ist Typ C (Hallau, Kt. Schaffhausen), wo die PDM an die Diskursfunktion Fokus geknüpft ist. Hier muss eine weitere Beschränkung festlegen, dass explizitere Kodierung korreliert mit höherer Diskursprominenz (vgl. unten 7.4, §6 zur Motivation für eine solche Korrelation); ich schlage provisorisch folgende Formulierung vor:

EXPLICITNESS: Für Elemente mit prominenter Diskursfunktion wird die expliziteste verfügbare Kodierung gewählt.

EXPLICITNESS spielt nur eine Rolle für Dative mit prominenter Diskursfunktion. Wenn EXPLICITNESS dominiert, kommen wir zur gewünschten Voraussage, dass unter Fokus die PDM eingesetzt wird, sonst aber, d. h. wenn EXPLICITNESS nicht relevant ist, die PDM nicht eingesetzt wird. Das ergibt die Hierarchisierung EXPLICITNESS >> DON'T PROJECT >> P+DAT:

Typ C: Die PDM tritt in Abhängigkeit des diskursfunktionalen Status der dativischen Nominalphrase auf (Hallau, Kt. Schaffhausen)

Fokussiert:

[PRED 'Mutter' DEF + CASE DAT DF FOC]	EXPLICITNESS	DON'T PROJECT	P+DAT
de muetter	*!		*
☞ *i de muetter*		*	

Nicht fokussiert:

	[PRED 'Mutter' DEF + CASE DAT]	EXPLICITNESS	DON'T PROJECT	P+DAT
☞	*de muetter*	(irrelevant)		*
	i de muetter	(irrelevant)	*!	

5. Das mag zur Illustration genügen. Es sollte jetzt schon deutlich geworden sein, welche Möglichkeiten die OT bietet. Ein allgemeiner Hauptvorteil liegt m. E. darin, dass sehr explizit abbildbar ist, wie die Wahl von morphosyntaktischen Optionen auch von außersyntaktischen Faktoren (wie etwa Informationsstruktur) abhängen kann. Außerdem ist der Ansatz viel versprechend bei den spezifischen Problemen, welche die areale Variation stellt. Wir haben es hier sehr oft mit mehreren konkurrierenden Optionen zu tun, die sich je nach Areal verschieden systematisch arrangieren.

Nun gibt es aber auch eine Reihe von eher suspekten Punkten, die teilweise vielleicht im noch sehr provisorischen Entwicklungsstand der OT begründet sind, teilweise liegt die Ursache aber auch in der grundsätzlichen Architektur der OT.

5.1 Nach Intention der Theorie sollten die postulierten Constraints universell (je nach Theorievariante gar angeboren!) sein. Das steht in scharfem Widerspruch zur gängigen Praxis, für eine konkrete Analyse die benötigten Beschränkungen ad hoc zu stipulieren. In unserem Fall betrifft der Einwand v. a. P+DAT. Es ist sehr wahrscheinlich, dass es sich bei der Anknüpfung des Kasus Dativ an präpositionale Umgebung um eine absolute Partikularität des Oberdeutschen handelt, die historisch aus hochspezifischen Gegebenheiten heraus erklärt werden muss (vgl. dazu 8.1, §9). Ein universeller applizierbares Format der Beschränkung müsste also erst noch entwickelt werden. Wenn wir davon ausgehen, dass der Dativ ein peripherer Kasus im Sinne einer Merkmalsdekomposition ist, wie sie von R. Jakobson (1936) vorgeschlagen und z. B. von C. Neidle (1988) aufgenommen worden ist, müsste folgende Generalisierung ernsthaft geprüft werden: Wenn es in einer Sprache neben nicht-peripheren Kasus auch periphere Kasus gibt und wenn es in der Sprache Adpositionen gibt, dann können in adpositionaler Umgebung periphere Kasus vorkommen. Anders gesagt: Adpositionen können nur periphere, periphere und nicht-periphere, aber nicht ausschließlich nicht-periphere Kasus regieren, wo immer periphere Kasus und Adpositionen in der gleichen Sprache vorkommen. Dahinter kann eine enge Zusammengehörigkeit von Adpositionen und peripheren Kasus vermutet werden. Die empirische Überprüfung dieser Generalisierung steht noch aus, und deshalb kann ich für P+DAT momentan kein allgemeineres Format vorschlagen. Ich will damit aber andeuten, dass dies bei einer seriösen optimalitätstheoretischen Analyse unabdingbar wäre.

Dieser Einwand gegen die OT ist kein prinzipieller; die breitere Überprüfung der typologischen Legitimation von postulierten Constraints ist prinzipell machbar. Wenn man aber leichtfertig Constraints in die Welt setzt, nur weil man sie

gerade für eine konkrete Analyse braucht, verliert die Theorie als Ganzes ihre Aussagekraft.

5.2 Der zweite Einwand hört sich zunächst paradox an. Wir haben nur schon am skizzierten Beispiel gesehen, wie potent die OT ist: Auf vergleichsweise einfache Weise können komplex gesteuerte Grammatikausschnitte nachgebaut werden. Dies ist aber m. E. nicht nur ein Vorteil. Gerade wenn man ad hoc Constraints stipuliert, ist durch bloße Kombinatorik praktisch alles technisch modellierbar. Beispielsweise könnte bei der PDM unter Einbezug der rhythmischen Umgebung eine Grammatik konstruiert werden, die den Dativmarker bei Fokussierung immer setzt und in den anderen Fällen nur dann, wenn der Dativmarker den Zusammenprall von zwei Akzentsilben verhindert (man kann es nachrechnen: EXPLICITNESS >> P+DAT / DON'T PROJECT >> *CLASH). Weitere Faktoren könnten in das Ranking eingebaut werden, so dass eine Unmenge Grammatiken mit subtilsten Voraussagen erzeugt werden kann. Die Sache hat aber den Haken, dass solche Kontraste empirisch gar nicht mehr nachweisbar wären. Das technische Instrument ermöglicht also Voraussagen, die niemals eine beobachtbare Realität abbilden. Durch die ins Unendliche ausufernde Vielzahl an möglichen Voraussagen werden diese letztlich trivialisiert (wenn ein Apparat alles voraussagen kann, sagt er nichts mehr voraus).

5.3 Gerade in der Areallinguistik scheint es vorteilhaft, die gleichen Constraints rearrangieren zu können und dadurch Ähnlichkeiten und Kontraste zwischen den verglichenen Systemen zu erzeugen. Problematisch ist aber, dass dabei einiger Ballast an Constraints anfällt, der für die Analyse einer konkreten Grammatik unnötig ist. Der Typ D von den vier exemplarischen Grammatikausschnitten (Zürich / Kloten, ohne PDM) kommt bestens ohne die beiden involvierten Beschränkungen aus. Der Anlass, diese Beschränkungen überhaupt zu verwenden, liegt darin, dass andere Systeme ihre Existenz nahelegen. Weil sich grammatische Systeme nach OT nur in der Hierarchisierung, aber nicht im Bestand der Constraints unterscheiden, ist man gezwungen, die gleichen Constraints auch in Systeme zu schleppen, wo sie zur Analyse gar nichts beitragen. Die Aussage, die hinter dem Tableau von System D steckt (vgl. §4), ist hochgradig trivial: Das Tableau bedeutet lediglich, dass es die PDM nicht gibt, was aber durch Rearrangement der bereits postulierten Constraints abgebildet werden muss.

5.4 Summa: Die OT stellt ein ungeheuer leistungsfähiges Instrument zur Verfügung, das qualitativ neue Voraussagen erzeugt, v. a. im Bereich der Optionalität[158]. Die Gefahren sind indes ebenfalls enorm hoch: In der konkreten Anwen-

158 Eine neuartige, äußerst viel versprechende Perspektive zur formalen Modellierung von Optionalität bietet die Stochastische Optimalitätstheorie, vgl. P. Boersma (1997), J. Bresnan / A. Deo (2001) oder J. Bresnan / S. Dingare / C. Manning (2001). In der Stochastischen OT werden Beschränkungen auf einer kontinuierlichen Skala mit mehr oder weniger großen Überlappungen angeordnet. Angenommen, eine Beschränkung A sei auf der Skala höher angeordnet als eine Beschränkung B. Wenn A und B weit auseinander liegen und sich

dung müssen viele Wohlgeformtheitsbeschränkungen ad hoc stipuliert werden, so dass die Analyse letztlich ihre eigene Aussagekraft selbst untergraben kann.

7.4 Kasus, Diskurs und Ikonizität

1. Im letzten Kapitel habe ich eine strukturelle Erklärung für die Insertion des Dativmarkers vorgeschlagen, dergestalt, dass oberdeutsche Dative vorzugsweise in präpositionaler Umgebung stehen und der Dativmarker als ein präpositionales Expletiv diese Umgebung schaffen kann in den Fällen, wo nicht ohnehin schon eine echte Präposition da steht. Wir haben dann festgestellt, dass die PDM eher eingesetzt wird, wenn die dativische Konstituente fokussiert wird. Diese auffällige Auftretensasymmetrie soll nun funktional motiviert werden.

2. Die Interaktion zwischen Kasusmarkierungsstrategie und Diskursfunktion ist typologisch außerordentlich interessant. Es handelt sich beim Dativmarker ja nicht einfach um eine Fokuspartikel, die allein schon beim Vorliegen von Fokus eingesetzt werden kann. Vielmehr müssen in den Dialekten mit fokussensibler PDM dem Dativmarker zwei Funktionen zugeschrieben werden – (a) präpositionaler Satellit des Dativs und (b) Realisierung der Diskursfunktion Fokus – so dass der Lexikoneintrag heißen muss:

i	∈ P P-FORM /ɪ/ (↑CASE) = DAT (↑DF) = FOC

3. Morpheme, die gleichzeitig Kasusfunktionen und Diskursfunktionen realisieren, sind im Sprachvergleich nicht einmal besonders exotisch. Auffällig ist dies allerdings in einer mitteleuropäischen Sprache, was aber wohl auch damit zusammenhängen kann, dass die Sprachtypologie mit Mitteleuropa in erster Linie die kodifizierten Kultursprachen assoziiert. (Immerhin ist die eher spärliche Berücksichtigung von dialektalem Material ein Stück weit auch verzeihbar: Häufig liegen ja nicht einmal zuverlässige Beschreibungen der typologisch interessanten Phänomene vor.)

somit nur geringfügig überlappen, ist die Wahrscheinlichkeit minim, dass in einer konkreten Evaluation A durch B dominiert wird. Wenn aber A und B auf der Skala nah beieinander liegen, kann mit erhöhter Wahrscheinlichkeit auch ein Kandidat die Evaluation bestehen, der B und nicht A erfüllt. Die Stochastische OT ermöglicht es also nicht nur, mehrere Optionen als grammatisch zu evaluieren (wie bei der Kopplung in der klassischen OT), sondern auch, Präferenzrichtungen zwischen mehreren grammatischen Optionen zu simulieren. Außerdem könnte die Stochastische OT eine Synthese bilden zwischen den beiden in 7.3.1, §4 vorgeschlagenen Beschreibungsinstrumenten, der präferenziellen (kontinuierlichen) Skala und der Hierarchisierung von Wohlgeformtheitsbeschränkungen (klassische OT). Vgl. auch Hayes (2000) für einen ähnlichen Ansatz innerhalb der OT.

Markierungen mit Kasusfunktion, deren Auftreten auch an diskursfunktionale Gegebenheiten geknüpft ist, finden sich beispielsweise in folgenden Sprachen:

3.1 Im gesprochenen Birmanischen (vgl. U. Kölver 1985; Ch. Lehmann 1995, S. 117) werden zentrale Partizipanten (Subjekt, direktes Objekt, indirektes Objekt) im Normalfall nicht speziell markiert. Auch fehlen Kongruenzmorpheme am Verb. Die Grundwortstellung ist SOV, wobei andere Abfolgen aber ebenfalls möglich sind:

(Birmanisch)
amei păwa hya-pa-te
Mutter Taschentuch suchen-HON-FIN
'Die Mutter sucht ein Taschentuch.'
(U. Kölver 1985, S. 199)

păwa amei hya-pa-te
Taschentuch Mutter suchen-HON-FIN
'Ein Taschentuch sucht die Mutter.'
(U. Kölver 1985, S. 199)

Wenn nun das Subjekt kontrastiv fokussiert ist, wird an dieses *-ká* affigiert. Wenn das direkte Objekt kontrastiv fokussiert ist, wird an dieses *-kou* affigiert:

amei-ká păwa hya-pa-te
Mutter-SU Taschentuch suchen-HON-FIN
'Die *Mutter* sucht ein Taschentuch.' (U. Kölver 1985, S. 204)

amei păwa-kou hya-pa-te
Mutter Taschentuch-DO suchen-HON-FIN
'Die Mutter sucht ein *Taschentuch*.' (U. Kölver 1985, S. 205)

Außerdem wird *-kou* auch dann an das direkte Objekt affigiert, wenn dieses belebt ist. In diesem Fall ist „nicht notwendig ein Kontrast impliziert" (U. Kölver 1985, S. 205):

amei amá-kou hya-pa-te
Mutter ält._Schwester-DO suchen-HON-FIN
'Die Mutter sucht die ältere Schwester.' (U. Kölver 1985, S. 205)

Damit kodieren die Marker gleichzeitig Kasusinformation und Fokus:

> „Diese Funktion [Kontrastfokus] tritt also hier n i c h t [...] a n s t e l l e von Aktantenrollen ein, sondern sie kommt zu diesen Rollen h i n z u : sie bedient sich geradezu der schon vorgegebenen Relationen, indem sie den Kontrast in Gestalt expliziter Kennzeichnung von Relationen zwischen Verb und Argumenten ausdrückt. [...]

> Die birmanischen Fokusmarkierungen zeichnen sich also dadurch aus, daß sie mit den grammatischen Satzrelationen konvergieren. Damit [...] unterscheiden sie sich, innerhalb des birmanischen Sprachsystems selbst, von den dort ausgeprägten Topikalisierungspartikeln, wie etwa *-tó*, mit der jede beliebige nominale Satzkonstituente als Thema ausgezeichnet werden kann" (U. Kölver 1985, S. 208f; Hervorhebung im Original).

Die Parallele zum Dativmarker im Oberdeutschen ist ganz offensichtlich: Sowohl im Oberdeutschen als auch im Birmanischen haben wir es mit optionalen Kasusmarkierern zu tun, die vorzugsweise unter (Kontrast-) Fokus auftreten.

3.2 Auch ein japanischer Grammatikausschnitt kann gut in diesen Zusammenhang gestellt werden. Im Japanischen werden Kasusrelationen durch Postpositionen (oder sind es Suffixe?) kodiert: Subjekt *-gá*, Objekt *-ó*, Dativ *-ní*, Lokativ *-dé*, Direktional *-é* usw. In den peripheren Kasus können die Kasuszeichen zusammen mit dem Topik-Marker *-wa* vorkommen: Dativ + Topik = *-níwa*, Direktional + Topik = *-éwa* (S. Martin 1988, S. 53; G. Bossong 1989, S. 35). Wenn aber Subjekt oder Objekt topikalisiert sind, erscheinen (zumindest im modernen Japanischen) nicht wie erwartet **-gáwa*, **-ówa*, sondern in beiden Kasusfunktionen nur *-wa*. Das heißt, die pragmatische Markierung (*-wa*) greift direkt ein in die Kodierung von Kasusrelationen.

3.3 Analog verhält sich auch das moderne Koreanische. Der Topik-Marker *-nŭn ~ -ŭn* wird bei peripheren Kasus an das Kasuszeichen angefügt, z. B. Direktional *-ro ~ -ŭro*, Direktional+Topik = *-ronŭn ~ ŭronŭn*. Aber die Kasusmarkierer für Subjekt und Objekt sind mit dem Topik-Marker inkompatibel (vgl. G. Bossong 1989, S. 38).

C. Schütze (erscheint) erwähnt einen weiteren Fall von Ineinandergreifen von Kasusmarkierung und diskursfunktionaler Markierung im Koreanischen. Das Nominativ-Morphem *-ka ~ -i* erscheint zwar erwartungsgemäß bei der Markierung des Subjekts (und anscheinend auch beim Objekt, GS):

(Koreanisch) *nay-ka* *paym-i* *mwusepta*
I-NOM snake-NOM fearful
'I am afraid of snakes' (C. Schütze (erscheint), S. 1)

Daneben kommt es aber auch nach anderen Kasusmarkierern vor:

na-eykey-ka paym-i mwusepta
I-DAT-NOM snake-NOM fearful
'I am afraid of snakes' (C. Schütze (erscheint), S. 1)

ecey-pwuthe(-ka) nalssi-ka cohaciessta
yesterday-from(-NOM) weather-NOM good.became
'From yesterday the weather became good.'
(C. Schütze (erscheint), S. 7)

-ka ~ -i erscheint auch dann beim Subjekt, wenn dieses bereits mit einem andern Morphem kasusmarkiert ist (*kkeyse*):

sensayngnim-tul-kkeyse-man(-i) kulen il-ul hasipnita
teacher-PL-HON.NOM-only(-NOM) that.kind work-ACC do
'Only teachers do such work.' (C. Schütze (erscheint), S. 8)

Schütze argumentiert, dass *-ka ~ -i* neben der Kasusfunktion NOM auch die diskurspragmatische Funktion Fokus kodieren kann, indem es an andere Kasusmorpheme angefügt wird. Das zeigt sich besonders deutlich in kontrastiven Kontexten (und außerdem daran, dass *-ka ~ -i* nicht mit Topikalität vereinbar ist):

[Swunhi seems to like Chelswu.]
aniya, Yengi-eykey-ka Chelswu-ka coha
no (name)-DAT-NOM (name)-NOM likes
'No, Yengi likes Cheswu.' (C. Schütze (erscheint), S. 11)

Im koreanischen *-ka ~ -i* ist das Ineinandergreifen von Kasusfunktion und Diskursfunktion also wiederum auf eine andere Weise instanziiert: *-ka ~ -i* realisiert entweder Kasusfunktion oder Diskursfunktion. Kasus- und Diskursfunktion sind nicht akkumuliert – wie es etwa im Birmanischen oder beim oberdeutschen Dativmarker der Fall ist –, sondern komplementär verteilt (NOM direkt am nominalen Stamm, FOC hinter einem weiteren Kasusmarker). C. Schütze kommt zum Schluss, dass

> „more generally, the non-case uses of case particles in Korean can be seen as instances of the widespread phenomenon whereby the presence versus absence of case morphemes often reflects semantic features other than those that are part of the case system per se" (C. Schütze (erscheint), S. 35).

3.4 Für einige Papua-Sprachen (Agarabi, Angaatiha, Anggor, Narak, Yessam-Mayo, Waris) erwähnt C. Whitehead (1981), S. 50 den optionalen Einsatz von Kasusmarkierern:

> „There are two types of such optional markings: (i) that which occurs on Agent and/or Actor [...] and that which occurs on Recipient, Patient, and in some languages, Beneficiary (Waris, Anngor, Yessan-Mayo, Narak, Agarabi and Angaatiha). [...] The markers which occur with Patient, Re-

cipient and Beneficiary NPs are frequently labelled or described as emphasis or focus markers" (C. Whitehead 1981, S. 50).

In Fore wird der Ergativ-Marker *-wama* im transitiven Satz dann eingesetzt, wenn die Actor[+A]-vs.-Undergoer[–A]-Verteilung vom Weltwissen aus betrachtet unerwartet ist und die Markierungen am Prädikatskern nicht desambiguierend sind (W. Foley (Ms.)):

(Fore) *yaga: -wama wá a- -egú -i -e*
pig -ERG man 3SG -hit -3SG -DECL
[+A] [–A]
DAT NOM
'pig attacks man' (W. Foley (Ms.), S. 21)

Im „Normalfall" wird *-wama* nicht eingesetzt:

yaga: wá a- -egú -i -e
pig man 3SG -hit -3SG -DECL
[+A] [–A]
DAT NOM
'man hits pig' (W. Foley (Ms.), S. 21)

Der Marker kommt auch bei intransitiven Verben vor (kein Bsp.). William Foley teilt mit[159], dass die Grundfunktion des Markers in der Diskursfunktion liegt: *-wama* markiert Elemente, die der (vermuteten) Hörererwartung entgegenlaufen, und kann so beispielsweise auch ein neues Discourse Topic etablieren. Die desambiguierende Markierung des Actors im transitiven Satz kann als éine mögliche Realisierung dieser Diskursfunktion gesehen werden. Somit liegt uns hier eine Diskurspartikel vor, die im transitiven Satz auch kasusähnliche Funktionen (ERG) ausüben kann.

3.5 In der neuiranischen Sprache Gazi wird das definite Objekt durch die Postposition *-(r)ā* markiert (G. Bossong 1985). Unter bestimmten diskurspragmatischen Bedingungen kann das Objekt durch verbale Kongruenzaffixe zusätzlich markiert werden:

> „Die Personalsuffixe, die wie üblich positionell frei sind, beziehen sich nicht selten 'redundant' auf das im selben Satz vorkommende markierte Objekt. [...] Eine solche 'redundante' Kennzeichnung des Objekts sowohl beim Objekt selbst als auch beim Verbum ist im Gazi, wie in so vielen Sprachen, pragmatisch markiert. [...] Eine solche Charakterisierung verweist auf Herausarbeitung des thematisch-rhematischen Reliefs durch durch Topikalisierung des Objekts, das nicht nur durch das Objektgrammem selbst, sondern auch durch das kongruierende Verbalaffix 'exkorporiert' wird" (G. Bossong 1985, S. 45f).

159 6. Sommerschule der Deutschen Gesellschaft für Sprachwissenschaft DGfS, 31. 8. - 11. 9. 1998, Universität Mainz, Kurs „Comparative grammar of Papuan languages".

Beispiel (ACC' = markierter Akkusativ):

(Gazi) *xārāī vače-xud-ā ma-š-kuš*
Unsinn Kind-selbst-ACC' NEG:IMPER-3:SG:OBJ-töte
'Töte dein Kind nicht umsonst!' (G. Bossong 1985, S. 47)

4. Rein diskurspragmatische sind nicht die einzigen außersyntaktischen Faktoren, die die Wahl von Kasuskodierungsoptionen steuern. Die Markierungsstrategie von (direkten) Objekten ist in vielen Sprachen der Welt nach semantischen und/oder referenziellen Merkmalen differenziert (differenzielle Objektmarkierung, vgl. G. Bossong 1985, G. Bossong 1998). Dabei spielen zwei sich überkreuzende implikative Skalen eine Rolle: die Belebtheitshierarchie und die Referentialitätshierarchie.

Im Türkischen ist die Markierung des direkten Objekts nach Referentialität differenziert. Nicht-spezifischen Objekten fehlt eine eigene morphologische Markierung der Objektsfunktion:

(Türkisch) *Hasan bir öküz aldı*
Hasan a ox bought
'Hasan bought an ox.' (B. Comrie 1989, S. 132)

Wenn aber das Objekt +spezifisch ist, wird es akkusativisch markiert:

Hasan bir öküz-ü aldı
Hasan a ox-ACC bought
Hasan bought a [particular, GS] ox.' (B. Comrie 1989, S. 135)

Im Russischen ist Belebtheit für die Wahl der Kodierungsstrategie ausschlaggebend. Maskulina in Objektsfunktion werden im Subjektkasus (Nominativ) kodiert, wenn sie nicht belebt sind; sie werden im Genitiv kodiert, wenn sie +belebt sind:

(Russisch) *fil'm, kotor-yj ja uže často videl*
Film:m REL.PRON-Nsm ich schon oft sehen:IP:PST:3sm
'ein/der Film, den ich schon oft gesehen habe'

student, kotor-ogo ja uže často videl
Student:m REL.PRON-Gsm ich schon oft sehen:IP:PST:3sm
'ein/der Student, den ich schon oft gesehen habe'

Ich komme zur funktionalen Motivierung der differenziellen Objektmarkierung und mögliche Parallelen zur PDM zurück (7.4, §7).

5. Bilanz: Wir haben an verschiedenen Beispielen gesehen, dass Kasusmarkierung nicht immer nur Aktantenrollen reflektiert, sondern auch mit außersyntaktischen Gegebenheiten assoziiert sein kann. Neben semantischen Merkmalen (Belebtheit, Definitheit, Spezifizität) greifen auch diskursfunktionale Merkmale (Topik, Fokus) in die Kasuskodierung ein. Damit kann die PDM in ihrer fokussensiblen Ausprägung in einen weiteren typologischen Zusammenhang gestellt werden: Auch bei der PDM überschneiden sich Kasusmerkmale mit diskurspragmatischen Größen, insofern als der Dativmarker gleichzeitig mit der Kasuskategorie Dativ und der Diskurskategorie Fokus assoziiert ist.

Zunächst soll nun der Frage nachgegangen werden, ob ein Zusammenhang zwischen dem höherem Kodierungsaufwand bei der PDM und der Diskursfunktion dieser Kodierung funktional motiviert werden kann. Anschließend wird der Befund auf die spezifischen Gegebenheiten beim indirekten Objekt bezogen.

6. Bei der PDM (in ihrer fokussensiblen Ausprägung) stehen zwei Kodierungsoptionen nebeneinander zur Verfügung, bloße dativische Nominalphrase und präpositionale Markierung. Letztere Kodierungsoption involviert mehr phonologisches Material und mehr strukturelle Komplexität. Diese aufwendigere, auch explizitere Kodierungsoption wird dann eingesetzt, wenn auf der dativischen Konstituente der Informationsschwerpunkt der Äußerung liegt. Mehr informationsstrukturelle Wichtigkeit korreliert also mit mehr Kodierungsaufwand. Dieses Verhältnis ist ikonisch. Es ist ikonisch motiviert, wenn Information, die in den Vordergrund rückt, mit mehr Material kodiert wird, und solche, die in den Hintergrund rückt, mit weniger Material kodiert wird:

> „Morphological complexity is [...] an economically motivated measure of pragmatic familiarity. [...] There is a powerful tendency in languages [...] to give reduced expression to the familiar and predictable" (J. Haiman 1985, S. 150).

Der prinzipiell gleiche Mechanismus steckt auch hinter der Zuweisung von Hauptsatzakzenten. Auch die prosodische Hervorhebung von fokussierten Elementen kann als eine Ausprägung von höherem Kodierungsaufwand gesehen werden, welcher die höhere diskursfunktionale Prominenz des betreffenden Elements sehr direkt abbildet:

> „The interpretation of sentence prosody in terms of communicative intentions is based on the notion of a correlation between prosodic prominence and the relative communicative importance of the prosodically highlighted element, the prosodic peak pointing to the communicatively most important element in the utterance. Prosodic marking is thus in an important sense iconic, since it involves a more or less direct, rather than purely symbolic, relationship between meaning and grammatical form"
> (K. Lambrecht 1994, S. 242).

Dass morphologische Markierungen, die optional sind, vorzugsweise dann eingesetzt werden, wenn diskursfunktionale Prominenz vorliegt, ist eine so grundlegende und intuitiv plausible Korrelation, dass wir erwarten, sie auch bei anderen Kategorien als bei Kasus anzutreffen. Das ist auch tatsächlich der Fall:

In Bambara werden von stativen Verben Adjektive abgeleitet, indem *-man* affigiert wird, z. B.: *bìlen* 'rot_sein' => *bìlen-man* 'rot' (M. Bergelson 2000, S. 4); Bsp.:

(Bambara) *nǐn tablò ká bìlen*
this table STAT red
'this table ist red' (M. Bergelson 2000, S. 4)

nǐn tablò bìlen(-mán) ka bèlebəle
this table red-ADJ STAT big
'this red table is big' (M. Bergelson 2000, S. 4)

Nun ist der Marker *-man* aber optional. Er tritt nur auf, wenn die Bedeutung des Adjektivs in den Vordergrund gerückt ist (und damit den Mitteilungsschwerpunkt bildet). Dies ist nicht der Fall in:

(Bambara) *nɔ́nɔ gonì ká ɲì dén` bànabatɔ́ mà*
milk warm STAT good child ill-PART POSTPOS
'milk is good for a/the sick child'
(M. Bergelson 2000, S. 4)

Dagegen erscheint *-man*, wenn das Adjektiv kontrastiv fokussiert ist:

(Bambara) *nɔ́nɔ`gòni-mán tà!*
milk warm-ADJ take
'take the milk which is warm!' (M. Bergelson 2000, S. 4)

Das heißt, je kommunikativ wichtiger das Adjektiv ist, desto expliziter wird es markiert. Diese Korrelation motiviert Mira Bergelson, Moskau, aus Ikonizitätsprinzipien (pers. Mitteilung).

7. Neben dieser ganz allgemeinen ikonischen Übereinstimmung zwischen Informationsschwerpunkt und Kodierungsaufwand gibt es nun noch eine zweite funktionale Motivierung für die Verteilung der beiden Kodierungsoptionen PDM vs. bloßer Dativ, die ganz spezifisch auf die Verhältnisse beim indirekten Objekt abzielt und letztlich ebenfalls auf Ikonzitätsprinzipien zurückgeführt werden kann.

Die thematischen Rollen Rezipient und Benefaktiv sind typischerweise belebt und definit. Wenn ein dritter Partizipant im Spiel ist, etwa ein Patiens, ist ihre Diskursfunktion im Normalfall Secondary Topic, wobei das Agens Primary Topic und das Patiens Fokus ist (vgl. T. Givón 1985, G. Bossong 1986). Mit dieser

Verteilung gehen verschiedene Sprachen nun verschieden um. Im Deutschen reflektiert die Distinktion zwischen direktem (Akkusativ-) Objekt und indirektem (Dativ-) Objekt verhältnismäßig direkt die semantischen Verhältnisse. Die pragmatische Verteilung der beiden Objekte – Einsatz als Secondary Topic oder als Fokus – kann durch die freie Positionierbarkeit der Objekte angepasst werden. Dabei ist die Position unmittelbar nach der linken Satzklammer mit Secondary Topic, die Position vor der rechten Satzklammer mit Fokus assoziiert. M. a. W.: In der Secondary-Topic-Position kann je nach Informationsstruktur entweder das direkte Objekt (im Akkusativ) oder das indirekte Objekt (im Dativ) stehen.

In anderen Sprachen ist aber das Secondary Topic so weit grammatikalisiert, dass das Secondary Topic möglichst einheitlich als direktes (oder besser: primäres) Objekt kodiert wird (Ausgangspunkt ist dabei, dass im monotransitiven Satz das direkte Objekt eher zu Topikalität tendiert als weitere, oblique Partizipanten). Die pragmatische Funktion wird also verbindlich mit der morphosyntaktischen Kodierung assoziiert: Wenn ein Partizipant als Secondary Topic eingesetzt werden soll, wird er möglichst als direktes (primäres) Objekt kodiert. Wenn es sich dabei um ein REC/BEN-Objekt handelt, erscheint dieses im ditransitiven Satz in der gleichen Kodierung wie ein PAT-Objekt im monotransitiven Satz. In solchen Sprachen gibt es folglich nicht einen Gegensatz direktes vs. indirektes Objekt, sondern primäres vs. sekundäres Objekt (M. Dryer 1986). So wird beispielsweise im Palauischen das PAT-Objekt des monotransitiven Satzes durch ein Kongruenzaffix am Verb und postverbale Position kodiert:

(Palauisch)	Subjekt		V-Komplex	Primärobj. (PAT)
	a Droteo	*a*	*cholẹbẹdẹ-tẹrir*	*a rẹ-ngalẹk*
	DET (name)	DET	hit-3PL	DET PL-child

'Droteo is going to hit the children'
(M. Dryer 1986, S. 816)

Im ditransitiven Satz kongruiert das Verb nun mit dem REC/BEN-Objekt:

Subjekt	V-Komplex	Primärobj. (REC)	Sekundärobj. (PAT)
ak	*m-il-s-tẹrir*	*a rẹ-sẹchẹl-ik*	*a hong*
I	V-PST-give-3PL	DET PL-friend-my	DET book

'I gave my friends a book' (M. Dryer 1986, S. 816)

Die Affinität des indirekten Objekts (REC/BEN-Objekt) zur Diskursfunktion Secondary Topic kann nun auf die Auftretensasymmetrien der PDM bezogen werden. Es ist der Normalfall, dass ein indirektes Objekt nicht Fokus ist. Und es ist der Spezialfall, wenn ein indirektes Objekt Fokus ist. In Dialekten mit fokussensitiver PDM wird der Spezialfall aufwendiger kodiert als der Normalfall, indem ausgerechnet unter Fokus der Dativmarker eingesetzt wird. Es ist ein Spezifikum des indirekten Objekts, normalerweise nicht Fokus zu sein, und der davon abweichende Fall wird prompt auch aufwendiger markiert. Das ist konstruktionell ikonisch: mehr Kodierung für den markierten Fall als für den

Normalfall. Der gleiche Sachverhalt, nur etwas anders betrachtet: Normalfälle sind frequenter als Spezialfälle. Wenn zwei Kodierungsstrategien zur Verfügung stehen, eine aufwendige und eine weniger aufwendige, ist es eine Frage der Ökonomie, dass die weniger aufwendige für den Normalfall eingesetzt wird.

Die Entwicklung eines Primär- vs. Sekundärobjektsystems einerseits und die PDM andererseits sind zwei deutlich verschiedene Reflexe desselben kausalen Mechanismus, nämlich der Affinität des indirekten Objekts (bzw. REC/BEN) zur Diskursfunktion Secondary Topic.

Andererseits wird in der ikonischen Verteilung von mehr oder weniger markierten Exponenten auf mehr oder weniger markierte Fälle eine Parallelität der PDM zur differenziellen Objektmarkierung sichtbar. In Sprachen, welche die Objektkodierungsstrategien nach semantischen/referenziellen Merkmalen differenzieren, treten spezielle (d. h. nicht-nominativische) Markierungen der Objektsfunktion vornehmlich bei definiten und/oder belebten Objekten auf; umgekehrt ausgedrückt: Wir erwarten das Fehlen einer speziellen Markierung eher bei nicht-belebten bzw. nicht-definiten Objekten. Wenn wir nun davon ausgehen, dass ein (direktes) Objekt normalerweise einen nicht-belebten und/oder nicht-definiten Referenten hat, dann sind es die Spezialfälle (belebtes und/oder definites Objekt), die speziell markiert werden. Somit steckt hinter der differenziellen Objektmarkierung und der PDM das gleiche Prinzip, Ikonizität, aber mit ganz verschiedenen Resultaten, die darin begründet sind, dass die typischen semantisch-pragmatischen Spezifika eines indirekten Objekts andere sind als jene eines direkten Objekts.

8 Wie ist die PDM entstanden?

8.1 Die Entstehung der PDM als Reanalysevorgang

1. In der dialektologischen Literatur sind zur Entstehung der PDM drei Hypothesen vorgschlagen worden:

(a) Grammatikalisierung der lokalen / direktionalen Präpositionen *in* bzw. *an* (s. u., §2.);
(b) Vorsetzung eines Personalpronomens (s. u., §3);
(c) Reanalyse von Artikelformen als präpositionale Fusionsformen (s. u., §4).

Bei allen drei Hypothesen ergeben sich Probleme, so dass keine von ihnen unbesehen übernommen werden kann. Andererseits leistet die Reanalysehypothese in einigen Punkten ein entscheindendes Erklärungsmehr, so dass eine eigene Herleitung auf diesem Modell basieren und abklären muss, wie die Probleme dieser Theorie gelöst werden können (s. u., §5).

2. A. Pichler-Stainern (1999), S. 78 betrachtet die Entstehung der PDM im Bairischen – mit Bezug auf Ch. Lehmann (1995), S. 109ff – als Resultat der Grammatikalisierung von direktionalen Präpositionalphrasen zum indirekten Objekt. Kopf der Präpositionalphrase war ahd. *in*, dessen Bedeutung noch im Mittelhochdeutschen „um Einiges vielfältiger" war als im Neuhochdeutschen (A. Pichler-Stainern 1999, S. 78). Einwände gegen A. Pichler-Stainerns Hypothese habe ich bereits eingebracht (5.8, §2); sie müssen hier nicht noch einmal ausführlich wiederholt werden: Eine Präpositionalphrase mit *in* als Kopf ist nur dann direktional (und somit ein möglicher Input für den Grammatikalisierungsvorgang), wenn *in* Akkusativ regiert. Wenn direktionale Präpositionalphrasen zu Kodierungen des indirekten Objekts grammatikalisiert worden wären, hätten wir als Resultat *in* + Akkusativ und nicht *in* + Dativ.

3. In einigen Arbeiten werden als Ausgangspunkt für die Entwicklung der PDM dativische Personalpronomen mit apponiertem Nomen angenommen (Typus *ich habe es ihm, Vater, gesagt*). Auch die Grammatik des Frühneuhochdeutschen (VII/1988, S. 206) erwähnt *im* mit Dativartikelfunktion und zieht in Betracht, dass es sich hierbei um das Personalpronomen mit apponiertem Nomen handle. Die Probleme, die diese Theorie stellt, habe ich schon in Kap. 3.6, §2 (Schwäbisches Wörterbuch, VI/2, Sp. 1735; Badisches Wörterbuch, I, Sp. 463a) und 4.6, §5 (F. J. Stalder 1819, S. 79f) ausgeführt. Das Kernproblem besteht darin, dass (a) zwischen Maskulinum und Femininum, (b) zwischen Dativ und anderen Kasus und (c) zwischen präpositionalem und nicht-präpositionalem Dativ idiosynkratische Asymmetrien angenommen werden müssen:

ad (a): Warum soll es *ihm, Vater* geheißen haben (was sich rezent in *im vatter* fortsetzt), aber nicht auch **ihr, Mutter*? Warum soll im Maskulinum der Artikel jeweils ausgefallen sein (*ihm, (*dem) Vater*)? ad (b): Warum soll es nicht auch **er, Vater*, **ihn, Vater* (bzw. **sie, Mutter*) geheißen haben – und entsprechend rezent **er vatter* (Nom.), **in vatter* (Akk.), **si muetter*? ad (c): Warum soll es *ihm, Vater* geheißen haben, aber nicht auch * *mit ihm, Vater*?

Wenn man alle diese ungelösten Punkte einmal beiseite lässt, leistet die Appositionshypothese immer noch nicht mehr als die bloße Herleitung der Form *im* als Artikel Dativ Sg. m. Von *im vatter* aus auf *i mim vatter* 'meinem Vater', *i mir* 'mir' usw. zu kommen, ist ohne Reanalyse der *im*-Form als fusionale Form <Präposition_Artikel> nicht machbar.

ihm-Schreibungen für den Dativartikel können m. E. viel plausibler erklärt werden, wenn man umgekehrt davon ausgeht, dass in den entsprechenden Dialekten der Artikel bereits zu *im*, *m̩* u. ä. abgeschwächt ist und diese Formen dann sekundär von den Schreibern als Personalpronomen notiert werden (so auch O. Behaghel (1923), I, S. 37: „Es liegt hier eine falsche Übertragung aus der Schriftsprache vor").

4. Die Reanalysehypothese nimmt sich als Ausgangpunkt die Artikelformen, die lautlich mit Amalgamen aus Präposition und Dativartikel übereinstimmen, also etwa (elsässisch) *im* 'dem' / 'in_dem', *imə* 'einem' / 'in_einem', *inərə* 'einer' (Dsf) / 'in_einer'. Diese Formen setzen zunächst die bloßen Artikelformen direkt fort und fallen – mehr oder weniger zufällig – lautlich mit präpositionalen Amalgamen zusammen. Die Formen des Typs *im* (bzw. *am*) 'dem' werden selbst als präpositionale Amalgame uminterpretiert ('in_dem' bzw. 'an_dem'). Von hier aus wird die Kookkurrenz von Dativformen mit einem präpositionalen Element auf weitere Vorkommen generalisiert, und ein präpositionales Element – der Dativmarker – wird aus *im* „herausgeschält". Diese Hypothese wird von der größten Anzahl einschlägiger Arbeiten vertreten; eine ausführlichere Darstellung präsentierte ich bereits unter 2.7, §1, für weitere Erwähnungen vgl. 3.6, §1 und 4.6, §1-3.

Abgesehen davon, dass sich in der Reanalysehypothese keines der oben angesprochenen Probleme anderer Auffassungen stellt, ist sie sehr direkt vereinbar mit einigen unserer Beobachtungen zur Sprachgeographie und zum systematischen Funktionieren der PDM:

(a) Nur in der Reanalysehypothese besteht überhaupt Aussicht, den *an*-Typ und den *in*-Typ des Dativmarkers gleich herzuleiten. Genau das ist erwünscht, da außer der Lautform kein systematischer Unterschied zwischen *an*- und *in*-PDM festgestellt werden kann.
(b) Wenn Artikelformen, die mit präpositionalen Amalgamen homophon sind, den Ausgangspunkt und damit eine notwendige Voraussetzung für das Entstehen der PDM auch in anderen Vorkommenstypen bilden, dann würden wir in arealer Hinsicht erwarten, dass solche Formen (*am* / *im* 'dem' usw.) ein

größeres Verbreitungsgebiet besitzen als die PDM auch bei anderen Formen. Genau das ist auch der Fall.

(c) Wenn außerdem das Vorhandensein von dentallosen Formen des definiten Artikels Dativ Sg. m. (*əm, im, am, in, an*) – wie auch immer sie entstanden sein mögen – eine notwendige Voraussetzung für die Entwicklung der PDM sind, würden wir erwarten, dass die PDM nicht nachgewiesen werden kann in Gebieten, wo dentalhaltige Formen auftreten. Im Oberdeutschen betrifft das nur das Höchstalemannische. Tatsächlich ist die PDM im Wallis ganz ausgeschlossen, ebenso bei den Bündner Walsern und im Berner Oberland. In den südlichen Sprachinseln kommen zwar präpositionale Kodierungen des indirekten Objekts vor, die sich aber strukturell von der eigentlichen PDM deutlich unterscheiden und aus kontaktsprachlicher Interferenz heraus erklärt werden müssen. In Freiburg (Schweiz) treten ebenfalls präpositionale Marker auf, deren Grammatik aber eine deutlich andere ist als jene der PDM; ihre Entstehung ist unabhängig von der PDM auf ganz anderem Weg zu motivieren (vgl. 4.5.5). Es ist somit zutreffend, dass das Verbreitungsgebiet der PDM eingeschlossen ist in eine Zone, wo der definite Artikel Dativ Sg. m. nicht dental anlautet.

(d) Wenn Artikelformen den Ausgangspunkt für die Entwicklung der PDM bilden, dann würden wir als synchronen arealen Reflex erwarten, dass der Dativmarker vor Artikel eher und in einem umfangreicheren Gebiet gesetzt wird als vor jedem anderen Determinativ. Das ist auch tatsächlich der Fall.

(e) Allgemeiner betrachtet ist die unter 6.3.3 vorgeschlagene Analyse, die den Dativmarker eng an einzelne Dativformen von Determinativen knüpft, vereinbar mit einer diachronen Herleitung, die den Ausgangspunkt der Entwicklung ebenfalls in einzelnen Formen ansetzt. Dass die PDM überhaupt auf verschiedene Determinative sensibel reagiert (vgl. 7.2.2), kann mit einer sehr wortformenorientierten Entstehungstheorie in Einklang gebracht werden.

Insgesamt scheint es mir vor diesem Hintergrund sicher, dass reanalysierbare Artikelformen historisch das Scharnier bilden von PDM-freier zu PDM-haltiger Morphosyntax.

5. Nun birgt die „klassische" Reanalysehypothese der diaektologischen Literatur freilich auch einige Probleme. Der lautliche Zusammenfall von Artikelformen und präpostionalen Amalgamen ist notwendiger Bestandteil und der zentrale Mechanismus in dieser Theorie. Dabei muss aber genauer geprüft werden, ob und ggf. wie ein lautlicher Zusammenfall von Artikelformen und präpositionalen Amalgamen diachron hergeleitet werden kann (in Konsonantismus und Vokalismus). Zum anderen stellt sich die Frage, wie es denn systematisch motiviert werden kann, dass überhaupt eine Reanalyse dieser Formen stattfindet (und nicht beispielsweise einfach ausbleibt); I. Dal (1960) fasst Bedenken an der „klassischen" Reanalysehypothese folgendermaßen zusammen:

> „[Es] ist dieselbe Erklärung, die überall wiederkehrt, ohne dass irgend ein Versuch gemacht wird, aufzuweisen, wie diese zufällige Homonymie von zwei Wörtern [*im* = 'dem' und *im* = 'in_dem'], die selten in gleichen Verbindungen erscheinen, so auffällige Folgen im Formensystem erzeugen könnte"[160] (I. Dal 1960, S. 191).

Ich werde im Folgenden eine modifizierte Variante der Reanalysehypothese vorschlagen, in welcher diese Probleme auf einen einheitlichen Erklärungsmechanismus zurückgeführt werden können.

6. Beim definiten Artikel Dativ Sg. m. muss zunächst der Verlust des anlautenden Dental von mhd. *dëm* > *əm* u. ä. erklärt werden. A. Weber (1964) und W. Marti (1985) erklären den Dentalverlust folgendermaßen:

> „Der Verlust des anlautenden *d* von „dem" ist wohl durch falsche Trennung hinter Wörtern mit auslautendem *t, d* zu erklären" (A. Weber 1964, S. 102).

> „[*em, (d)er*] aus falscher Ablösung in viel vorkommenden Verbindungen: *är* [...] *het d/em Vatter* [...] *het d/er Mueter, dihr heit d/em Vatter*"
> (W. Marti 1985, S. 78).

Diese Erklärung befriedigt nicht vollumfänglich, denn schon in mittelhochdeutscher Zeit kommen dentallose Formen des Artikels in postpräpositionaler Enklise vor: *obem* 1280, *uf(f)em* 1270, *am* 1277, *im* 1258, *underm* 1276, *us(s)em* 1409, *vom* 1277, *vorem* 1280, *hinderm* 1403, *bim* 1280, *zem* 1245 (Idiotikon, XIII, Sp. 1191f)[161]. In Fällen wie *ussem, vorem* kann keineswegs eine „falsche Trennung" vorliegen.

Mit D. Nübling (1993), S. 206 und E. Beyer (1963), S. 214 bin ich der Ansicht, dass hier der Ausgangspunkt liegt für die dentallose Form auch des nicht-postpräpositionalen Artikels. Es ist diese an Präposition klitisierte Form, die auch auf die anderen Umgebungen verallgemeinert wurde. D. Nübling (1993), S. 221 konstatiert eine „deutlich höhere Frequenz der präpositional gebunden Form": In ihrem Korpus treten 92% der dativischen Artikel postpräpositional auf! D. Nübling nimmt daher an, dass die (dentallose) Form nach Präposition auf das viel

160 Diese Formulierung war u. a. verantwortlich für meinen Entscheid, das Thema der PDM anzugehen. I. Dal hat m. W. als erste nicht nur die sprachgeographische, sondern auch die strukturelle und typologische Relevanz des Phänomens erkannt.

161 Eine interessante Parallele findet sich beim definiten Artikel Nom./Akk. Sg. n., wo in der Deutschschweiz dentalhaltige Formen *ds* und dentallose *s* vorkommen (SDS, III, Karte 131). Prinzipiell ist die dentalhaltige Form die südlichere, wobei es in der Innerschweiz (SZ, UW z. T.) ein Übergangsgebiet gibt, in dem *ds* und *s* positionell verteilt sind; die dentallose Form steht nach Präposition, sonst die dentalhaltige: *i s huus, uf s tach, dur s chämi* vs. *ds huus, ds tach, ds chämi*. Ob die Präposition dental auslautet oder nicht, ist dabei völlig gleichgültig; der entscheidende Faktor ist, dass der Artikel an die Präposition klitisiert wird (vgl. D. Nübling 1993, S. 204).

seltenere nicht-postpräpositionale Vorkommen übertragen worden ist. Von den beiden Allomorphen – *əm* (nach Präposition) und *dəm* (sonst) – ist das häufigere auf alle Umgebungen generalisiert worden. Somit handelt es sich beim Ausfall des anlautenden *d-* kausal nicht um einen lautgeschichtlichen, sondern um einen morphologischen Prozess.

Ohne Dental anlautende Formen können bereits für Anfang des 14. Jahrhunderts belegt werden:

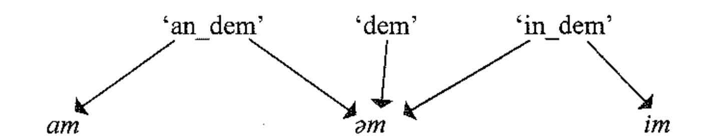
hern Erchenpreht em purkcrave von Gors
(1301, Altenburg; K. Weinhold 1867, S. 376)

7. Problematisch ist der Zusammenfall im Vokalismus, sowohl, wie er im Einzelnen herzuleiten ist, als auch, welche Rolle er bei der Entstehung der PDM überhaupt spielt. Einige Arbeiten schlagen vor, *əm* (und entsprechend die Formen des indefiniten Artikels) habe sich auf rein lautlichem Weg zu *im* bzw. *am* entwickelt (z. B. K. S. Eckner (1975), S. 58f; W. Hodler (1969), S. 456; Idiotikon, I, Sp. 255/290). Allgemein ist von einer „vokalischen Aufwertung" u. ä. des Schwa-Vokals die Rede. Dabei wird aber nicht klar, wodurch denn eine solche vokalische Aufwertung überhaupt verursacht ist.

Erstens ist völlig ausgeschlossen, dass ein rein phonologischer Prozess *əm* zu *im* bzw. *am* entwickelt. Wäre dies der Fall, dann würden andere Artikelformen diesem Prozess ebenfalls unterliegen; beispielsweise müsste der indefinite Artikel Nom. Sg. m. *ən* ebenfalls zu **in* bzw. **an* geworden sein – was aber zumindest im Alemannischen nicht eingetreten ist. Es fragt sich also, warum ausgerechnet die Dativformen davon betroffen sind.

Zweitens ist der entscheidende Mechanismus bei der Entstehung der PDM nicht der lautliche Zusammenfall als solcher, sondern die Tatsache, dass Artikelformen mit präpositionalen Amalgamen identifiziert werden. Es ist keineswegs eine notwendige Konsequenz eines Zusammenfalls zweier Signifiants, dass die ihnen zugeordneten Signifiés gleichermaßen nicht mehr unterschieden sind.

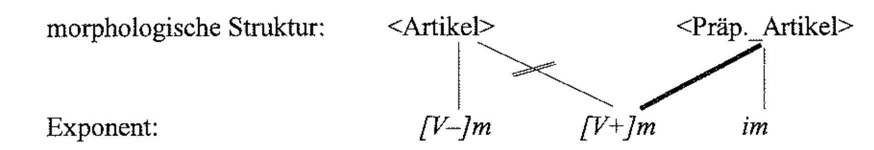
Bleiben wir aber zunächst noch bei der lautlichen Entwicklung und fragen uns, wie weit wir den Zusammenfall ohne Rücksicht auf die morphologische Struktur motivieren können. Eine große lautliche Nähe der Artikelformen zu präpositionalen Amalgamen kann anstatt durch eine „vokalische Aufwertung" ex machina plausibler von der Beobachtung her abgeleitet werden, dass die echten Präpositionen 'an' bzw. 'in' und ihre Amalgame auch lautlich abgeschwächt auftreten können, wie es J. Vetsch (1910, S. 125: *əm mɔrgə, əm sɔmmər* 'am Morgen, im Sommer') oder C. Streiff (1915, S. 56: *æ dər mūr* 'an der Mauer', wie *æ mīr* 'mir') exemplifizieren. Damit ist zumindest einmal gewährleistet, dass zwischen 'dem' und 'in_dem' bzw. 'an_dem' kein scharfer lautlicher Kontrast gezogen werden kann:



əm kann also sowohl 'dem' heißen als auch ein Alternant von 'an_dem' / 'in_dem' sein.

Im Bairischen kann der lautliche Zusammenfall von 'dem', 'an_dem' und 'in_dem' recht gut belegt werden. Die beiden Präpositionen sind häufig gar nicht lautlich unterschieden, d. h. dass 'an' und 'in' beide in *an* bzw. *in* zusammenfallen – wobei auch der Artikel in der entsprechenden Lautform erscheint (vgl. bereits 5.3, §4).

E. Beyer (1963) äußert nun für den lautlichen Zusammenfall eine interessante Vermutung. E. Beyer nimmt an, dass „l'article non précédé d'une préposition était frappé d'un accent tonique un peu plus fort", wodurch der Vokal eine vollere Qualität erhalten müsse, teilweise in Richtung *i*, teilweise in Richtung *a* (S. 214). Ich teile E. Beyers Ansicht nicht, dass hier der Grund für die „vokalische Aufwertung" liegt, die im lautlichen Zusammenfall der Artikelformen mit präpositionalen Amalgamen resultiert. Ich akzeptiere aber, dass zu einem bestimmten Zeitpunkt Artikelformen, die klitisch an eine Präposition angeschlossen sind, phonetisch abgeschwächter realisiert werden als in anderen Positionen, wo kein präpositionaler Host zur Verfügung steht. Das ist zunächst eine rein phonetisch-positionelle Angelegenheit. Der nur artikulatorisch-akustische Kontrast zwischen mehr und weniger abgeschwächten Ausprägungen wird nun aber kategorial interpretiert: Was nach mehr tönt, „ist" auch mehr. Nur noch der abgeschwächtere, postpräpositionale Alternant wird als Exponent ausschließlich des Artikels interpretiert. Der weniger abgeschwächte Alternant wird als „etwas mehr", in dem Fall als präpositionales Amalgam interpretiert. Die Reanalyse besteht also darin, dass der Exponent des bloßen, nicht-postpräpositionalen Artikels mit der morphologischen Struktur der Amalgame assoziiert wird. Ich notiere im folgenden Schema den abgeschwächteren Vokal als *[V–]*, den weniger abgeschwächten als *[V+]*:



8. Der „Clou" der Reanalyse liegt also darin, dass eigentliche Artikelformen mit präpositionalen Amalgamen identifiziert werden, bzw. dass die Formen als zugehörig zu einem ganzen Paradigma von fusionalen Morphen aus Präposition und Artikel interpretiert werden. Das ist im Kern ein morphologischer Vorgang, kein lautlicher, denn Reanalyse involviert immer eine Verschiebung in der Signifiant-Signifié-Zuordnung. Die Rolle von *im* 'in_dem' und *am* 'an_dem' beläuft sich darauf, dass sie das Vorbild für das Reanalyseprodukt abgeben, als Vertreter der „gewünschten" Klasse präpositionaler Amalgame. Dass es überhaupt die beiden

sind, kann durchaus dadurch erklärt werden, dass die lautliche Nähe der Artikelformen zu *an-* und *in*-Amalgamen größer ist als zu irgend einer anderen fusionalen Form. Warum im Einzelnen *an* oder *in* als Dativmarker entwickelt wird, kann nicht restlos geklärt werden. Ich vermute, dass hier der Hintergrund tatsächlich rein lautlicher Natur ist. Wo die Artikelformen lautlich den *an*-Amalgamen näher sind, setzt sich der *an*-Typ des Dativmarker eher durch. Dies lässt sich durch eine interessante Korrelation im alemannischen *an*-Gebiet abstützen (Kantone Uri, Glarus, z. T. Schwyz, z. T. Obwalden). Hier kommt als Reduktionsvokal nicht nur Schwa, sondern auch *æ* vor. *æ* steht vor (noch vorhandenem oder geschwundenem) Nasal, z. B.: *li:tæ* 'Leuten:Dp' (Isenthal, Uri), *χüəχæ* 'Kuchen' (Giswil, Obwalden; eigene Befragungen). Außerhalb des Zentralschweizer *an*-Gebiets kommt in diesen Positionen kein *æ*, sondern Schwa vor. Umgekehrt insistieren Glarner Informanten darauf, dass der Dativmarker *æ* ausgesprochen werde (*a* sei „zürichdeutsch"!). Nur wo es einen von Schwa distinkten Reduktionsvokal *æ* gibt, hat sich der *an*-Typ ausgebildet.

9. In der Reanalyse wird die morphologisch-kategoriale Repräsentation der Fusionsformen auch den (semantisch) eigentlich bloßen Artikelformen zugeordnet. Das heißt: Das morphologisch gebundene Vorkommen des Artikels in Fusionsformen wird generalisiert auf alle Vorkommen des Artikels. Dieser Reanalysevorgang ist zu motivieren dadurch, dass, wie bereits erwähnt, das mit Abstand häufigste und damit prototypische Vorkommen des Artikels postpräpositional ist (D. Nübling 1993, S. 206). Die Exponenten des vergleichsweise seltenen freien Artikels werden morphologisch so interpretiert, wie es das prototypische Vorkommen des Dativartikels vorgibt.

In dieser Auffassung rückt die Erklärung des Reanalysevorgangs in große Nähe zur Erklärung des Verlusts von anlautendem Dental (*dëm* > *əm*): In beiden Fällen wird der postpräpositionale Artikel auf die übrigen Fälle generalisiert. Der Unterschied zwischen Dialekten nur mit Dentalverlust und solchen mit PDM besteht darin, dass in ersteren nur das postpräpositionale Allomorph des Artikels generalisiert wird, während in der Reanalyse nicht nur der materielle Exponent, sondern auch die morphologische Struktur mit generalisiert wird. Die Konsequenz daraus ist, dass Dentalverlust und Reanalyse lediglich zwei Äußerungsformen des gleichen Mechanismus sind, zwei vergleichbare Prozesse, die allerdings verschieden weit gehen. Dazu kann auch die rätselhafte „Metathese" beim indefiniten Artikel Dativ Sg. m. gezählt werden (mhd. *eineme*, alem. *əmənə*), sowie überhaupt die unerhört langen (dreisilbigen!) Formen des indefiniten Dativartikels im Alemannischen, die nur mit Bezug auf das Muster der präpositionalen Amalgame erklärt werden können, vgl. 4.3.1, §2: Der Impuls ist jeweils die Generalisierung der engen Verbindung zwischen Präposition und Dativartikel.

Die eigentliche PDM steht somit in einem Zusammenhang von verwandten und verschieden weit gehenden Generalisierungsprozessen des präpositionalen Musters; in Bezug auf den definiten Artikel ergeben sich folgende Typen/Stufen:

(a) *mit=əm vatter, im huus, dəm vatter, dər muəttər* :
=> keine Generalisierung.

(b) *mit=əm vatter, im huus, əm vatter, dər muəttər* :
=> Generalisierung des postpräpositionalen Allomorphs des blossen Artikels.

(c) *mit=əm vatter, im huus, im vatter, dər muəttər* :
=> Generalisierung des präpositional-fusionalen Exponenten auch auf nicht-präpositionale Fälle.

(d) *mit=əm vatter, im huus, im vatter, i dər muəttər* :
=> Generalisierung des präpositionalen Vorkommens des Dativartikels über die Fälle hinaus, wo fusionale Formen zur Verfügung stehen.

Weitere verwandte Phänomene sind:

(e) *əmə maa* > *əmənə* (*imənə, amənə*) *maa* :
=> Bildung des indefiniten Artikels nach dem Vorbild von präpositionalen Zusammensetzungen (Silbenzahl, Akzentstruktur, Abfolge der Nasale).

(f) *im vatter, i dər muəttər, i miinərə muəttər, i miir*
=> Generalisierung des präpositionalen Vorkommens von Dativen überhaupt.

10. Die Reanalyse aus der morphologischen Struktur und nicht aus einem – zwingend vorangehenden – ganz zufälligen lautlichen Zusammenfall heraus zu motivieren, schafft eine Reihe von konzeptionellen Vorteilen:

(a) Sie liefert uns eine Erklärung dafür, warum eine „vokalische Aufwertung" (*əm* > *im*) nur und ausgerechnet im Dativ stattgefunden hat. Nur im Dativ ist postpräpositionales Vorkommen des Artikels so typisch, dass es überhaupt generalisierbar ist.
(b) Die PDM kann in den Zusammenhang von ähnlichen Erscheinungen gestellt werden, denen allen kausal die Generalisierung von postpräpositionalem Vorkommen der Dativformen zugrunde liegt, die aber unterschiedlich weit gehen. Die eigentliche PDM ist dabei eine „Spitze des Eisbergs".

(c) Diese Konzeption liefert direkt den Hinweis, worin dieser „Eisberg" besteht, will heißen: was der Impuls ist für die PDM und die ihr verwandten Erscheinungen.

(d) Die vergleichsweise weite Verbreitung von als fusional reanalysierbaren Formen (*am*/*im* usw.), auch über das eigentliche PDM-Gebiet hinaus, liegt im Zusammenhang der PDM-verwandten Erscheinungen auf der Hand: Hier ist die Generalisierung des postpräpositionalen Artikels ein kleines Stück weiter gegangen als in Gebieten nur mit dentallosen Formen des Typs *əm*, aber weniger weit als in Gebieten mit eigentlicher PDM. Die materielle Realisierung des Artikels als präpositional gebundene Form ist auf alle Vorkommen generalisiert worden, ohne dass aufgrund der morphematischen Repräsentation dieser Formen analog auch andere Formen präpositional markiert würden.

(e) Schließlich ist die Auffassung, der Dativmarker sei das Produkt von Reanalyse, bestens vereinbar mit Beobachtungen zu seinem systematischen Funktionieren. Er ist als leere präpositionale Hülle für Dativformen entstanden – und geblieben: Das zeigt sich an seiner relativ großen Kohäsion zum folgenden Determinativ und in seinem Status als semantisch leeres, rein strukturelles Element (6.2.2, 6.3.2).

11. Dass sich die PDM in eine ganze Reihe von verwandten Phänomenen stellen lässt, hat auch Auswirkungen auf die Interpretation des arealen Befunds. Es ist vor diesem Hintergrund eigentlich unmöglich, eine scharfe Grenze zu ziehen zwischen Dialekten mit PDM und solchen, die gar keinen Reflex von PDM-artigen Erscheinungen zeigen. Stattdessen ist das folgende Bild realistischer: In einem ausgedehnten Gebiet – das praktisch das ganze Oberdeutsche mit Ausnahme des Höchstalemannischen umfasst – ist zumindest eine Disposition zu einer Entwicklung in Richtung PDM da. Dies äußert sich etwa im enormen Verbreitungsgebiet von dentallosen Artikelformen (Dativ Sg. m.), die ohne Bezugnahme auf Generalisierung von postpräpositionalen Allomorphen nicht erklärt werden können. Innerhalb dieses Gebiets gibt es aber erhebliche Unterschiede, wie weit die einzelnen Dialekte bei der Generalisierung des präpositionalen Vorkommens von Dativen gegangen sind. Die eigentliche PDM ist dabei aber nur eine besonders radikale Äußerung dieser grundlegenderen Generalisierungstendenz.

12. Das Resultat der Reanalyse ist das Vorhandensein eines eigentlichen neuen Kasusmorphems, des Dativmarkers. Die Entwicklung im Oberdeutschen widerspricht darin teilweise dem Klischee, dass moderne germanische Sprachen im Allgemeinen und Dialekte im Besonderen zur Aufgabe ihrer Ausdrucksmittel für die Kasusmarkierung tendieren. In der PDM liegt umgekehrt ein Aufbau des Markierungssystems vor. Dabei darf nicht stören, dass es sich beim Dativmarker um ein präponiertes Element handelt; wenn ich ein neues Kasusmorphem konstatiere, ist damit noch nichts über dessen Position im Nominalsyntagma und dessen Fusionsgrad gesagt.

13. Die Entstehung von neuen Morphemen aus Reanalyse sei äußerst selten (M. Haspelmath 1995). Immerhin gelingt es aber R. Harnisch (2000), im Bereich der deutschen Orts- und Richtungsadverbien (Standard und Dialekt) eine ganze Reihe von Morphemen zu identifizieren, die als Reanalyseprodukte erklärt werden müssen.

8.2 Die PDM im Zusammenhang der alemannischen Kasussysteme

Der Effekt der Reanalyse ist zunächst einmal, dass die dativische Nominalphrase aufwendiger markiert ist. Die PDM ist ein Zusatz zur Dativmorphologie, kein Ersatz von ihr; aus dieser Zusatz-Charakteristik erklärt sich auch ihre Optionalität. Es wird also gerade nicht auf andere Konstruktionen ausgewichen, welche den Dativ überflüssig machen würden. Im Folgenden soll zunächst dafür argumentiert werden, dass eine aufwendigere morphologische Kodierung gerade des Dativs mit generelleren Entwicklungstendenzen des alemannischen Kasussystems vereinbar ist. Daraus wird sich auch ableiten lassen, warum ausgerechnet die präpositionale Ausdrucksweise dafür entwickelt worden ist.

Die Personalpronomen sind von den im Folgenden abgehandelten Entwicklungen nicht oder nur partiell betroffen; die Ausführungen beziehen sich also auf (üblicherweise durch Artikel eingeleitete) lexikalisch gefüllte Nominalphrasen.

8.2.1 Kasusnivellierung

1. Endungsflexion: I. Dal (1960) stellt für die germanischen Sprachen eine allgemeine Tendenz der Kasusnivellierung fest, von der das Hochdeutsche auch betroffen ist, wenn auch nicht im gleichen Maße wie z. B. das Niederländische oder Englische (S. 182). Insbesondere die Kasusmarkierung durch Endungsflexion am Nomen ist im Deutschen weitgehend beseitigt, besonders im Alemannischen; hier kann nur noch der Dativ Pl. endungsflexivisch gebildet werden: *Nëtz* vs. *Nëtze*, *Hüener* vs. *Hüenere*, *Chrüeg* vs. *Chrüege*, *Schnäbel* vs. *Schnäble* (L. Fischer 1960, S. 189f.; vgl. SDS, III, Karten 172, 179, 181). Die Dativendungen sind aber stark im Rückgang begriffen (vgl. für das Zürichdeutsche A. Weber 1964, S. 109) und bei vielen, v. a. jüngeren Sprechern allenfalls noch als optionale Variante vorhanden; im Luzerndeutschen scheinen sie nach L. Fischer (1960), S. 190 noch stabil zu sein, nach meinen Erfahrungen v. a. mit jüngeren Luzernern sind sie aber ebenfalls zumindest nicht mehr obligatorisch.

2. Progressive Steuerung: Der Bestand an flexivisch unterscheidbaren Kasuskategorien muss getrennt werden von der formalen Strategie, wo diese morphologisch realisiert werden. In der Sprachentwicklung des Deutschen ist die Kasusmarkierung vom Nomen weg auf vorangehende determinierende Elemente wie Artikel, Demonstrativ-, Possessivpronomen oder Adjektive ausgelagert worden (progressive Steuerung)[162], wobei das Alemannische in dieser Richtung noch weiter gegangen ist als etwa die Standardsprache. Daher gilt: „Wenn wir uns [...] ein Bild machen wollen von dem Kasussystem einer german. Sprache auf einer gewissen Entwicklungsstufe, müssen wir vor allen Dingen das Formensystem des bestimmten Artikels betrachten" (I. Dal 1960, S. 183). Progressive Steuerung muss insofern weder Kategorienerhalt noch -verlust implizieren.

3. Zusammenfall Nominativ–Akkusativ: Im Alemannischen ist auch beim bestimmten Artikel die formale Unterscheidung von Nominativ und Akkusativ aufgegeben worden:

> „In der südlichen und westlichen *dr*-Landschaft [der Deutschschweiz], wo der Nominativ-Artikel sein charakteristisches Merkmal, das auslautende *r*, bewahrt, hat der Akkusativ-Artikel nach dem Nominativ ausgeglichen. [...] In der nordöstlichen *də*-Landschaft läßt sich die Richtung des Zusammenfalls nicht auf den ersten Blick erkennen. Die hier im Nominativ und Akkusativ gleichermaßen herrschende Artikelform *də* kann sowohl aus der Nominativform *der*, *dər*, *dr* durch *r*-Schwund als auch aus der Akkusativform *den*, *dən* durch *n*-Schwund hervorgegangen sein" (R. Meyer 1967, S. 56f; vgl. SDS, III, Karte 134).

R. Meyer (1967), S. 56f nimmt an, dass zunächst der Akkusativ-Artikel nach dem Nominativ ausgeglichen hat wie im heutigen *dr*-Gebiet und dann diese einheitliche Form den *r*-Schwund mitgemacht hat. Das heißt: Die Nominativform hat die Akkusativform ersetzt, oder: „In den schweizerdeutschen Dialekten [...] wird der Nom. als Akk. verwendet" (I. Dal 1960, S. 188); nur die Personalpronomen differenzieren Nom. und Akk., aber sogar das Interrogativum *wéër* kennt nur eine Form für beide Kasus. Mit dem Zusammenfall Nom.-Akk. ist spätestens ab dem 16. Jahrhundert zu rechnen (vgl. Idiotikon, XIII, Sp. 1189).

162 „Konstant bleibt [...] der allmähliche Gewichtsübergang von der Endungsflexion als hauptsächlicher Flexionsform im Althochdeutschen zum vermehrten Ausbau der Stammflexion und der progressiven Steuerung im Mittelhochdeutschen bis zur entscheidenden Verlagerung im Neuhochdeutschen, wo die Flexion durch vorangestellte Begleiter im Zuge von obligatorischer Artikelsetzung beim Substantiv sowie wegen des stärkeren Rückgangs der Endungsflexion zur hauptsächlichen Beugungsart geworden ist" (St. Sonderegger 1979, S. 253).

4. Wegfall des Genitivs: Während also die Nom./Akk.-Unterscheidung morphologisch ausgeglichen wird, ist der Genitiv als Kategorie insgesamt beseitigt worden. Die mittelhochdeutsch und z. T. neuhochdeutsch durch den Genitiv ausgedrückten Relationen werden im Alemannischen entweder durch andere Konstruktionen umschrieben, oder die Genitivrektion wird durch andere Kasus ersetzt. Ersatz der Genitivrektion durch Dativrektion kommt bei Präpositionen vor. Partitiver Genitiv wird durch nominativische / akkusativische Konstruktionen ersetzt. Umschreibung findet beim Possessiv statt, wo sich entweder die *von*-PP oder der adnominale Dativ durchsetzt[163], oder bei der Umschreibung des Genititvobjekts durch PPs. Der adnominale Dativ ist bereits ab Ende 14. Jh. belegt (vgl. O. Behaghel 1923, S. 638; R. P. Ebert 1986, S. 91).

Der Genitiv fällt also nicht mit einem anderen Kasus lautlich oder morphologisch zusammen, sondern es werden andere, funktional äquivalente Strategien ausgenutzt oder entwickelt, die den Gebrauch des Kasus überflüssig machen. Er verschwindet daher aus dem Paradigma. Dieser Vorgang ist notabene mit der Entwicklung der PDM keineswegs vergleichbar; beim Dativ wird gerade nicht auf andere Konstruktionen ausgewichen, die ohne Dativformen auskämen.

8.2.2 Aufrechterhaltung des Dativs

1. Neben diesen nivellierenden gibt es aber auch eindeutig entgegengesetzte Tendenzen: „Es besteht ein Wesensunterschied zwischen der Kasusentwicklung auf hochdeutschem Gebiet einerseits und in den übrigen german. Sprachen andererseits, und das betrifft die starke Stellung des Dativs im Hochdeutschen. [...] Die syntaktische Opposition Dativ/Akkusativ bleibt vollkommen intakt" (I. Dal 1960, S. 188). Im Gegensatz zu den in den übrigen germanischen Sprachen allgemein dominierenden nivellierenden Tendenzen sind im Hochdeutschen „verschieden gerichtete Tendenzen" feststellbar, die „zu der einzigartigen morphologischen Struktur des Hochdeutschen" beigetragen haben (S. 193).

2. Wir haben gesehen, dass der Dativ trotz Endungsschwund durch Artikelflexion (progressive Steuerung) einwandfrei distinkt gehalten wird (im Gegensatz zum Akkusativ, wo Ähnliches ja auch denkbar wäre). I. Dal (1960, S. 189) bemerkt nun, „dass die starke Stellung des Dativs im Oberdeutschen zu einer eigenartigen formalen Ausbauung des Kasus geführt hat durch ein vorangestelltes Element *i(n)*, *a(n)*". Nicht nur folgt dann ein umfassender Überblick über die sprachgeographische Verbreitung, I. Dal formuliert auch berechtigte Zweifel daran, dass hier die echte Präposition *in* mitspielt, und weist auf die Notwendigkeit einer systematischen Analyse und Herleitung des Phänomens hin. Da Identität zwischen dem Dativmarker und den gleichlautenden Präpositionen *in* und *an* aus funktio-

163 Für die Kodierung der Possession scheint der Dativ neben dem Genitiv ebenfalls prädestiniert zu sein: „It is quite common for the dative to be used to express the possessor. In languages where there is a dative but no separate genitive the dative is used adnominally" (B. Blake 1994, S. 150).

nalen Gründen ausgeschlossen werden muss, konstatiert I. Dal, „dass das vorangestellte *in* [...] zweifellos als echtes Kasusmorphem zu betrachten ist, dass also im Oberdeutschen der Dativ durch ein neues Formelement verstärkt worden ist" (S. 192). Wir haben gesehen, dass der Dativmarker tatsächlich ausschließlich Dativizität (und z. T. Fokus) ausdrückt, daher als reines Kasuszeichen angesehen werden muss und insofern diese Formulierung gerechtfertigt ist.

8.2.3 Zweikasussystem: Normalkasus vs. Präpositionalkasus

1. Insgesamt resultiert aus diesem Entwicklungen ein Zweikasussystem mit einer zunehmenden Konzentration auf und Polarisierung von Nominativ=Akkusativ einerseits und Dativ andererseits. Dass erstere morphologisch zusammenfallen, umgekehrt der Dativ aber distinkt bleibt, erhöht dessen relative Markiertheit im Paradigma. Eine zusätzliche Markierung durch die PDM verstärkt diesen Trend noch. Somit steht in der Opposition Nom./Akk. vs. Dativ der Dativ als markiertes Glied dem zusammengefallenen „Normalkasus" als unmarkiertem gegenüber.

2. In diesem System werden Subjekt und direktes Objekt nicht morphologisch differenzierend kodiert (außer bei Personalpronomen)[164]. Dem steht das indirekte Objekt gegenüber, das mit einem vergleichsweise hohen Aufwand kodiert wird. In einem System ohne PDM ist das indirekte Objekt gar die einzige grammatische Relation, die überhaupt ausschließlich mittels Kasusflexion realisiert wird – sowohl beim Subjekt und direkten Objekt als auch bei obliquen Relationen kommt bloße Kasusflexion nicht vor. Wenn nun mittels PDM prinzipiell jeder Dativ in präpositionaler Umgebung vorkommen kann, bedeutet dies, dass das Auftreten von distinkter Kasusmorphologie überhaupt an präpositionale Umgebung gebunden wird. In der Tendenz stehen sich somit polar gegenüber: Völliges Fehlen von morphologischer Markierung („Normalkasus" für Subjekt und direktes Objekt) vs. „Zwillingsmarkierung" mittels distinkter Morphologie und präpositionalem „Satelliten".

3. Wir haben oben (8.1, §6) gesehen, dass die dentallose und reanalysierbare Artikelform *əm* (*im*, *am*) aus der postpräpositional klitischen Form abgeleitet werden kann. Möglich ist dies deshalb, weil für die Dativform als prototypisches Vorkommen die Kookkurrenz mit Präposition angesehen werden muss (vgl. D. Nübling 1993, S. 206). Im Zusammenhang mit dem Wegfall des Genitivs hat sich das Muster Präposition + Dativ als ausgesprochen aufnahme- und expandierfähig erwiesen. Wenn nun in den vergleichsweise marginalen Fällen, wo die Dativform

164 Subjekt und direktes Objekt sind in vielen Sprachen, zu denen das Alemannische auch gehört (wenn man von Personalpronomen absieht), morphologisch nicht markiert. B. Blake (1994), S. 92 gibt dafür als Beispiele Thai und Kambodschanisch an: „In some languages there is no marking for any core function [...], though there is marking for all the peripheral functions. In such languages a subject/object distinction is made via word order, usually subject-verb-object-order as in Thai or Cambodian."

nicht an das Auftreten einer Präposition gebunden ist, trotzdem auch noch präpositionale Elemente erscheinen können, heißt dies, dass die dativische Nominalphrase rein formal an dén Vorkommenstyp angenähert wird, in dem Dativformen normalerweise auftreten. Ich sehe in der Entstehung der PDM die formale Angleichung der (wenigen) nicht echt-präpositional auftretenden Dative an das (häufige und diachron expansive) Auftreten der dativischen Nominalphrase nach Präposition, d. h., die PDM ist ein Reflex davon, dass die Kookkurrenz mit Präposition als prototypischer Vorkommenstyp des Dativs etabliert wird. Es ist daher sinnvoll, vom Dativ als Präpositionalkasus zu sprechen; man kann sagen, dass die Dativform selbst reanalysiert wird als Präpositionalkasus. Das Alemannische tendiert somit zu einem vollkommen polaren Kasussystem: Normalkasus vs. (Präposition +) Präpositionalkasus.

8.2.4 Adpositionale Markierung und Flexionsabbau?

1. Die PDM erachte ich als besonders instruktives Beispiel dafür, dass der Aufbau von adpositionaler Markierung nicht zwingend mit dem Abbau von flexivischer Markierung verknüpft sein muss. In den meisten modernen germanischen und romanischen Sprachen sind Flexionsabbau und Entwicklung adpositionaler Strategien zusammen aufgetreten, so dass der kausale Konnex zwischen den beiden Entwicklungen möglicherweise überbewertet worden ist. Die Entwicklung des alemannischen Kasussystems zeigt indes, das Flexionsabbau (Nominativ / Akkusativ => Normalkasus, während der Dativ aber distinkt bleibt) und Aufbau adpositionaler Markierung (PDM) auch getrennt voneinander stattfinden können.

2. Kompensatorischen Einsatz von Präpositionen macht J. Vendryes (1921), S. 194 für die Entwicklung des Französischen geltend: „Dans l'évolution phonétique de la langue, certains morphèmes sont dégradés au point de n'être plus utilisables; parfois même ils sont complètement supprimés. Il faut alors les restaurer ou les remplacer". Das Französische habe nun eigene Kompensationstrategien entwickelt: „Un autre procédé est intervenu, qui a consisté à donner plus d'importance aux prépositions, à développer l'article, à utiliser les pronoms, en un mot à créer tout un système de mots accessoires servant de morphèmes" (S. 195).

H. Brinkmann (1931) macht die Endsilbenschwächung direkt für die Durchsetzung präpositionaler Strategien im Althochdeutschen verantwortlich: „Der wachsende Auslautverfall steht mit dem Übergang vom synthetischen zum analytischen Sprachbau zweifellos in Zusammenhang. [...] Je undeutlicher der Kasus, desto notwendiger die Präposition" (S. 5f).

Allgemeiner ist der Zusammenhang zwischen Flexionsverlust und Analytismus bei R. Sternemann / K. Gutschmidt (1989) formuliert: „Die Erscheinung des Analytismus tritt bei denjenigen ie. Sprachen stark hervor, wo die Flexion im Wortauslaut weitgehend verfallen oder bis auf Reste geschwunden ist. Das gilt u. a. für solche Sprachen, wo ein historisch belegter allmählicher Verlust der

Wortauslautflexion zugunsten immer stärker werdender periphrastischer [...] Ausdrucksmittel zu erkennen ist“ (S. 112).

Die umgekehrte Argumentation, nämlich, dass das Vorhandensein präpositionaler Strategien die Flexive überflüssig macht, findet sich bei M. Bréal (1924), S. 16: „A partir du jour où la langue possède des prépositions, l'existence de la déclinaison est menacée. A quoi bon, en effet, ces cas qui n'ajoutent rien au sens? La préposition ne suffit-elle point? Elle suffit parfaitement“[165].

3. Es gibt nun aber auch Hinweise genau in die entgegengesetzte Richtung, nämlich, dass gerade adpositionale Umgebung ein bevorzugtes Milieu für markierte Kasus sein kann. Wie an anderer Stelle (6.3.3, §7) bereits erwähnt, hat sich eine vergleichbare Verteilung auch im Hindustani entwickelt (vgl. R. McGregor 1972 zur Hindi-, M. Butt / T. King (Ms.) zur Urdu-Varietät). Hindustani besitzt zwei flexivische Kasusformen, einen Directus und einen Obliquus:

Sg.	Directus	*kamrā* ‘room’	*din* ‘day’
	Obliquus	*kamre*	*din*
Pl.	Directus	*kamre*	*din*
	Obliquus	*kamroṁ*	*dinoṁ*

(Hindustani / Hindi: R. McGregor 1972, S. 1)

Außerdem besitzt das Hindustani eine Reihe von postponierten klitischen Kasusmarkierern. Die Obliquus-Form kommt (fast) ausschließlich zusammen mit einem Kasusklitikum vor, bzw., umgekehrt betrachtet, Kasusklitika verlangen durchwegs die Obliquus-Form: „The oblique [case] occurs most commonly with postpositions“ (R. McGregor 1972, S. 1); „postpositions are characteristically immediately preceded by a noun or pronoun in oblique case“ (R. McGregor 1972, S. 3). Vgl:

(Hindustani / Hindi) *mez-eṁ* vs. *mez-oṁ par*
Tisch-DIR:fp Tisch-OBL:fp auf
(R. McGregor 1972, S. 3)

Eine andere interessante Parallele kann zur englischen Sprachgeschichte gezogen werden. Im Mittelenglischen wird eine flexivische Dativform der Nomina schrittweise aufgegeben. Am längsten kommt sie aber noch in präpositionaler Umgebung vor und nicht, wie man es sich ja auch denken könnte, als Dativobjekt:

> „The ending *-e* serves as a general post-prepositional marker (normally referred to as a ‘dative’ in Middle English grammars, since it largely continues the Old English dative): *o lifft-e* ‘in the air’, *i an cribbe-e* ‘in a manger’, *þurrh trowwþ-e* ‘through truth’“ (R. Lass 1992, S. 110).

165 Zitiert nach G. Fairbanks (1977), S. 110.

> „A distinct dative form was hardly ever used for plural nouns, where a single form had usually been generalized to all cases, and such examples as we find are restricted to the object of prepositions. With singular nouns, the most frequent use of the old dative suffix was again on the objects of prepositions, but the inflection is also found in some other positions, on the complements of nouns and adjectives [...]. However, such examples are not common, and most non-prepositional uses of the dative are to be analysed as fixed expressions which can be listed in the lexicon. Most importantly, we find no examples of the *-e* inflection on what ist often referred to as the ‘syntactic dative’, that is, indirect objects (i.e. Recipients) which are not preceded by a preposition“ (C. Allen 1995, S. 182).

4. Es wäre ein m. E. lohnendes Unterfangen, zu prüfen, wie weit sich eine Affinität von paradigmatisch markierten (bzw. peripheren) Kasus zu adpositionaler Umgebung über eine größere Anzahl Einzelsprachen nachweisen lässt. Für den Moment kann nur gemutmaßt werden, dass die enge Zusammengehörigkeit von Adposition und markiertem Kasus wahrscheinlich ein Muster ist, das in verschiedensten Sprachen Reflexe zeigt (die sich im Einzelnen natürlich ganz unterschiedlich äußern). Erst wenn sich diese „Affinitätshypothese“ breiter abstützen lässt, kann die PDM als Äußerung einer universelleren Tendenz angesehen werden, nach welcher markierte Kasus vorzugsweise zusammen mit einem adpositionalen „Satelliten“ auftreten. Außerdem müsste diese „Affinität“ dann natürlich auch erklärt werden. Ich halte es nicht für ausgeschlossen, dass es dabei nötig sein wird, das Verhältnis zwischen Adposition und regiertem Kasus neu zu überdenken und es sich weniger als Rektion (asymmetrisch) denn als eine Art von „Kongruenz“ (symmetrisch) vorzustellen.

Im Rahmen der vorliegenden Arbeit können solche weit reichenden Fragen leider nicht einmal ansatzweise gelöst werden. Es sollte aber wenigstens deutlich geworden sein, dass die Entwicklungen von Kasussystemen und adpositionalen Strategien auf wesentlich komplexere Weise interagieren, als man es sich im „Kompensationsmodell“ (Adpositionen springen ein für verloren gehende Flexive) vorstellt. Solches „reinforcement“ ist nur ein einziger aus einer ganzen Vielzahl von möglicherweise relevanten Gesichtspunkten.

8.3 Alter und Ausbreitung der PDM

8.3.1 Zur Datierung

1. Seit die rezenten Dialekte dokumentiert werden, ca. ab Anfang des 19. Jahrhunderts, ist auch die PDM gut bezeugt. Für die Zeit vorher kann sie aber nur ganz sporadisch und meist nicht einwandfrei belegt werden. Die nur ganz lückenhafte Evidenz deutet aber auf eine wesentlich frühere Datierung hin, in die frühe

Neuzeit. Alle mir bekannten älteren Belege, die mit der PDM in Zusammenhang gebracht werden können, sollen hier kurz genannt werden.

1.1 Im Elsässischen Wörterbuch (E. Martin / H. Lienhart 1899) findet sich der folgende Beleg aus einem Straßburger Druck von 1560 (vgl. schon 2.7, §2):

> „Schon im 16. Jahrhundert: *'Hie gibt das zwerg in dem Berner eynen edeln stein'* Dietrich von Bern (Sigenot) hgg. von P. Heitz, Str. 1894" (E. Martin / H. Lienhart 1899, I, 47).

Die Stelle kann eigentlich nicht anders als ein Beispiel der PDM verstanden werden; weder kann 'in' lokale Bedeutung haben, noch kommt Apposition ('ihm, dem Berner') in Betracht.

1.2 Im Idiotikon werden drei mögliche frühe Belege der PDM genannt. Bei allen kommen fusionale Formen zum Einsatz, *im* '(in_)dem', *in* '(in_)den:Dp', was mit meiner Herleitung der PDM aus als fusional reanalysierten Formen durchaus verträglich ist. Allerdings kann man die Stellen auch als Beispiele für Apposition lesen ('ihm, Heinrich', 'ihnen, Kindern'), was ich zwar eher für unplausibel halte, aber nicht eindeutig widerlegen kann:

> [Der Zeuge hörte, daß] *sy jach: Hörend uf oder tüend [d] tür zuo. Er mocht nit gar in d stuben gsen denn im Jacoben die bein, sy zabeltend nüt.* (Idiotikon, XIII, Sp. 448: Sigle Z Eheger.; 1533/8)

> *Gab die natur in kinden ein guot hertz.* (Idiotikon, XIII, Sp. 1190: Sigle Diogenes 1550, H8b)

> *Do kam ein wind, das im Heinrich übell forcht.* (Idiotikon, XIII, Sp. 1190: Sigle ThPlatter 1572)

1.3 R. Brandstetter (1890) führt einen Luzerner Beleg von 1426 an:

> „So kann man bestimmt behaupten, dass die jetzt übliche Umschreibung des Dativs mit der Präp. 'in' und dem Dativ, z. B. [...] *e de muetr* [...] aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts herrühre. Ältester Beleg: *alle vnssern phister sönd ir brot in die schal [Verkaufshalle] tragen vnd wz si in den lendern [für die Urkantone] bachhent dz sond si nit gebunden sin in die schäl ze tragen* 1426" (R. Brandstetter 1890, S. 82).

So isoliert, wie R. Brandstetter den Beleg aufführt, kann 'in' allerdings auch als echte, lokale Präposition verstanden werden. R. Brandstetters Deutung wäre unter Einbezug von mehr Kontext möglicherweise unumstößlich. Andererseits ist eine Fehldeutung in Anbetracht von R. Brandstetters allgemein-sprachwissenschaftli-

chem Wissen und seiner besonderen Kenntnis des älteren Luzerner Schrifttums sehr unwahrscheinlich.

1.4 Einen eindeutigeren Beleg für die PDM führt R. Brandstetter (1904) an anderer Stelle an[166]. Das folgende Zitat steht im Zusammenhang eines methodischen Kommentars zu den Quellen, die zur Rekonstruktion von älterem Dialekt zur Verfügung stehen. Dabei erachtet er Gerichtsprotokolle als besonders wertvoll, wo gesprochene Sprache teilweise sehr direkt wiedergegeben ist:

> „Endlich waren die Schreiber der Protokolle wohl gewohnt, K[anzleisprache] zu schreiben, M[undart] wiederzugeben war für sie aber etwas Ungewöhnliches und Häkeliges. Ähnliches können wir auch heutzutage, da doch die sprachliche Schulung weit intensiver ist, beobachten. So schreibt Roos: *Lüt z'gnueg*. Nun gibt es aber in der L[uzerner] M[undart] kein *z'gnueg*, man sagt ja auch nicht *Buebe*ⁿ *z'gnueg*, sondern *Buebes gnueg*, also hätte Roos *Lüts gnueg* setzen sollen. Ähnliche unbeholfene und missverständliche Wiedergaben der M[undart], die aber für unsere Zwecke sehr sprechend sind, finden wir in den GDpp [gerichtlichen Depositionen] oft. Die neuhochdeutsche Wendung 'sie genügt dir' gibt die heutige Mundart wieder mit: sie tut es dir = *si tued's i dir* [Fußnote: Der Dativ wird mit 'in' umschrieben]. Nun lese ich in einer GDp vom Jahre 1599: *Nim die sagen* [Fußnote: 'Säge'] *vund bruch sy, sy thuot sy dir noch ein wyl*. Hier ist das Komplex *'s i dir* ganz missverständlich durch *sy dir* wiedergegeben; aber diese missverständliche Schreibung ist mir hochwillkommen; sie zeigt mir, dass die M[undart] die Umschreibung des Dativs mit *in* schon im 16. Jahrhundert hatte" (R. Brandstetter 1904, S. 16f).

M. E. ist gerade die missverständliche Schreibung der entscheidendste Hinweis, dass es sich hier tatsächlich um einen Beleg für die PDM handelt. Der Schreiber konnte mit dem Dativmarker offensichtlich nichts anfangen. Ob Zufall oder nicht, dies stimmt überein mit dem Eindruck, den ich von Informantenbefragungen habe: Die Sprecher setzen den Dativmarker häufig so automatisch, dass ihnen das gar nicht bewusst ist.

1.5 Ein Zufallsfund ist die folgende Stelle aus einer Augsburger Handschrift (2. Hälfte 15. Jh.)[167]:

> *Da nam sy all wunder ab seiner gůten lere vnd sein lere pracht an den menschen gůte frucht die sy horten*
> (Ms. Salzburg, Stiftsbibliothek, St. Peter, Cod. b XII 19b: Der Heiligen Leben, Sommerteil. fo. 58ra)

166 Ich danke Christoph Landolt, Zürich, für diesen wertvollen Hinweis.

167 Auf die Stelle – über die ich unverzeihlicherweise hinweg gelesen hatte – hat mich Jürg Fleischer, Zürich, aufmerksam gemacht, wofür ihm herzlich gedankt sei.

Die Stelle kann nicht anders als ein Beispiel für die PDM gelesen werden.

1.6 Recherchen in der Datenbank zu den bairischen Mundarten Österreichs DBÖ in Wien (Arbeitsstelle des WBÖ) brachten weitere mögliche Belege zutage[168]. Recht eindeutig scheint mir:

> *Das wertl asa last sich hindersich vndt firsich recht lesen, aber in dem kinig war(s) hinder sich vndt fir sich nit recht.*
> (Abraham a Santa Clara, 1644-1709. Aus dem handschriftlichen Nachlaß hg. v. d. Akademie der Wissenschaften in Wien, bearbeitet von K. Bertsche, 3. Bd., Bd. 1:92)

Folgendes muss nicht unbedingt als PDM verstanden werden:

> *Denen kleinen hab ich scharff eingesagt und befohlen, das sie disen* [= den ältesten einer Gruppe von Knaben] *alß mir selbsten in allen sollten gehorsamben. Und nach dem ich in disen alle anstalt gemachet, hab ich sie den herrn hauswirth befohlen und bin mit meinen Casper nacher Lilienfeld geritten.* (DBÖ: Kleinschroth Tagebuch, 1683)

in diesen kann entweder Dativ Plural sein (=den Kindern), es könnte aber auch als 'in diesem' = 'darin, diesbezüglich' verstanden werden. Ziemlich sicher ein Beispiel der PDM ist das folgende:

> *Mer hat das ambt Laufniz die freihaiten in der frauen abbtessin zu Göss wäldern, im fals die notturft ervordert, den dritten stamb holz zu haken und zu irer hausnotturft zu gebrauchen.* (DBÖ: 1599; Österr. Weistümer 6:344)

2. Bilanz: Die PDM kann nur in ganz vereinzelten, isolierten Belegen nachgewiesen werden. Zudem ist für die meisten Belegstellen auch eine andere Interpretation denkbar. Immerhin scheinen mir aber die unter 1.1, 1.4 und 1.5 genannten unbestreitbar. Wenn wir diese schmale empirische Basis akzeptieren, können wir schließen, dass die PDM (mindestens) im 15./16. Jahrhundert bereits vorhanden war. Was wir indes nicht ablesen können, ist, wie weit sie bereits verbreitet war (geographisch und systematisch).

Übrigens ist es nicht besonders verwunderlich, dass die PDM schriftlich so selten auftaucht. Wenn wir uns kurz vergegenwärtigen, dass den heutigen Sprechern der Dativmarker häufig kaum bewusst ist und sein Auftreten bei vielen Sprechern eng mit intonatorischer Prominenz zusammenhängt, wäre mehr als nur ganz sporadische schriftliche Bezeugung sogar eher unerwartet. Das ändert sich

168 Ich danke Ingeborg Geyer, Wien, für die geduldige Einführung und Unterstützung bei der Handhabe der nicht ganz einfachen Datenbank.

erst, als deskriptives und denkmalpflegerisches Interesse an der Mundart einsetzen.

3. Einen weiteren Hinweis auf die Datierung der PDM liefern die südbairischen Sprachinseln (vgl. bereits 5.7 und 5.8, §3). Die PDM kommt mit dem südbairischen Dativmarker *in* im Zimbrischen, in Zahre/Sauris und im Fersental vor. Im Fersental alterniert *in* mit – höchstwahrscheinlich entlehntem – *a* als Dativmarker. Wenn eine präpositionale Kodierung des indirekten Objekts in den Sprachinseln ausschließlich kontaktsprachlich entlehnt wäre, würden wir als Dativmarker *a* und nur *a* erwarten. Dass die drei Sprachinseln aber unabhängig voneinander *in* als Dativmarker kennen, kann m. E. nicht anders gedeutet werden, als dass die PDM mit *in* bereits im südbairischen Muterdialekt verankert war, als die Kolonien gegründet wurden, also schon im 12.–13. Jahrhundert. Dazu passt, dass wie im Südbairischen der Dativmarker mit der flexivischen Dativform kombiniert wird (im Fersental hat die Flexionsform, die nach dem Dativmarker und allen anderen Präpositionen steht, den Status einer positionellen Variante; sie geht aber historisch auf den Dativ zurück).

4. Wie alt ist die PDM? bei aller Punktualität der Evidenz, die zur Verfügung steht, kann sie für das Alemannische und das Bairische ziemlich sicher auf die frühe Neuzeit zurückdatiert werden. Wenn auch Belege zwar nur ganz isoliert auftreten, können sie andererseits nicht einfach weggeredet werden. Zumindest für das Südbairische kann aufgrund der Evidenz der Sprachinseln vermutet werden, dass die PDM noch länger zurückreicht, bis ins Hochmittelalter.

Eine Einschränkung muss allerdings gemacht werden: Die Reanalyse von Artikelformen, aus der die PDM hervorgeht, kann im Prinzip sporadisch immer und überall auftreten, wo die entsprechenden Bedingungen gegeben sind (lautliche Nähe von Artikelformen zu präpositionalen Amalgamen; prototypisches Vorkommen des Dativs nach Präposition). Nicht nur diachron, auch areal kommen ganz isolierte Belege der PDM vor. Auch hier ist es letztlich eine Ermessenssache, ob man einen solchen Befund dahin gehend deutet, dass es sich dabei um Relikte eines ehemals zusammenhängenden Gebiets handelt oder tatsächlich um eine vereinzelt auftretende Entwicklung eines Dativmarkers. Ein Stück weit ist es auch eine methodische Entscheidung, wie weit man bereit ist zu rekonstruieren, was nicht unmittelbar empirisch zugänglich ist. Wenn man aber den Versuch unternimmt, für möglichst viele einzelne Beobachtungen eine einheitliche Erklärung zu finden, ist Rekonstruktion (und Spekulation) unvermeidlich. Die Plausibilität des Rekonstruktionsprodukts sollte aber auf jeden Fall argumentativ gestützt werden können. In unserem Fall – nur sehr lückenhafte Bezeugung der PDM in älteren schriftlichen Quellen – spielt es beispielsweise eine Rolle, dass (nach allem erworbenen Wissen) das Auftreten des Dativmarkers optional ist, von intonatorischer Prominenz abhängen kann und somit eine außerordentlich sprechsprachliche Angelegenheit ist; diese Beobachtung ist mit nur sporadisch auftretender schriftlicher Bezeugung zumindest vereinbar. Unter diesen Voraussetzungen (und Vorbehalten) kann von einer mehrhundertjährigen Geschichte der PDM auch

auf der Grundlage von nur einzelnen verstreuten Belegen ausgegangen werden, wobei aber offen gelassen werden muss, wie genau ihr Ausbaustand zur Zeit der frühen Belege war.

8.3.2 Zur Ausbreitung der PDM: Mono- oder Polygenese?

1. Noch dramatischer als bei der Datierung der PDM ergeben sich die eben angesprochenen methodischen Probleme bei der Klärung der Frage, ob das Alemannische und das Bairische die PDM unabhängig voneinander entwickelt haben, oder ob von einem monogenetischen Szenario ausgegangen werden muss.

2. Wenn man sich das Gesamtverbreitungsgebiet der PDM im Oberdeutschen vergegenwärtigt, fällt v. a. die Lücke auf, die Bayerisch-Schwaben[169], Vorarlberg[170] und Graubünden bilden, so dass die alemannische und die bairische PDM-Zone nirgendwo aneinander grenzen. Dafür sind eigentlich nur zwei Erklärungen denkbar: erstens, die beiden Zonen haben sich unabhängig voneinander ausgebildet, und zweitens, die PDM ist in diesem Streifen aufgegeben worden. Da in letzterem Fall stipuliert werden müsste, dieses Gebiet habe die PDM einmal gekannt und dann unter ungeklärten Umständen aufgegeben, ist der ersten Möglichkeit der Vorzug zu geben.

Mir ist keine Erwähnung in der Literatur bekannt, wo Monogenese überhaupt in Betracht gezogen wird; vgl.:

> „Charakteristisch ist es auch, daß diese Tendenz nicht nur im Alemannischen, sondern teilweise auch im Bairischen zum Ausdruck kommt, wo sie als analoger, aber selbständiger Vorgang aufgefaßt werden muß" (S. A. Mironov 1957, S. 401).

> „Die Entwicklung analoger Formen des analytischen Dativs in Dialekten, die räumlich nicht miteinander in Verbindung stehen, zeugt davon, daß eine einheitliche Tendenz zur Festigung dieser Kasusform dort wirksam ist, wo sie als indirektes Objekt ohne Präposition verwendet wird [...]" (W. M. Schirmunski 1962, S. 440).

169 Die PDM kommt im ganzen Untersuchungsgebiet des Sprachatlasses von Bayerisch-Schwaben SBS nicht vor, wie mir verdankenswerterweise Werner König, Augsburg, mitteilt. Ein völlig isolierter Hinweis liegt mir vor aus Böbing (Lkr. Weilheim-Schongau; vgl. R. Freudenberg 1959). Ausschließlich im Abschnitt zur Adjektivflexion wird erwähnt, dass vor die Dativformen ein 'in' gesetzt werden kann: „Der Dativ wird häufig durch 'in' oder 'fiər' umschrieben" (R. Freudenberg 1959, S. 65, zur starken Flexion); „Der Dativ wird gerne durch 'in' bzw-. [sic!] 'für' umschrieben (in dem lieben Kind, für das liebe Kind)" (R. Freudenberg 1959, S. 65, zur schwachen Flexion). Seltsamerweise fehlen ähnliche Angaben aber völlig bei der Flexion der Substantive, der Artikel und der Pronomen.

170 Die PDM fehlt völlig im Untersuchungsgebiet des Vorarlberger Sprachatlasses VALTS (ich danke Eugen Gabriel, Wangen im Allgäu, für die Mitteilung).

Andererseits ist es intuitiv nicht vollkommen einleuchtend, dass zwei immerhin geographisch, historisch und strukturell nicht besonders entfernte Sprachen wie das Alemannische und Bairische die PDM – eine doch einigermaßen spezifische Erscheinung – völlig unabhängig voneinander entwickelt haben. Ein monogenetisches Szenario muss daher, in einem zweiten Schritt, zumindest noch geprüft werden.

Was heißt nun aber Polygenese im von mir vorgeschlagenen Entstehungsmechanismus? Ich habe versucht zu zeigen, dass die PDM éine Erscheinung in einer ganzen Reihe von verwandten Phänomenen ist, zu denen auch der Verlust des anlautenden Dentals beim definiten Artikel Dativ Sg. m. oder die dreisilbigen Formen des indefiniten Artikels Dativ Sg. m. (Typ *əmənə*) gehören – die alle Reflexe desselben Mechanismus sind, nämlich der (verschieden weit gehenden) Generalisierung des postpräpositionalen Vorkommens des Dativartikels. Davon ist praktisch das ganze Oberdeutsche in verschiedener Weise betroffen. So kommen dentallóse Formen des definiten Artikels Dativ Sg. m. auch im Ost-, Oberschwäbischen und Vorarlberg vor:

Definiter Artikel Dativ Sg. m.:

m	Memmingen (A. Hufnagl 1967, S. 99)
(ə)m	Blaubeuren (O. Strohmaier 1930, S. 105)
m̥	Vorarlberg (L. Jutz 1925, S. 279)

Dabei erwähnt L. Jutz (1925) die PDM explizit für benachbarte Dialekte von Vorarlberg:

> „Die enge Verbindung zwischen Präp. und Artikel ergibt sich auch aus dem eigentümlichen *ə*-Vorschlag, der sich in den Dativformen attrib. Verwendung und beim best. Art. Fem. Sg. und Plur. aller Geschl. im Rheintale und in Appenzell findet" (L. Jutz 1925, S. 279).

Aus der Beschränkung nur auf Appenzell und das (wohl St. Galler) Rheintal schließe ich, dass die Konstruktion L. Jutz zwar bekannt ist, aber in Vorarlberg nicht vorkommt.

Außerdem kennt Vorarlberg auch dreisilbige Formen des indefiniten Artikels; L. Jutz bringt die Formen in Bezieung zur PDM:

> „Die Formen des unbest. Art. lauten in Südvorarlberg und Liechtenstein im [...] Dat. Mask. Neutr. *əmə* neben *əmənə*, im Dat. Fem. *ərə* neben *ənərə*. [...]
> Die Dativform mask. Neutr. wird von Enderlin [o. J., Die Mundart von Keßwil, wahrscheinlich S. 96] mit Grund auf *aneime* mit Metathesis der Nasale zurückgeführt, wobei der auslautende Vokal infolge des Nebentones erhalten blieb" (L. Jutz 1925, S. 269).

Aus der Formulierung geht nicht klar hervor, ob die Herleitung aus *aneime* nun auch auf die Formen in Vorarlberg anzuwenden sei; implizit scheint L. Jutz aber davon auszugehen.

Die Herleitung dieser Formen habe ich bereits an anderer Stelle diskutiert (4.3.1, §2), mit dem Ergebnis, dass *əmənə* nicht direkt mhd. **aneime* fortsetzt, sondern in Analogie zum dem Muster gebildet ist, das andere präpositionale Amalgame vorgeben (Akzentverlauf, Silbenzahl, Abfolge der Nasale), etwa *fomənə* 'von_einem', *bimənə* 'bei_einem' usw. Für unseren Zusammenhang wichtig ist aber die Tatsache, dass *əmənə* nicht ohne Bezug auf ein präpositionales Muster hergeleitet werden kann. Insofern können die Formen als ein – sehr wenig weit gehendes – Phänomen aus der „PDM-Familie" interpretiert werden.

Dieselben Formen kommen auch in der Bündner Herrschaft vor (*əmənə*, P. Meinherz 1920, S. 178).

Damit steht der Streifen Graubünden–Vorarlberg–Ober-/Ostschwäbisch nicht völlig außerhalb der PDM-Zone, wenn man PDM-Phänomene nicht disjunkt („ja" oder „nein"), sondern graduell konzeptualisiert, als mehr oder weniger weit gehende Generalisierung des präpositionalen Musters. Richtig ist dagegen, dass die Generalisierung in diesem Streifen vergleichsweise wenig weit durchgeführt ist. Das ist aber nichts prinzipiell anderes, als wir bereits innerhalb der alemannischen und bairischen PDM-Zonen gesehen haben. Auch da geht die Generalisierung in verschiedenen Dialekten unterschiedlich weit: Beispielsweise ist die PDM nur in Teilgebieten der alemannischen PDM-Zone auch auf Personalpronomen ausgeweitet (Mittelelsass, Südschwarzwald, Zentralschweiz, teilweise Aargau und Schaffhausen), und in nochmals weniger Gebieten ist sie anscheinend völlig obligatorisch (teilweise Zentralschweiz und Südostschwarzwald). Diese Teilgebiete sind untereinander nicht adjazent, genau so, wie insgesamt die bairische und die alemannische PDM-Zone nicht adjazent sind.

Somit zeigt das ganze Oberdeutsche (mit Ausnahme des Höchstalemannischen) relativ einheitlich Generalisierungsphänomene, aber die einzelnen Dialekte gehen dabei auf vielfältige Weise verschieden weit. Eine Kategorisierung als Mono- oder als Polygenese kann die Spezifik dieses Befunds nicht differenzierend genug abbilden. Die grundsätzliche Anlage zur Generalisierung präpositionaler Muster kann durchaus als eine gesamtoberdeutsche Innovation angesehen werden, die sich aber im Einzelnen ganz unterschiedlich äußert und verschiedene Schwerpunkte gebildet hat. Ein eigentliches gesamtoberdeutsches Innovationszentrum kann dabei nicht ausgemacht werden. Innerhalb des Alemannischen deuet vieles auf die Zentralschweiz, innerhalb des Bairischen auf das Südbairische (Tirol und Kärnten).

3. Nur beiläufig sei angemerkt, dass im Alemannischen das PDM-Verbreitungsgebiet verhältnismäßig genau korreliert mit dem ehemaligen vorderösterreichischen (habsburgischen) Herrschaftsgebiet:

> „Doch hat man [in Bezug auf die Kantone] gerade die Verhältnisse vorangehender Zeit besonders zu beachten und dabei die Bindungen zu berücksichtigen, die in heute verschwundenen Herrschaften lagen. Unter letzteren steht das weit ausgedehnte und durchweg beim katholischen Bekenntnisse verbliebene vorderösterreichische Gebiet voran. Dieses schuf nicht nur sehr wirksame Schranken gegen die vorwiegend reformierten Nachbargebiete, sondern es verband auch über den Hochrhein hinweg mit angrezenden österr. Besitzstücken im Norteile, die von Waldshut bis gegen Basel, nordwärts bis ins oberste Neckar- und Donaugebiet und über den südlichen Schwarzwald hinweg in den Breigau reichten"
> (K. Bohnenberger 1953, S. 190f).

Falls dieser territoriale Aspekt eine Rolle für die Verbreitung der PDM im Alemannischen spielt, würde das auch ein Licht auf die Datierung werfen; die PDM müsste sich etwa im 13. Jahrhundert im Alemannischen ausgebreitet haben.

4. Es soll nun noch der Versuch unternommen werden, das Fehlen der PDM in Bayerisch-Schwaben, Vorarlberg und Graubünden anders zu erklären, so dass zwischen der alemannsichen und bairischen „Echt"-PDM-Zone areale Kontinuität hergestellt werden kann und ein monogenetisches Szenario möglich wird. Dies alles ist aber mit erheblichem S p e k u l a t i o n s a u f w a n d verbunden, so dass das Folgende eher als Gedankenexperiment zu verstehen ist.

Die eigentliche PDM kann auch außerhalb des geschlossenen Verbreitungsgebiets vereinzelt nachgewiesen werden. Dabei geht es um isolierte Belege im Nordbairischen (Regelsbach bei Nürnberg), im oberösterreichischen Mühlviertel, und v. a. im Schwäbischen. Es ist gut möglich, dass die PDM beispielsweise im Schwäbischen ehemals ebenfalls verbreitet war und dann aufgegeben worden ist. Andererseits ist auch denkbar, dass sie sich hier gar nie richtig durchsetzen konnte und immer schon nur ganz sporadisch aufgetreten ist. Jedenfalls wirft das nur ganz vereinzelte Vorkommen der PDM im Schwäbischen auch ein neues Licht auf Vorarlberg und Graubünden: Alle diese Gebiete haben gemeinsam, dass die PDM (praktisch) nicht vorkommt.

Interessanterweise ist der schwäbische Charakter der Dialekte von Vorarlberg und Graubünden (ausgenommen natürlich die Walsersiedlungen) schon ganz unabhängig von der PDM festgestellt worden; zu Graubünden vgl. bereits 4.5.4 (R. Trüb 1951, R. Hotzenköcherle 1984). L. Jutz 1925 weist mehrmals auf den großen Einfluss des Schwäbischen auf Vorarlberg hin:

> „Ich habe bereits darauf hingewiesen, daß die Erscheinungen, durch welche sich die heutige Ma. des Rheintales in Gegensatz zur südvorarlbergisch-liechtensteinischen stellt, auch dort nicht ursprünglich, sondern daß sie von Norden hergekommen und auf diesem Wege, auf dem sich seit früher Zeit ein reger Verkehr abwickelte, nach Süden vorgedrungen sind" (L. Jutz 1925, S. 325).

> [Zur anlautenden velaren Aspirata vs. Affrikata:]
> „Immerhin hat Bohnenberger die Aspirata auch nördlich vom Bodensee festgestellt, wo romanischer Einfluss nicht in Betracht gezogen werden kann. Auch in diesem Fall ist m. E. eine Bewegung dieser gegenüber der Affrikata jüngeren Entsprechung von Norden durch das Rheintal gegen Süden anzunehmen [...]. Ebenso ist die Bündner Herrschaft in bezug auf die Unterscheidung von velarem und palatalem Spiranten mit dem Schwäbischen in ununterbrochenem geographischen Zusammenhange" (L. Jutz 1925, S. 334).

> „Schließlich müssen auch die Dehnungsverhältnisse in offener Silbe im Rheintale südlich der Ill wie im nördlichen Liechtenstein auf Einfluß von Norden her zurückgeführt werden" (L. Jutz 1925, S. 334).

L. Jutz (1925) datiert die Zunahme des nördlichen (schwäbischen) Einflusses auf Vorarlberg auf das 15. Jahrhundert:

> „Wenn sich auch schon frühe durch das Rheintal ein reger Verkehr zwischen Deutschland und Italien entwickelt hatte [...], so blieben doch enge wirtschaftliche und kulturelle Beziehungen zwischen den rechts- und linksrheinischen Gebieten durch beinahe das ganze Mittelalter bestehen. Erst nach dem Appenzellerkriege [...] scheint in dieser Hinsicht ein Umschwung eingetreten zu sein. Daß sich in der Bevölkerung von Vorarlberg und Liechtenstein noch im gleichen Jahrhundert eine heftige Abneigung gegen die Schweizer entwickelte, wird durch zahlreiche Schwänke und Lieder erwiesen, in denen die Eidgenossen verspottet und verhöhnt wurden. [...] Von nun an beginnt die Orientierung der rechtsrheinischen Bevölkerung nach Schwaben und damit beginnt auch die starke Beeinflussung der rheintalischen Ma. durch das Schwäbische. Diese Umwälzung [...] führte zu dem Endergebnis, daß die Ma. in mehrfacher Hinsicht geradezu schwäbischen Charakter aufweist" (L. Jutz 1925, S. 334f).

In diesem Zusammenhang fällt auf, dass in den linksrheinischen Gebieten (Appenzell und St. Galler Rheintal, vgl. J. Vetsch 1910 und J. Berger 1913) die PDM vorkommt, auf der Vorarlberger Seite nicht. Wir können diese Asymmetrie nun verknüpfen mit der Orientierung der rechtsrheinischen Gebiete zum Schwäbischen hin ab dem 15. Jahrhundert, die in den linksrheinischen Gebieten fehlt. Sie könnte den Effekt gehabt haben, dass sich die PDM in Vorarlberg entweder nicht ausbreiten konnte oder unter schwäbischem Einfluss wieder aufgegeben worden ist.

Gehen wir versuchshalber von der zweiten Möglichkeit aus. Hier bereitet v. a. Schwierigkeiten, dass es einen recht eindeutigen Hinweis gibt, aus dem die ehemalige Verbreitung der PDM auch im Ostschwäbischen abgeleitet werden kann; es handelt sich um den bereits zitierten Beleg (8.3.1, §1.5) der Augsburger Schreiberin Clara Hätzlerin (2. H. 15. Jh.). Dagegen kommt heute die PDM im gesamten

Untersuchungsgebiet des Sprachatlasses von Bayerisch-Schwaben nirgends vor (Werner König, Augsburg, pers. Mitteilung). Wenn man alle diese Beobachtungen einheitlich erklären will, muss man annehmen, dass die PDM noch im 15. Jahrhundert im Ostschwäbischen (und möglicherweise auch in Vorarlberg) vorgekommen und dann erst aufgegeben worden ist; die Aufgabe der PDM wäre somit eine von vielen gemeinsamen Innovationen Vorarlbergs mit dem Schwäbischen.

Unter Einbezug von diesen Vorannahmen wird die Monogenese der PDM also plötzlich wieder ein Thema. Entgegen meiner Konzeption (unterschiedlich weit gehende Generalisierung des postpräpositionalen Vorkommens von Dativformen) könnten dann die vorarlbergischen dreisilbigen Formen des indefiniten Artikels Dativ Sg. m. *əmənə* nun nicht als bescheidene Generalisierungsstufe, sondern als synchron nicht transparentes Relikt interpretiert werden, das die PDM hier hinterlassen hat[171].

Interessanterweise ist es in dieser Theorie der Einflussbereich des frühneuzeitlichen Augsburg, wo die PDM aufgegeben wird. Mag der großstädtische Charakter von Augsburg in dieser Zeit eine Rolle gespielt haben?

5. In Graubünden ist die Ausgangslage nochmals anders. Neben ebenfalls schwäbischem Einfluss kommt hinzu, dass das Gebiet erst verhältnismäßig spät germanisiert worden ist. Wenn wir für die PDM ein hohes Alter rekonstruieren (sagen wir, seit dem Hochmittelalter), kommen wir in eine Zeit, wo in Graubünden mehrheitlich noch rätoromanisch gesprochen wurde. Das Fehlen der PDM könnte also, so paradox das zunächst klingen mag, darauf zurückzuführen sein, dass sie zur Zeit ihrer – hier einfach einmal angenommenen – Expansion im Hochmittelalter Graubünden noch gar nicht erreichen konnte, weil Graubünden noch nicht zum oberdeutschen Sprachgebiet gehörte. Die Germanisierung fand dann unter nördlichem (schwäbischem) und schriftsprachlichem Einfluss statt, wodurch die PDM ebenfalls nicht nach Graubünden gelangen konnte.

8.3.3 Welche Rolle spielt das Rätoromanische?

1. Vor der – im Übrigen ja nicht abgeschlossenen – Germanisierung war und ist Graubünden rätoromanisches Gebiet. Wenn man sich nun aber die Kasusmorphologie der rätoromanischen Dialekte genauer anschaut, macht man eine schon fast ungeheuerliche Entdeckung: Im ganzen rätoromanischen Sprachgebiet, von der Surselva bis ins Friaul (außer Oberengadin) hat die Dativmarkierung z. T. verblüffende strukturelle Ähnlichkeit mit der oberdeutschen PDM[172]. Bei den Personalpronomen steht ein Nominativ, z. B. *tu* (2. Sg.), einem Akkusativ gegenüber, *te*, der das direkte Objekt kodiert und auch nach Präpositionen eingesetzt wird, z. B.

171 Ähnliches könnte in dieser Auffassung auch für den völlig isolierten Hinweis auf die PDM in Böbing (Lkr. Weilheim-Schongau) geltend gemacht werden, vgl. Fußnote 169. Das vereinzelte (und anscheinend auf das Adjektiv beschränkte) Auftreten der Konstruktion müsste dann als nicht mehr transparentes Relikt der PDM interpretiert werden.

172 Für diesen Hinweis bin ich Claudia Schmellentin, Zürich, sehr dankbar.

per te – soweit nichts Außergewöhnliches. Das indirekte Objekt wird, schon fast erwartungsgemäß, mittels *a* kodiert, das auf lateinisches *ad* zurückgeführt werden kann. *a* wird aber nicht (überall) mit Akkusativ kombiniert (*a te*), sondern mit einer eigenen Form, *a ti*. Es gibt also drei morphologisch distinkte Kasusformen, *tu* ≠ *te* ≠ *ti*, von denen eine (*ti*) nur in dativischer Funktion zusammen mit der Präposition *a* eingesetzt wird, während sonst nach Präposition *te* steht. Historisch wird diese Form auf den lat. Dativ, *tibi*, zurückgeführt:

> „Interessant sind die Dative *mihi*, *tibi*, die denen wir in a bis d [=Vorderrhein; Zusammenfluss Vorder- u. Hinterrhein; Domleschg], in Judicarien, Vigo, o [=Ober-Fascha], p [=Greden], in Ampezzo, Erto und im Friaul begegnen. Da bestehen nämlich bei *ego* und *tu* zweierlei oblique Kasus, von denen die einen nur nach der Praep. *ad* gesetzt werden und auch lautlich mehr oder weniger genau zu *mihi*, *tibi* passen"
> (Th. Gartner 1883, S. 90f).

> „Das rät. personalpronomen zeichnet sich noch dadurch aus, dass es den alten, klaren und bündigen unterschied zwischen *me* und *mī* (*mihi*) noch nicht vergessen hat. Freilich hat sich dennoch auch hier, wie beim substantiv, die präposition *ad* zu dem dativ hinzugestellt; aber es blieb beim *mī*. Im Engadin, wo man *me* als objekt gleichfalls mit dieser präposition zu verstärken pflegt, ist die unterscheidung der zwei formen verloren gegangen" (Th. Gartner 1940, S. 212).

> „Ils pronoms objects:
> a) Object preposiziunal
> cun mei
> per tei
> [...]
> Cun tuts las preposiziuns dano *a*.
> b) Object cun la preposiziun *a*
> *a mi*
> *a ti*
> L'emprema a la secunda persuna dil singular han fuormas specialas (*mi*, *ti*)" (Surselvisch; A. Spescha 1989, S. 334).

> „Als besondere Eingentümlichkeit ist zu beachten, dass g[rödnerisch] und [ober]f[assanisch] eine besondere Dativform für die erste und zweite Ps. Sg. kennen [= *a mí*, *a tí*], die nach der Präposition *a* steht und von lat. MIHI bzw. TIBI abzuleiten ist; in E[nnebergisch] A[bteital] B[uchensteinisch] steht auch nach *a* die normale Form, und für die anderen Personen kennen auch g[rödnerisch] [ober]f[assanisch] keine Sonderformen" (Dolomitenladinisch; J. Kramer 1978, S. 58).

> „Soltanto i pronomi enfatici presentano una declinazione completa, che consta, in friulano, di un caso nominativo (per il pronome in funzione di soggetto), di un caso accusativo (per il pronome in funzione di oggetto diretto), di due casi preposizionali (per i pronomi in funzione di complementi indiretti). [...] La declinazione enfatica dei pronomi personali in friulano è questa:
>
> | Sing. | I^a^ pers. | II^a^ pers. |
> |---|---|---|
> | Sogg. | *jo* | *tù* |
> | Specif. | *di me* | *di te* |
> | Term. | *a mi* | *a ti* |
> | Oggetto | *me* | *te* [...] |
>
> Come si vede, il friulano ha una forma particolare per i complementi di termine di I^a^ e II^a^ personal singolare (*a mi*, *a ti*)" (Friaulisch; G. Marchetti 1952, S. 135f).

Im Bündnerromanischen kommen teilweise gar eigene Dativformen des definiten Artikels vor:

> „Las fuormas *agli*, *ali* pl. *aglis*, *alis* vegnan era duvradas mintgaton en funcziun d'artechel el dativ [...]: *Has dau ali bab? Has dau alis pors?*" (Surselvisch; A. Spescha 1989, S. 334).

> „[Der Dativartikel] ist nicht in allen Mundarten verbreitet. Das Unterengadinische scheint ihn in historischer Zeit nicht gekannt zu haben. Im Oberengadinischen ist er nur in den ersten Jahrhunderten vital. Das Surselvische gebraucht ihn in der Schriftsprache selten, noch weniger das Surmeirische. Dagegen ist er kennzeichnend für das (gesprochene und geschriebene) Sutselvisch" (K. P. Linder 1987, S. 205).

Es folgen bei K. P. Linder sutselvische Belege mit bloßem Dativartikel ohne präpositionalen Marker, z. B.:

> *Mo gi a nign – ear betg gli mamma*
> 'Aber sag es keinem – auch nicht der Mutter'
> (K. P. Linder 1987, S. 206)

Doch „ebenso häufig erscheint die Dativform des Artikels nach der Präposition *a*" (K. P. Linder 1987, S. 206). Außerdem „kann das Dativobjekt [...] auch durch *a* + normale Artikelform ausgedrückt werden" (K. P. Linder 1987, S. 207f). Anscheinend sind *gli*, *agli* und *al* bzw. *a la* völlig austauschbar („freie Varianz", K. P. Linder 1987, S. 208).

Schließlich kann K. P. Linder (1987), S. 228-232 für das 17. Jahrhundert auch einen indefiniten Dativartikel *nui* belegen, der immer zusammen mit *a* vorkommt.

Nur beiläufig sei noch erwähnt, dass im Surselvischen die Präposition *a* verdoppelt werden kann, wenn das dativische Personalpronomen besonders fokussiert ist:

> „Era per l'emprema a la secunda persuna dat ei fuormas accentuadas. Quei succeda cun la reduplicaziun dalla preposiziun *a*: *ad ami, ad ati, ad anus, ad avus*" (A. Spescha 1989, S. 335).

2. Diese erhaltenen Dativformen sind den rätoromanischen Dialektologen als Archaismus aufgefallen (z. B. J. Kramer 1978, K. P. Linder 1987, H. Schmid 1951). Nun ist es nicht weiter beunruhigend, dass an der äußersten Peripherie der Romania solche Archaismen zu finden sind. Immerhin ist aber schon einmal bemerkenswert, dass nicht nur bloße Formen erhalten sind, die historisch auf Dativ zurückzuführen sind, sondern dass diese Formen noch in einem funktionierenden Distinktionssystem stehen, also tatsächlich auch noch mit Dativfunktion assoziiert sind. Wirklich beunruhigend ist aber etwas anderes, das anscheinend niemandem als Besonderheit aufgefallen ist, nämlich, dass die Dativformen mit *a* (< *ad*) kombiniert werden. Aber *ad* regiert Akkusativ, nicht Dativ. Wäre das indirekte Objekt des Rätoromanischen aus direktionalen Präpositionalphrasen grammatikalisiert, würden wir *a* + Akkusativ erwarten. Aus romanistischer Sicht muss die Kombination von *ad* und Dativ eigentlich aberrant erscheinen. Andererseits entspricht sie strukturell der oberdeutschen PDM recht genau, die ja ebenfalls einen präpositionalen Marker mit Dativformen kombiniert.

Wie kann rätoromanisches *a* + Dativ erklärt werden? Wahrscheinlich hat das Rätoromanische zunächst bei lexikalisch gefüllten, mit Artikel eingeleiteten Nominalphrasen *ad* + Akkusativ als Kodierung des indirekten Objekts grammatikalisiert, während bei den Pronomen das indirekte Objekt durch Dativflexion ausgedrückt wird. Da die ursprüngliche Akkusativrektion von *ad* bei Voll-NPs synchron nicht mehr transparent ist, wird die bloße Vorsetzung der Präposition zur Kodierung des indirekten Objekts generalisiert und auch auf (dativische) Pronomen angewendet. Jedenfalls muss neben der *ad*-Phrase auch der flexivische Dativ als Option weiter bestanden haben, so dass die beiden Ausdrucksmittel kombiniert werden konnten.

Eine parallele Entwicklung muss auch für das Sardische[173] – ebenfalls an der Peripherie der Romania – angenommen werden. Im Logudoresischen folgt dem Marker *a* eine separate Dativform, die vom Obliquus distinkt ist, der sonst nach Präposition steht:

	a +	Präp. +
1.Sg.	*mime, -i, mie*	*mei*
2.Sg.	*tie*	*tene*

(nach E. Blasco Ferrer 1986, S. 108)

173 Außerdem für das Mozarabische, worauf mich Georg Bossong, Zürich, verdankenswerterweise hinweist.

Beispiele (E. Blasco Ferrer 1986, S. 109):

da-mí-lu a mimi 'dammelo a me'
ite cheres dae mene? 'cosa vuoi da me?'

Gerade aber bei der jahrhundertelangen und bis heute andauernden Zweisprachigkeit im rätoromanischen Raum scheint mir die Kombination von *ad* mit flexivischem Dativ, dem funktionalen Äquivalent der *ad*-Phrase in der (oberdeutschen) Kontaktsprache, nicht unplausibel zu sein. Auf eine lange Phase der Zweisprachigkeit etwa im (heute deutschen) Rheintal weist z. B. H. Stricker (1981) hin. H. Schmid (1980), S. 145-147 geht auch für das Linthgebiet, Glarus und ev. Schwyz von einer längeren rätoromanisch-alemannischen Zweisprachigkeit aus.

Immerhin ist schon bemerkenswert, dass am Südrand der Germania eine Partikularität auftritt (die PDM), zu der es am Nordrand der Romania ein strukturelles Äquivalent gibt. Ohne Zweifel können die oberdeutsche PDM und die Dativmarkierung im Rätoromanischen jeweils unabhängig voneinander intern hergeleitet werden. Sicher hat weder das Oberdeutsche noch das Rätoromanische das kontaktsprachliche Muster einfach übernommen. Dennoch sind die Entwicklungen im oberdeutschen und im rätoromanischen System ein Stück weit konvergent. Das areale Bild, das sich bei der Verbreitung der beiden formalen Kodierungsparameter ±distinkte Dativflexion und ±präpositionale Marker ergibt, ist jedenfalls ganz eindrucksvoll: Der Südrand der Kodierung des indirekten Objekts mittels eines flexivisch distinkten Dativs liegt südlich der germanisch-romanischen Sprachgrenze, der Nordrand der IO-Kodierung mittels präpositionaler Marker liegt nördlich der germanisch-romanischen Sprachgrenze. Dazwischen treten Dativformen und präpositionale Marker in Kombination auf, und zwar auf beiden Seiten der Sprachgrenze.

Wenn man mag, kann man das als ein Sprachbundphänomen ansehen: Benachbarte germanische und romanische Dialekte machen (vor dem Hintergrund einer geographisch und zeitlich ausgedehnten Zweisprachigkeit) eine gemeinsame Innovation durch, indem sie Dativformen mit präpositionalen Markern kombinieren – je mit den Mitteln, die in der jeweiligen Sprache zur Verfügung stehen. Diese Strategie kann sich nun auch weiter verbreiten in Gebiete, die nicht zweisprachig sind. Es ist also vollkommen unnötig, diesen Zusammenhang über romanisches Substrat in grauer Vorzeit herstellen zu wollen; nicht nur dauert die Zweisprachigkeit im Alpenraum teilweise bis heute noch an, auch auf romanischer Seite hinterlässt die gemeinsame Innovation ihre Spuren. Das ist nicht eine Sache der Glottogenese, sondern ein areales Phänomen[174].

174 Interessanterweise kommt H. Schmid (1951) aufgrund von anderen Beobachtungen an den rätoromanischen und alemannischen Kasussystemen zu einer ähnlichen Schlussfolgerung, worauf ich erst bei der Überarbeitung der vorliegenden Arbeit gestoßen bin: H. Schmid interessiert sich für die lange Erhaltung eigener Dativformen des definiten Artikels in zentralbündnerromanischen Dialekten, die vom ausgeglichenen Nominativ–Akkusativ distinkt sind (S. 68f). Sowohl in Bezug auf das Distinktionssystem (Nom.=Akk.≠Dat.) als auch in Bezug

Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, dass ausgerechnet die entschlossensten Vertreter einer Herleitung der PDM aus romanischem Sprachkontakt – E. Mayerthaler / W. Mayerthaler (1990) und A. Pichler-Stainern (1999) – die große strukturelle Ähnlichkeit der oberdeutschen PDM mit dem rätoromanischen Kodierungssystem anscheinend übersehen haben.

Wenn man so kühn sein und das Rätoromanische ebenfalls in das Verbreitungsgebiet der PDM mit einbeziehen will, dann können wir tatsächlich areale Kontinuität zwischen dem alemannischen und dem bairischen PDM-Gebiet herstellen. Die PDM bildet eine einzige Zone im Alpenraum und z. T. nördlich daran anschließend, die aber über die Sprachgrenze ragt.

Dass unter Kontaktbedingungen eine mit der PDM vergleichbare Strategie entstehen kann, zeigen die Südwalser Sprachinseln Issime, Macugnaga und Rima (vgl. 4.3.7, §2, Typ (d)). Hier können die Dativformen der Personalpronomen mit dem – wohl kontaktsprachlichen – Marker *a* kombiniert werden: *a dịar* 'dir' (Rima; SDS-Material). Es ist ausgeschlossen, dass die PDM aus dem alemannischen Mutterdialekt (Wallis) ererbt ist. Interessanterweise wird *a* nicht z. B. mit Akkusativ kombiniert (was einem bei *a te* ja auch in den Sinn kommen könnte).

8.4 Die PDM im Zusammenhang von M. Haspelmaths Theorie der diachronen Adaptation

1. Es soll nun versucht werden, die PDM in den weiteren Zusammenhang einer neueren sprachwandeltheoretischen Konzeption zu stellen, der Theorie der diachronen Adaptation, wie sie M. Haspelmath (1999) formuliert. Die Theorie hat eine Diskussion ausgelöst („Zeitschrift für Sprachwissenschaft" 18-2), in der es aber letztlich zumeist um den Gegensatz zwischen formalistischer und funktionalistischer Erklärungsweise in der Linguistik geht. Vor dem Hintergrund dieser Grundsatz- (und Glaubens-) Debatte geht natürlich leicht vergessen, dass aus M. Haspelmaths Konzeption interessante neuartige Fragestellungen an die Historische Linguistik im Allgemeinen und an die Dialektologie im Besonderen abgeleitet werden können, und dass umgekehrt das empirische Fundament der Dialektologie vielleicht einen entscheidenden Beitrag bei der weiteren Ausarbeitung der Theorie leisten kann. Die Motivation hinter den folgenden Ausführungen liegt also nicht darin, die Legitimität von M. Haspelmaths Modell grundsätzlich (und erst recht nicht erschöpfend) zu diskutieren, sondern darin, die Aussagen des Modells über die Verlaufsweise von grammatischem Wandel auf unsere Beobachtungen an der PDM zu beziehen.

auf den Ort der Markierung (am Artikel, nicht am Kopfnomen) stimmen diese Dialekte mit dem Alemannischen überein (S. 76). Er schließt, dass diese Übereinstimmung zwar nicht einfacher Entlehnung zuzuschreiben sei, aber dennoch mehr als reiner Zufall sei: „Es gibt so etwas wie linguistische Klimaregionen, die von Sprachgrenzen manchmal überraschend unabhängig sind" (S. 79).

2. Zunächst soll aber M. Haspelmaths Theorie in ihren Grundzügen skizziert werden. Ausgangspunkt ist eine Auseinandersetzung mit dem Programmkern der Optimalitätstheorie (OT), nach dem das grammatische System einer Einzelsprache als das Zusammenspiel von universell gültigen, aber konkurrierenden und einzelsprachlich hierarchisierten Präferenzen beschrieben werden kann. M. Haspelmath beobachtet, dass die Präferenzen, die in der OT angenommen werden, intuitiv plausibel und funktional den Sprecherbedürfnissen angepasst sind, und fragt sich, wie es dazu überhaupt kommen kann:

> „The two widely applicable syllable structure constraints ONSET („A syllable must have an onset") and NOCODA („A syllable must not have a coda"), together with the constraint FAITHFULNESS („The output must not contain fewer or more segments than the input") allow three types of languages, depending on their mutual ranking [...]. However, this cannot be the whole story yet. We must ask further: Why are there no constraints such as CODA or NOONSET, which are opposite to NOCODA and ONSET? Nothing in standard OT prohibits these constraints, so if it is true (as it seems to be) that they do not exist, this can only be achieved by stipulation. Such an account may be satisfactory for linguists who limit their goal to an elegant description of particular languages. But the theoretically minded linguist will be more ambitious and ask a further why question: W h y a r e t h e c o n s t r a i n t s t h e w a y t h e y a r e ?"
> (M. Haspelmath 1999, S. 183; Hervorhebung im Original fett).

Die in der Generativen Grammatik gängige Erklärungsweise, dass diese Präferenzen einfach eine angeborene Eigenschaft des menschlichen Hirns seien[175], kann die Angepasstheit von grammatischer Struktur an deren Funktion und an Sprecherbedürfnisse nicht unmittelbar kausal abbilden. Tatsächlich werden angenommene Constraints von den Optimalitätstheoretikern in der Praxis dann doch immer wieder funktional motiviert, ohne dass es in der Theorie einen Platz gibt für funktionale Motivation.

Aber auch für jeden funktionalen Ansatz ist es ein notorisches Problem, kausale Verknüpfungen zwischen Struktur und ihrer Funktion herzustellen. Die

175 So beispielsweise G. Müller (2000), S. 77: „Ein Einwand, der von Vertretern funktionaler Ansätze immer wieder gegen im Rahmen der generativen Grammatik vorgeschlagene Beschränkungen vorgebracht worden ist, beruht darauf, daß es keinen unabhängigen Grund gebe, warum die jeweilige Beschränkung gelten sollte. Die Antwort der generativen Grammatiker ist hier normalerweise, daß dies eben Ausdruck der Tatsache ist, daß das grammatische Wissen des Menschen nicht von der allgemeinen kognitiven Fähigkeit gesteuert, sondern modulspezifisch in separaten Hirndomänen verankert ist; mit anderen Worten: Die Beschränkungen sind so, wie sie sind, weil sie angeboren sind." Der Einwand G. Müllers schiebt das Adaptationsproblem lediglich weiter in die Zeit der Speziation des *Homo sapiens*; wenn die Beschränkungen wirklich eine angeborene Eigenschaft der Hirnstrukturen sind, muss man sich fragen: Wie ist das evolutionär implementierbar? Worin besteht der Selektionsvorteil für Primaten mit einer angeborenen grammatischen Hirnausstattung? Die Argumentation muss dann wieder funktional-adaptiv werden.

Feststellung, dass ein bestimmtes Muster nützlich ist, erklärt noch nicht, wie es möglich ist, dass das Muster existiert und welche Gestalt es hat („the fact that the design is good for a function is not the driving force that led to the design", H. Haider 1998, S. 98). Damit ist das Teleologie-Problem angesprochen: Adaptive Strukturen sind von den Sprechern nicht intentional entwickelt worden, um eine bestimmte Funktion zu erfüllen. Trotzdem haben sie sich anscheinend vor dem Hintergrund ihrer funktionalen Nützlichkeit durchsetzen können.

M. Haspelmath zieht nun eine Parallele zur Evolutions- und Artenbiologie, wo ebenfalls adaptive Muster (strukturelle Anpassungen an funktionale Zusammenhänge) vorkommen und sich im Rahmen der Darwinschen Evolutionslehre eine Lösung für das Teleologieproblem abgezeichnet hat. Vergleichen wir zur Anschauung die Gebisse des Grünen Baumpythons (*Chondropython viridis*) und der Afrikanischen Eierschlange (*Dasypeltis scabra*)[176]: Der Baumpython hat verlängerte Fangzähne in Ober- und Unterkiefer. Bei der Eierschlange sind die Zähne praktisch vollständig zurückgebildet. Der Baumpython hält mit den verlängerten Zähnen seine Beute, v. a. Vögel, sicher fest. Die Eierschlange ernährt sich ausschließlich von Vogeleiern, die sie als Ganzes herunterwürgt. Zähne wären hierbei nicht nur unnütz, sondern gar hinderlich. Die Gebisse dieser zwei Schlangenarten sind also bestens an ihre Nahrungsbedürfnisse angepasst (mit M. Haspelmath könnte man hier von „user optimality" sprechen). Mit Einbezug von Variation und Selektion kann nun der eigentliche kausale Mechanismus hinter funktionsangepassten Strukturen abgeleitet werden:

> Quasi-teleologisch: Baumpythons haben verlängerte Fangzähne, um ihre bevorzugten Beutetiere sicher zu ergreifen.
>
> Kausal: Innerhalb einer Population von Baumpythons gab es genetische Variation bezüglich der Länge ihrer vorderen Zähne. Individuen mit längeren Zähnen waren erfolgreicher im Beuteerwerb und hatten daher bessere Überlebens- und Reproduktionschancen im Regenwald von Neuguinea.

M. Haspelmath vertritt nun die These, dass in der Sprachentwicklung ebenfalls die Mechanismen Variation und Selektion zur Durchsetzung von adaptiven Mustern führen, wodurch ein kausaler Konnex zwischen Struktur und Funktion formuliert werden kann:

> Quasi-teleologisch:
> „In *cat-s* [kæts], the suffix consonant is voiceless in order to satisfy the SAMEVOICE constraint. (Or: ... in order to facilitate the pronunciation of this obstruent cluster)" (M. Haspelmath 1999, S. 190; Hervorhebungen im Original fett).

176 Ich erlaube mir, ein meiner Kenntnis und Lebenswelt näher liegendes Beispiel anzuführen, als die viel (und auch von M. Haspelmath) bemühten Giraffenhälse.

> Kausal:
> „At some earlier time, there was structural variation: The suffix *-s* could be pronounced [z] or [s]. Because [kæts] required less production effort than [kætz], speakers chose it increasingly often. After some time, the form [kæts] had become very frequent and therefore was reanalyzed as obligatory, while [kætz] was no longer acquired and dropped out of the language" (M. Haspelmath 1999, S. 190).

Die Konsequenzen aus dieser Auffassung sind:

(a) Strukturangepasstheit kann nur vor dem Hintergrund der diachronen Entwicklung verstanden werden. Die Diachronie nimmt dadurch eine Schlüsselposition ein in der Grammatiktheorie.
(b) Der zentrale Mechanismus bei der Durchsetzung einer Innovation ist die Variation von konkurrierenden Optionen.
(c) Sprachentwicklung funktioniert ähnlich, wie es die OT auch für das synchrone Funktionieren der Grammatik annimmt: Konkurrierende Kandidaten werden evaluiert (selektioniert) aufgrund von universell zugänglichen präferenziellen Mustern.
(d) Sprachwandel ist zwingend graduell (so wie Evolution zwingend graduell ist).
(e) Sprachzustände sind zwingend veränderlich (so wie Spezies veränderlich sind).

Diese Voraussagen der Theorie der diachronen Adaptation formulieren nun einen Forschungsauftrag an die Historische Linguistik: Lassen sie die postulierten Mechanismen tatsächlich belegen? Was kann detaillierte empirische Erkenntnis darüber, nach welchen Mustern einzelne Sprachwandelprozesse abgelaufen sind, zur weiteren Elaborierung oder ggf. Korrektur der Theorie beitragen?

4. Bei der PDM liegt nun genau ein Fall vor, an welchem wir die Entstehung, das gegenseitige Verhältnis und die allfällige Durchsetzung von konkurrierenden Optionen untersuchen können. Eine der für die historische Grammatik vielleicht wichtigsten Aussagen von M. Haspelmaths Konzeption ist, dass zwischen dem Auftreten eines Konkurrenten und seiner vollständigen Durchsetzung eine längere Zeit der Variation stattfinden muss. Nun ist das zwar keineswegs eine neue Einsicht, neu ist aber, aus welchem weiteren kausalen Zusammenhang heraus dies motiviert werden kann: Wenn die Mechanismen beim Sprachwandel wirklich Variation und Selektion sind, kann es gar nicht anders sein. Es ist folglich von zentraler Bedeutung, in der historischen Grammatik konzeptionell zu unterscheiden zwischen dem Ins-Spiel-Kommen einer Variante und ihrer Durchsetzung, bzw., genauer, den Stadien ihrer Durchsetzung. Ich habe in G. Seiler (2002, 2002a) für diese Unterscheidung das Begriffspaar „emergence" vs. „implementation" vorgeschlagen[177]. Bei der PDM müssen wir uns folglich fragen: (a),

177 Die Unterscheidung hat oberflächlich Ähnlichkeit mit einem anderen Begriffspaar, „actuation" vs. „transmission", vgl. beispielsweise L. Campbell (1998), S. 195 oder W. Croft

bezüglich „emergence": Wie ist es möglich, dass die Option PDM überhaupt ins Spiel kommt? (b), bezüglich „implementation": Unter welchen Umständen kann sich die Option wie weit durchsetzen?

ad (a): Die pure Existenz eines Mechanismus, nach welchem der Dativmarker inseriert werden kann, muss darauf zurückgeführt werden, dass das prototypische Vorkommen des Dativs – postpräpositional – auch auf die Fälle generalisiert wird, wo nicht ohnehin schon eine Präposition vorhanden ist. Der eigentliche Anlass, der die PDM überhaupt möglich macht, ist eine historische Zufälligkeit des Oberdeutschen, nämlich, dass der Dativ typischerweise nach Präposition vorkommt; der kausale Mechanismus ist hingegen allgemeiner: Der Normalfall wird auf den Ausnahmefall angewendet (Objektsdative werden „in Analogie" zu präpositionalen Dativen gebildet). Das unmittelbare Resultat der „emergence" der PDM ist zunächst lediglich, dass eine formale Kodierungsoption mehr zur Verfügung steht, nämlich eine präpositionale Hülle für Dative.

ad (b): Interessanterweise treffen nun verschiedene Dialekte mit dieser zusätzlichen Option verschiedene systematische Arrangements: Die „implementation" der PDM geht in verschiedene Richtungen und verschieden weit. Es ist nun möglich, dass sich die Optionen PDM vs. bloßer Dativ nach funktionalen Mustern verteilen. Dies ist etwa der Fall in den Dialekten, wo die PDM vorzugsweise dann eingesetzt wird, wenn die dativische Konstituente fokussiert ist (v. a. Deutschschweiz). Ganz andere funktionale Konturen entwickelt die PDM im Südbairischen: Hier wird das Auftreten des Dativmarkers eng an Pluralformen geknüpft, die sonst morphologisch nicht kasusspezifiziert sind: *di lait* 'die Leute' vs. *in di lait* 'den Leuten', *maine khinda* 'meine Kinder' vs. *in maine khinda* 'meinen Kindern'. Auch die Kombination von verschiedenen funktionalen Mustern ist denkbar, z. B., wenn ein Sprecher den Dativmarker erstens eher unter Fokus einsetzt und zweitens eher dann, wenn die Setzung des Dativmarkers Stress Clashes vermeidet.

(2000), S. 4 (bei Croft: „innovation" vs. „propagation"), es ist aber etwas deutlich Verschiedenes gemeint. „Actuation" vs. „transmission" kann immer soziolinguistisch verstanden werden: Die Unterscheidung zwischen „actuation "und „transmission" bezieht sich darauf, dass eine Innovation bei einer (sozial oder auch areal) eingrenzbaren Gruppe von Sprechern ihren Anfang nimmt und sich dann auf andere Sprecher ausbreitet. Die durch eine Innovation entstandene neue Option hat im Gebrauch des einzelnen Sprechers die Funktion einer soziolinguistischen Variabel; die Durchsetzung der einen oder anderen Option wird ausschließlich auf soziale Faktoren zurückgeführt (es ist in dieser Auffassung aber eigentlich völlig arbiträr, welche Option das ist; d. h.: Die Präferenz für eine Option wird nicht auf im engeren Sinne linguistische Faktoren zurückgeführt). Zwar ist Gradualität von Sprachwandel in dieser Konzeption abbildbar als die länger dauernde Koexistenz zwischen der älteren und der jüngeren Variante, aber das systematische Verhältnis der beiden Varianten zueinander wird als disjunkt, d. h. ohne skalare Zwischenstufen konzeptualisiert. „Emergence" vs. „implementation" bezieht sich dagegen auf den Status der Innovation im grammatischen System: Eine Innovation kann (oder muss) verschiedene Implementierungsstufen durchlaufen, wobei sie zunächst z. B. als optionale Variante nur unter best. sprachsystematischen Bedingungen eingesetzt wird, dann aber an Verbindlichkeit zunimmt und für bestimmte grammatische Funktionen obligatorisch werden kann (aber nicht muss).

Es ist aber auf jeden Fall falsch anzunehmen, die PDM habe sich entwickelt, um diese Funktionen auszuüben; diese Funktionen sind gewissermaßen „vom Himmel gefallen": Sie stellen sich ein durch Variation und Selektion im Sprechergebrauch[178].

Andererseits können sich funktionale Asymmetrien genausogut auch nicht einstellen. Dies ist sowohl der Fall, wenn der Dativmarker obligatorisch gesetzt wird, als auch, wenn er immer optional gesetzt wird, ohne dass sich Auftretensasymmetrien feststellen ließen. Diese beiden Fälle unterscheiden sich nicht in der Implementierungs*richtung*, aber im Implementierungs*grad*.

Es ist sehr wahrscheinlich, dass diese verschiedenen Ausprägungen nicht unbedingt chronologisch aufeinander folgen, sondern verschiedene koexistierende Entwicklungsrichtungen sind. Nun hilft hier aber ein Stück weit der sprachgeographische Befund: In der Deutschschweiz befinden sich die Dialekte mit obligatorischer PDM in der Zentralschweiz, die somit den arealen „Schwerpunkt" der PDM in der Deutschschweiz bildet. Außerhalb dieser Zone ist die PDM optional und wird präferierterweise unter Fokus eingesetzt. Schließlich folgen in größerem Abstand die Gebiete, wo sich die PDM überhaupt nicht durchgesetzt hat. Das idealisierte Bild dahinter ist also ein Zentrumsbereich, von dem aus die Prominenz der PDM sukzessive abnimmt. Wenn wir unter diesen Voraussetzungen die optionale PDM unter Fokus als eine um einen Schritt weniger weit implementierte

178 Erst bei der Überarbeitung der vorliegenden Arbeit bin ich auf W. Croft (2000) gestoßen. W. Croft entwirft eine umfassende Theorie sprachlichen Wandels unter evolutionärer Perspektive. Gemeinsamkeiten mit M. Haspelmaths Theorie zeigen sich v. a. darin, dass als die entscheidenden Mechanismen beim Sprachwandel Variation und Selektion angesehen werden, wodurch dem Sprechergebrauch eine ganz zentrale Rolle bei der Durchsetzung einer Innovation zukommt. Die größten Unterschiede zwischen W. Crofts und M. Haspelmaths Konzeptionen liegen im Stellenwert von adaptiven Mechanismen. M. Haspelmath geht davon aus, dass funktionale Faktoren v. a. für die Selektion (und ggf. Durchsetzung) der Varianten im Sprechergebrauch verantwortlich sind. Croft dagegen nimmt an, dass funktionale Gesichtspunkte lediglich eine Rolle spielen bei der eigentlichen Entstehung einer Innovation, wohingegen die Durchsetzung des Musters ausschließlich auf soziale Faktoren zurückzuführen sei: „Functional factors – the phonetic and conceptual factors appealed to by functionalist linguists – are responsible only for innovation, and social factors provide a selection mechanism for propagation" (W. Croft 2000, S. 38); „the empirical evidence indicates that linguistic selection is governed largely if not exclusively by social factors that have little or nothing to do with functional adaptiveness for communication (W. Croft 2000, S. 39). D. h., funktional motivierte Präferenzen für ein Muster haben in W. Crofts Konzeption keinen Einfluss auf dessen Durchsetzung. Die Beobachtungen an der PDM lassen an dieser Auffassung aber Zweifel aufkommen. Es scheint mir plausibel, dass durch die Entstehung der PDM zunächst eine neue formale Kodierungsoption ins Spiel gekommen ist und sich erst sekundär im Sprechergebrauch funktionale Konturen entwickelt haben. Evidenz dafür sehe ich erstens darin, dass sich in verschiedenen Dialekten verschiedene funktionale Asymmetrien zwischen PDM und bloßer NP ausgebildet haben, die auf generellere Präferenzen wie z. B. Ikonizitätsprinzipien bezogen werden können; zweitens können sich funktionale Konturen genausogut auch nicht einstellen. Wenn man wie W. Croft davon ausgeht, dass die Selektion ausschließlich sozial gesteuert ist, wären solche optionale und (je nach Dialekt) in verschiedene Richtungen gehende, aber funktional motivierbare Auftretensasymmetrien nicht erklärbar. Dagegen sind die Verhältnisse bei der PDM sehr gut mit M. Haspelmaths (1999) Konzeption vereinbar (ausführlicher zu diesem Thema G. Seiler 2002).

Ausprägung als die obligatorische PDM interpretieren, kommen wir zu einem überraschenden Resultat: Einerseits setzt sich die PDM v. a. unter Fokus durch, was funktional gut durch Ikonizität motiviert werden kann. Andererseits „entgleitet" die PDM bei weiter gehender Implementierung dieser funktionalen Motivierung auch wieder. Natürlich ist eine solche Entwicklung nicht völlig unerhört: Man kann das als einen Fall von Grammatikalisierung sehen, sofern man unter „Grammatikalisierung" nicht nur den Wandel von Lexemen zu Grammemen versteht, sondern auch den Übertritt von pragmatisch gesteuerter Alternantenwahl zur nurmehr morphosyntaktisch verbindlichen Steuerung; diese Auffassung von Grammatikalisierung liegt etwa T. Givóns bekannter Feststellung zugrunde:

> „Loose, paratactic, 'pragmatic' discourse structures develop – over time – into tight, 'grammaticalized' syntactic structures. [...] Language [...] takes discourse structure and condenses it – via syntactization – into syntactic structure" (T. Givón 1979, S. 208).

Grammatikalisierung (oder sollte man hier spezifischer von „Automatisierung" sprechen?) kann also die funktionale Motivation, warum eine Kodierungsoption in einem bestimmten Implementierungsstadium überhaupt eingesetzt worden ist, auch wieder zunichte machen. Dies geschieht auch in den Fällen, die M. Haspelmath in anderem Zusammenhang (1999a) im Auge hat: Es sei ein Sprecherbedürfnis, „extravagant" zu sein und daher auch aufwendigere Kodierungsoptionen einzusetzen. Bei häufigem Einsatz kollabiert aber dieser pragmatische Effekt, so dass sich die Kodierungsoption morphosyntaktisch automatisiert:

> „Grammaticalization is a side effect of the maxim of extravagance, that is, speakers' use of unusually explicit formulations in order to attract attention. As these are adopted more widely in the speech community, they become more frequent and are reduced phonologically" (M. Haspelmath 1999a, S. 1043).

Möglicherweise liegt genau ein solcher Fall bei der Obligatorisierung der PDM vor. Es ist m. E. nicht unplausibel, dass „extravagance" und damit explizitere Kodierung insbesondere bei fokussierten Elementen eine Rolle spielt. Es wäre nun absurd anzunehmen, dass z. B. die Muotathaler (mit obligatorischer PDM) Dativobjekte unablässig fokussieren; vielmehr hat sich der Einsatz der PDM automatisiert.

Eine andere Treibkraft bei Grammatikalisierungsprozessen kann im Bestreben der Sprecher vermutet werden, für Fälle mit übereinstimmenden Merkmalen die gleiche Kodierung anzuwenden. Möglicherweise steckt dieses Prinzip hinter der Entwicklung eines Primärobjekt-vs.-Sekundärobjekt-Systems: Typischerweise kommt ein Secondary Topic in der grammatischen Funktion direktes Objekt vor (im Normalfall Patiens). Dieses Muster wird auf die Fälle ausgedehnt, in denen das Secondary Topic durch ein indirektes Objekt (Rezipient oder Benefaktiv) vertreten ist, mit dem Ergebnis, dass (ehemals) direktes und indirektes Objekt als

Primärobjekt gleich behandelt werden. Man kann dahinter ein Sprecherbedürfnis sehen, gleiche Kategorien gleich auszudrücken; das ist ein ikonischer Mechanismus, der etwa auch für proportionale Analogie in der Morphologie verantwortlich ist. Die Generalisierung der PDM von fokussierten auf alle Dative ist sowohl mit „extravagance" als auch mit dieser Art von ikonischer Motivation vereinbar (nennen wir sie provisorisch „generalize!").

„Extravagance" und „generalize!" können also einerseits leicht durch Sprecherbedürfnisse motiviert werden. Andererseits führen sie zu voll automatisierten, rein morphosyntaktisch gesteuerten Mustern. Dass solche Muster überhaupt existieren, kann zwar immer noch aus Sprecherbedürfnissen abgeleitet werden: Grammatik hat eine kommunikative Funktion insofern, als es die Kommunikation erleichtert, wenn Sprecher und Hörer denselben verbindlichen Regelapparat anwenden. Aber wie dieser Regelapparat aussieht, kann synchron häufig nicht aus dessen Funktion abgeleitet werden[179]. In diesem Punkt haben M. Haspelmaths Kritiker aus dem generativen Lager durchaus Recht. Bei Funktionalisten ist bisweilen das Bestreben festzustellen, bei jeder syntaktischen Regularität unbedingt noch eine funktionale (d. h. letztlich: außersyntaktische) Motivation auszumachen. Ich habe versucht zu zeigen, dass eine funktionale Motivation für die konkrete Ausgestaltung eines formalen Musters gerade nicht immer angewendet werden kann – und auch nicht muss.

5. Wir haben am Beispiel der PDM gesehen, dass das Auftreten des Dativmarkers relativ direkt auf funktionale Präferenzen bezogen werden kann, wo die PDM optional ist. Ebenso ist aber auch deutlich geworden, dass die PDM so weit automatisiert werden kann, dass die Erklärung hier rein strukturell ausfallen muss. Der diachrone Prozess ist vereinbar mit bestimmten Sprecherbedürfnissen, aber sein Resultat kann nicht aus den funktionalen Präferenzen heraus motiviert werden, die den Einsatz des Dativmarkers in der Phase der Varianz steuern.

Ich habe immer wieder versucht, einerseits den formalen Apparat nachzubauen, der das Funktionieren der PDM simuliert, andererseits aber auch zu fragen, wie der Befund motiviert werden kann und diachron implementierbar ist. Ich hoffe, es ist dabei deutlich geworden, dass strukturelle und funktionale Erklärungen zueinander nicht im Widerspruch stehen, sondern auf zwei Arten von Kausalität Bezug nehmen, die nebeneinander existieren und getrennt voneinander beschrieben werden müssen: Der strukturelle Mechanismus kann nicht rein funktional beschrieben werden, aber die strukturelle Beschreibung einer Operation liefert auch noch nicht die funktionale Erklärung dieser Operation. Es ist etwas Ver-

179 Übrigens stellt sich dasselbe Problem auch in der Biologie: Auch hier kann aus dem Zweck eines Musters noch nicht auf dessen formale Ausgestaltung geschlossen werden. Beispielsweise übt das Gift der Giftschlangen eine wichtige Funktion bei der Verdauung aus. Das Gift ist für das Tier so kostbar, dass es möglichst nicht zur Verteidigung „verschleudert" werden sollte. Bei vielen Giftschlangen haben sich Warnsysteme entwickelt, die den Gifteinsatz möglichst vermeidbar machen. Wie dieses Warnsystem konkret ausgestaltet ist, kann aber aus dessen Funktion nicht abgeleitet werden: Klapperschlangen erzeugen mit Horngliedern am Schwanzende ein rasselndes Geräusch, Lanzenottern und Korallenschlagen tragen eigentliche Signalfarben, Kobras nehmen die wohlbekannte Drohhaltung ein usw.

schiedenes, ob man den Algorithmus modelliert, der Voraussagen über die strukturell notwendigen und möglichen Operationen erzeugt, oder ob man sich fragt, worin die Funktion dieser Operationen liegt. Ohne Zweifel existiert aber beides, das „Design" der Grammatik und funktionale Motivationen, warum dieses Design so ist, wie es ist.

Daraus kann eigentlich nur eine Konsequenz gezogen werden: dass strukturelle (wie funktioniert das Programm?) und funktionale (was leistet das Programm?) Erklärungen zueinander komplementär sind und in ihren jeweiligen Erklärungsbereichen arbeiten.

Abschließend hierzu erlaube ich mir nun auch noch eine Analogie zur Biologie. E. Mayr (2000) stellt fest, dass es in der Biologie grundsätzlich zwei, zueinander komplementäre Arten der Erklärung gibt:

> „Jedes Phänomen, jeder Vorgang bei lebenden Organismen ist das Ergebnis von zwei verschiedenen Ursachen, die man gewöhnlich als unmittelbare (funktionale) oder als mittelbare (evolutionäre) Ursachen bezeichnet. Alle Aktivitäten oder Vorgänge, die Anweisungen eines Programms enthalten, sind unmittelbare Ursachen. Damit ist besonders die Ursache von Vorgängen der Physiologie, der Entwicklung und des Verhaltens gemeint, die von genetischen und somatischen Programmen gesteuert werden. Sie sind Antworten auf die Frage nach dem Wie. Mittelbare oder evolutionäre Ursachen sind diejenigen, die das Entstehen neuer genetischer Programme oder die Veränderung bereits existierender nach sich ziehen – also alle Ursachen, die zu den Veränderungen während des Evolutionsvorganges führen. [...] Sie sind zumeist Antworten auf Fragen nach dem Warum. Fast immer läßt sich sowohl eine unmittelbare als auch eine mittelbare Ursache als Erklärung eines bestimmten Phänomens angeben. [...] Zu vielen großen Kontroversen in der Geschichte der Biologie kam es nur deshalb, weil die eine Seite ausschließlich unmittelbare, die andere Seite nur evolutionäre Ursachen in Betracht zog" (E. Mayr 2000, S. 102f).

Es dauerte bis in die 1930er Jahre, bis in der sog. evolutionären Synthese die Komplementarität der beiden Erklärungsebenen erkannt wurde (E. Mayr 2000, S. 254).

Was heißt das nun übertragen auf den Gegensatz zwischen formal und funktional orientierter Linguistik? Beide Optiken sind gleichermaßen „explanativ", aber nicht auf derselben Ebene, und genau deshalb sind sie vereinbar, weil komplementär verteilt. Trotz der – zeitweise ja durchaus populären – Orientierung der Linguistik an der Biologie scheint der Linguistik eine mit der evolutionären Synthese vergleichbare Entwicklung noch bevorzustehen. Vor diesem Hintergrund kann eine Hauptaufgabe der Grammatiktheorie darin gesehen werden, zu modellieren, wie Design und Leistung des Programms aufeinander zu beziehen sind. M. Haspelmaths Theorie der diachronen Adaptation könnte ein Ansatzpunkt in dieser Richtung sein.

7. Bleiben wir ähnlich optimistisch bei der Frage, welche Rolle die Dialektologie dabei spielen könnte. Hier finden genau die Vorgänge statt, auf deren Studium die weitere Ausarbeitung dieses Ansatzes basieren kann: In verschiedenen Dialekten werden verschiedene Optionen unter verschiedenen Bedingungen verschieden präferiert und können verschieden weit automatisiert werden. Es ist somit der Auftrag der Grammatiktheorie, diese Phänomene ernst zu nehmen. Und es ist der Auftrag der Dialektologie, die theoretische Relevanz dieser Phänomene ernst zu nehmen.

> „Is there any laboratory in which we can test them [i.e., working hypotheses of structural linguistics]? I believe that such a laboratory exists in the material of a linguistic atlas" (W. Moulton 1962, S. 25).

9 Zusammenfassung

1. Die PDM ist im Alemannischen in einem zusammenhängenden Gebiet basismundartlich verankert, das von der Zentralschweiz über den Aargau und den südlichen Schwarzwald in die Rheinebene und da ins Mittelelsass reicht. Als Schwerpunkte konnten das Mittelelsass um Colmar, der südöstliche Schwarzwald und die Zentralschweiz festgestellt werden, wo die PDM z. T. obligatorisch auftritt.

2. Im Bairischen besteht ein zusammenhängendes PDM-Gebiet im östlichen Oberbayern mit nördlichen Ausläufern nach Niederbayern bis zur Donau, das sich östlich im oberösterreichischen Inn- und Hausruckviertel fortsetzt. Nach Süden reicht das PDM-Verbreitungsgebiet nach Nord- und Südtirol und Kärnten. Auch im Bairischen bildet die PDM somit ein zusammenhängendes Gebiet, das aber nirgends an das alemannische Verbreitungsgebiet der PDM anschließt.

3. Die PDM tritt auch in alemannischen und südbairischen Sprachinseln in Oberitalien auf. Während die präpositionale Markierung in den alemannischen Sprachinseln mit großer Wahrscheinlichkeit unabhängig vom geschlossenen alemannischen Sprachgebiet durch intensiven Sprachkontakt mit den umgebenden romanischen Sprachen entstanden ist, kann für die südbairischen Sprachinseln angenommen werden, dass sie die PDM des Mutterlandes fortsetzen.

4. Der Dativmarker lautet entweder mit der Präposition *in* oder mit *an* gleich. Die Verteilung von *in* und *an* ist areal gesteuert. Im Alemannischen dominiert der Typus *in*, allerdings bildet *an* im Südosten des Verbreitungsgebiets, in den Kantonen Uri, Glarus, z. T. Obwalden und Schwyz, eine geschlossene Zone. Im Bairischen kommt *an* im Nordwesten des Verbreitungsgebiets vor (Ober-, Niederbayern, tw. Oberösterreich), *in* sonst (im Südbairischen und tw. im Hausruckviertel).

5. Je nach Dialektgebiet bestehen Unterschiede bezüglich der Zugänglichkeit einer Nominalphrase zur PDM, je nachdem, mit welchem Determinativ sie eingeleitet bzw. pronominalisiert ist. Allgemein hat sich der bestimmte Artikel als am PDM-freundlichsten herausgestellt, während die Personalpronomen am wenigsten präpositional markiert werden können; wenn ein Dialekt die PDM beim Personalpronomen zulässt, können auch andere Determinative präpositional markiert werden.

6. Das syntaktische Verhalten des Dativmarkers gleicht teilweise demjenigen von echten Präpositionen, weicht teilweise aber auch davon ab. Ich habe vorgeschlagen, den Dativmarker als ein präpositionales „Expletiv“ zu analysieren, das als ein Satellit von Dativformen eingesetzt werden kann, wenn nicht schon eine echte Präposition da steht. Der Dativmarker hat keine eigene Semantik außer der grammatischen Funktion, Dativ zu markieren. Insofern kann er als Präposition mit der Funktion eines Kasusmorphems angesehen werden.

7. Der Einsatz des Dativmarkers ist im Großteil der PDM-Dialekte optional, kann aber auf eine ganze Reihe systematischer Faktoren bezogen werden. Im Südbairischen wird der Dativmarker v. a. im Plural eingesetzt, der keine morphologisch spezifizierte Dativform kennt. Im Alemannischen hat sich der diskursfunktionale Status der dativischen Nominalphrase als ausschlaggebend erwiesen: Fokussierte Dative werden eher präpositional markiert als nicht-fokussierte. Diese Verteilung kann einerseits auf allgemeine Ikonizitätsprinzipien bezogen werden, andererseits gibt sie auch wieder, dass das indirekte Objekt im Regelfall eher nicht Fokus ist.

8. Die Entstehung der PDM kann dadurch motiviert werden, dass das prototypische Vorkommen des Dativs im Oberdeutschen nach Präposition ist. Durch die PDM wird dieses Vorkommen auch auf die nicht-präpositionalen Fälle generalisiert. Eine Schlüsselrolle bei der Entstehung nehmen einige Artikelformen ein, die als präpositionale Amalgame reanalysiert werden, worauf die PDM paradigmatisch auch auf weitere Formen angewendet werden kann. Dabei geben die echtpräpositionalen Amalgame *im* bzw. *am* lediglich das formale Vorbild ab für die Reanalyse. Keinesfalls kann das Reanalyseprodukt Dativmarker aber mit echtem 'in' bzw. 'an' gleichgesetzt werden. Dass die Entwicklung bei Artikelformen ihren Anfang nimmt, ist vereinbar mit dem sprachgeographischen Befund: Die PDM bei Artikel hat die weiteste areale Geltung.

9. In dieser Entstehungstheorie steht die PDM im Zusammenhang mit ähnlichen Erscheinungen, wo jeweils postpräpositionales Vorkommen von Dativartikeln generalisiert wird.

10. Im Ensemble der alemannischen Kasussysteme forciert die PDM das ohnehin schon polare System, in welchem ein unmarkierter Normalkasus (Nom./Akk.) einem markierten Präpositionalkasus (Dativ) gegenübersteht.

11. Die PDM lässt sich ganz vereinzelt bereits ab dem 15. Jahrhundert belegen. Wie weit sie sich in der Zeit schon durchgesetzt hat, kann aber auf dieser Grundlage nicht entschieden werden. Für ein relativ hohes Alter der PDM sprechen aber die südbairischen Sprachinseln, nach deren Evidenz man die PDM bereits ins Hochmittelalter datieren muss.

12. Von der PDM ausgehend kann eine Reihe von grammatiktheoretisch und typologisch interessanten Fragestellungen entwickelt werden; dies betrifft v. a. den Status adpositionaler Elemente, die Interaktion von Kasus und Diskurs und den Status des indirekten Objekts. In sprachwandeltheoretischer Hinsicht ist v. a. bedeutsam, dass die PDM zunächst als zusätzliche Option entsteht, die mit dem bloßen Dativ in verschiedenen Dialekten unterschiedliche systematische Arrangements trifft. Die Konsequenzen aus diesen Beobachtungen werfen ein neues Licht auf das gegenseitige Verhältnis von formaler und funktionaler Erklärungsweise in der Linguistik.

10 Anhang: Questionnaires I–IV

Questionnaire I

QI:1. *In der Stadt hat es geschneit.* Lautform 'echtes' *in*
QI:2. *Dort hängt ein Bild an der Wand.* Lautform 'echtes' *an*
QI:3. *samstags (...schlafe ich aus)* Lautform 'echtes' *an* in: *am / em Samschtig*
QI:4. *heute um fünf Uhr* Lautform 'echtes' *an* in: *am / em föifi*
QI:5. *Man muss essen.* Lautform *mer* : ə > *i ?*
QI:6. *Was macht ihr da?* Lautform *mached* : ə > i ?
QI:7. *'Adresse'* Lautform: ə > i ?
QI:8. *in allen Häusern* Hiat
QI:9. *(eine Prüfung) bestehen* ə > i: *beschtaa* oder *bischtaa* ?
QI:10. *dem Thomas sein Auto / Sowas gefällt dem Thomas / Sie will morgen dem Thomas anrufen ('anläuten')* Lautform 'əm/im/am': initial; klitisch; nicht klitisch
QI:11. *Er hilft einer Frau lieber als einem Mann / Er kommt schon wieder mit einer neuen Freundin* Lautform indefiniter Artikel
QI:12. Antwort auf: Wem bringst du diesen Blumenstrauß? *(meiner Mutter)*
QI:13. *Peter hat das Buch seiner Freundin geschickt.*
QI:14. *Ich erzähle das nur den Leuten, die mir auch zuhören* vs. *Ich erzähle das nur denen, die mir auch zuhören*
QI:15. *He, das gehört nicht dir, das gehört der Silvia!*
QI:16. *das ist der Susi ihr Haus* vs. *Du kannst es ja dann der Susi bringen* vs. *Ich bring's der Susi*
QI:17. *Denen hat er es gesagt, aber uns nicht!*
QI:18. *Sowas ist den Kindern ganz fremd / den Kindern fremde Gesichter*
QI:19. *Er hilft der Susi und der Mutter beim Tragen / Bringst du den Kuchen der Susi oder der Mutter?*
QI:20. *Sie bringt der Susi ein schönes neues Buch* vs. *Ich bringe es aber der Susi und nicht dem Hans*
QI:21. *Er schickt seiner Schwester neue Bücher* vs. *Er schickt diese Bücher seiner Schwester*
QI:22. *Gib das (Zeug) mir, sonst machst du es (mir) kaputt!*
QI:23. *Wir kommen mit der Mutter ihrem Auto*
QI:24. *Wir sitzen in der Mutter ihrem Auto.*
QI:25. *Wir gehen mit Thomas und Peter ins Kino.*
QI:26. *Säg=de Susi en Gruess* vs. **?Säg en Gruess de Susi* vs. *Säge en Gruess a/i de Susi.*
QI:27. *er schreibt der Mutter einen Brief / er schreibt an die Mutter einen Brief / er schreibt einen Brief der Mutter / er schreibt einen Brief an die Mutter / dort liegt ein Brief an die Mutter*
QI:28. *der Vorwurf, den man jetzt macht der Regierung*
QI:29. *Er hat es geschafft in nur (/nicht einmal/etwa) zwei Minuten* vs. *Das schicke ich nur (/nicht einmal/ etwa) zwei (/zehn) Leuten*

QI:30. (Antwort auf: Wem hast du schon davon erzählt?) – *Nur der Susi und meinen Eltern*
QI:31. *Gehört das denen von Bern oder denen von Zürich?*
QI:32. (Am nächsten Morgen nach einer Einladung, beim Auffinden eines liegen gelassenen Schirms:) *Gehört der denen, die noch so spät gekommen sind oder deiner Freundin?*
QI:33. *Ich kaufe mir ein Paar Schuhe. (du... dir) / Mach dir keine Sorgen!*
QI:34. *Ich bin überrascht, wie schnell mir Meridol geholfen hat.*
QI:35. *Eine so eine gute Köchin sollte doch wissen, wie man ein Soufflé macht!* => *Einer so einer guten Köchin muss man doch nicht sagen, wie man ein Soufflé macht!*
QI:36. (beim Ankommen des falschen Zugs): *Das isch nid i üsen!*
QI:37. *Der Susi ist das ganze Geschirr runtergefallen*
QI:38. *Hans hat das Buch Maria* (Dativ) *abgekauft (/weggenommen)*
QI:39. *Er ist ausgerechnet der besten Kundin auf den Fuß gestanden*
QI:40. *Thomas hat dieses Buch seiner Mutter gekauft*
QI:41. *Thomas hat seinem Vater das Auto gewaschen.*
QI:42. *Er gleicht aufs Haar seinen Eltern*
QI:43. *Wie sagt man diesen komischen Bäumen?*
QI:44. *Das entspricht nicht den Vorschriften*
QI:45. *Mit der Zeit ist das der Susi zu blöd geworden*
QI:46. *Leuten, die auf der Straße betteln, gebe ich prinzipiell nichts.*
QI:47. *Unsere Gesellschaft ist Änderungen unterworfen.* nicht belebt; Null-Artikel; Hiat
QI:48. *Ich bin gestern drei Kindern begegnet.*
QI:49. (Bei einem Gespräch über eine schlimme Sache, die zu verschiedenen negativen Konsequenzen geführt hat:) *'in was' hat das denn am meisten geschadet?*
QI:50. (als Antwort auf die Frage: Wem gehört das?): *Das ist meinen Eltern. / Das ist mir.*
QI:51. Antwort auf: Was hast du deinen Eltern zu Weihnachten geschenkt? *(meinem Vater ein... und meiner Mutter ein...)*
QI:52. *Er hilft seinem Vater beim Tragen*
QI:53. *Immer erzählt sie das jemanden, den es nichts angeht.*
QI:54. *Wir wünschen allen eine schöne Zeit!*
QI:55. *Sag das aber keinem Menschen / niemandem! Keine Angst, ich sags nur ihm.*
QI:56. *Ich erzähle das nur dir*
QI:57. *Euch helfen wir nicht!*
QI:58. *Er hat beiden (Schwestern) das Gleiche zu Weihnachten geschenkt.*
QI:59. *Dem da gebe ich nichts, aber ihr schon.*
QI:60. *Ich sag es eurem Vater!*
QI:61. *Wem gehört dieser Schirm?* vs. *wem sein Schirm ist das?*
QI:62. *Du kannst es ja ihm geben, wenn du es nicht willst.*
QI:63. *Er hilft nur Leuten, die es nötig haben.*

QI:64. *ich gebe es einem, der es auch wirklich brauchen kann.*
QI:65. *Bring es einfach der Marlies oder sonst jemandem.*
QI:66. *Welchen hast du es schon gezeigt?*
QI:67. *Leute, denen man nicht helfen kann / die Frau, der ich das Buch gebracht habe*
QI:68. *In der Schweiz geht es wirtschaftlich nicht besonders gut* vs. *Der Schweiz geht es...*
QI:69. *Das ist mir wieder ein Sauwetter!*
QI:70. *(Wo ist das Buch?) Bring-mir-es hierher!*
QI:71. *Du kannst-dir-es aussuchen*
QI:72. *Ich habe-es-ihm doch gegeben!*
QI:73. *Ich habe-es-euch aber gesagt, oder?*
QI:74. (Antwort auf: Was macht sie da?) – *Sie hilft-ihnen bei den Aufgaben* vs. (Antwort auf: Hilft sie wirklich nur dem Peter und der Susi?) – *Ja, ihnen hilft sie, aber uns nicht!*
QI:75. *Diesen Blumen sollte man noch Wasser geben*

Questionnaire II

QII:1. a) Marlies findet, Hans sollte seiner Mutter wieder einmal eine Freude machen; sie sagt etwas vorwurfsvoll:
Bring doch () de Muetter mal en schööne Bluemestruuss, da hät si sicher Freud.

b) Andere Situation: Marlies hat von einem aufdringlichen Verehrer einen Blumenstrauß bekommen. Es wäre ihr lieber, wenn sie der Verehrer endlich in Ruhe ließe. Hans kommt zu Marlies und meint:
Gfalled dir die Blueme nid? Dänn bringsch es halt () de Muetter, da hät si sicher Freud!

QII:2. a) Hans ist für vier Wochen nach Amerika gefahren und musste vor der Abreise jemandem den Hausschlüssel überlassen. Marlies findet das an sich in Ordnung, aber es stört sie, dass Hans den Schlüssel ausgerechnet einem recht vergesslichen Freund anvertraut hat. Marlies ruft diesen an und sagt ihm:
Loogisch, hät de Hans de Schlüssel nid chönne mitnëë. Aber ich finde s eerli gsäit nid ganz in Ornig, dass er de Schlüssel () diir ggëë hät.

b) Später stellt sich heraus, dass es sowieso der falsche Schlüssel ist; Marlies meint:
Miich nimmt Wunder, was ächt em Hans iigfalle isch, dass er () diir en Schlüssel ggëë hät, wo gar nid gaat.

QII:3. a) *D Susi chunnt amigs d Büecher vom Hans über, wänn er si fertig gläse hät.*
– Nei, i letschter Ziit hät er s meischtens () siinere Fründin praacht, nid () de Susi.

b) *Immer bringt er () siinere Fründin so stinklangwiiligi Büecher!*

QII:4. a) Eine Lehrerin wird am Vorabend ihres Geburtstags von ihrem Mann gefragt, für wen denn der Kuchen sei, den sie gerade bäckt; sie antwortet:
Dëë bring i morn () miine Schüeler.

b) Nachmittags unterhält sie sich im Lehrerzimmer mit einer Kollegin und erzählt:
Ich ha hüt () miine Schüeler en Chueche praacht, ich ha nämli Geburtstag.

c) Die andere Lehrerin hält wenig von selbstgebackenem Kuchen und sagt:
Also iich bring () miine Schüeler immer en gkaufte Chueche, kän sälbergmachte.

d) Später im Gespräch stellt sich heraus, dass die eine Lehrerin schwanger ist. Sie wird gefragt, ob schon jemand davon weiß; sie antwortet:
Ja, ich ha s geschter () miine Schüeler gsäit.

e) Die Schüler seien von der Nachricht etwas durcheinander. Sie fragt die andere Lehrerin, wie denn ihre Schüler reagieren würden; jene meint:
Ich glaub () miine Schüeler chönnt mer daas ganz locker verzelle.

QII:5. a) Marlies und Hans haben ihre Stühle, die sie nicht mehr brauchen, zu Susi gebracht. Sie werden gefragt:
Händ er die dänn alli is Tram inepraacht?
Marlies antwortet:
Du, mer händs () de Susi müese mit em Auto bringe, mit em Tram wärs äifach z müehsam gsii.

b) Andere Situation: Hans und Marlies antworten auf die Frage:
Wo sind au eui alte Schtüel anechoo?
– Die hämer letscht Wuche () de Susi praacht, die cha s wenigschtens bruuche.

Questionnaire III

Vorkommenstypen: *Ich erzähl's...*
QIII:1.a) *...der Susi*
QIII:1.b) *...meinem Vater*
QIII:1.c) *...diesen Leuten da*
QIII:1.d) *...denen da*
QIII:1.e) *...nur dir*
QIII:1.f) *Ich habe=dir=es doch verzählt!*

Informationsstruktur und Wortstellung:
QIII:2.a) Wo ist denn das Buch hingekommen? – *Das habe ich der Susi gebracht.*
QIII:2.b) Wo ist das Buch? Hast du es der Oma gebracht? – *Nein, ich habs der SUSI gebracht, nicht der Oma.*
QIII:2.c) Ich habe dich nicht erreicht. Wo warst du? – *Ich habe der Susi ein Buch gebracht.*
QIII:2.d) Normalerweise schenken Sie immer Pralinés. Diesmal jedoch: – *Nein, ich habe der Susi ein Buch geschenkt, keine Pralinés.*
QIII:2.e) *der Susi hab ich ein Buch geschenkt.*
QIII:2.f) Der Lehrer: *Du Lusbueb, das säg i aber dim Vatter!* Antwort: – *Ou bitte, verzelled si mim Vatter aber nüüt vo dëmm!*

Syntaktische Positionen:
QIII:3.a) Ihre Nachbarin Kathi hat Probleme mit ihrem neuen Computer. Ihr Mann war so freundlich, diesen einzurichten. Sie erzählen: *Er hat der Kathi geholfen mit dem PC.*
QIII:3.b) *der Susi ihr Auto*
QIII:3.c) *mit der Susi ihrem Auto*
QIII:3.d) *Das ist den Schweizern ganz fremd* (oder: *Er ist seiner Frau treu*)
QIII:3.e) *mit i de Muetter*
QIII:3.f) *Säisch en Gruess a de Susi!*
QIII:3.g) *Söttsch i de Grosmuetter no d Poscht hole!*

Semantik:
QIII:4.a) (neues Auto in der Einfahrt:) *Das ghöört i mim Brüeder.*
QIII:4.b) (Wie war der Flug?) *Der Susi ist es übel geworden.*

Distinkte Morphologie:
QIII:5.a) *Mohammedanern darf man kein Schweinefleisch auftischen.*
QIII:5.b) *In was trauert sie nach? – In etwas, das schon lange zurückliegt.*

Syntagmatik des Dativmarkers:
QIII:6.a) *ich habs der Kathi und der Hanna gesagt*
QIII:6.b) *er hat es in nur zwei Leuten gesagt*
QIII:6.c) *mit=em vatter und em onkel*

Weiteres: Phonologie, Dativpassiv und Relativsätze:
QIII:7.a) *Sie hat dieses Buch allen gegeben.*
QIII:7.b) *Sie hat diese Bücher allen gegeben.*
QIII:7.c) Sie fahren in die Stadt. Ein Mann spricht Sie an und bedankt sich bei Ihnen für etwas. Ihre Freundin fragt Sie, woher er Sie kennt. Sie sagen:) *Das ist der Mann, dem ich gestern den Weg gezeigt habe.*
QIII:7.d) (man wäscht ihm das Auto:) *Er bekommt das Auto gewaschen.*

Questionnaire IV

Paradigma:
QIV:0.a) *Er hat es der Mutter gegeben.*
QIV:0.b) *Er hat es den Kindern gegeben.*
QIV:0.c) *Er hat es meinem Vater gegeben.*
QIV:0.d) *Er hat es keinem gegeben.*
QIV:0.e) *Er hat es dir gegeben.*
QIV:0.f) *Wem hat er es gegeben?*

Informationsstruktur und Wortstellung:
QIV:1. (Was ist denn das für ein Auto?) – *Das gehört meinem Bruder.*
QIV:2. (Ist das etwa dein Auto?) – *Nein, das gehört meinem Bruder!*
QIV:3. *Ich habe der Kathi einen schönen Blumenstrauß gebracht.*
QIV:3.a) *Ich hab das Buch der Kathi geschenkt!*
QIV:4. *Nein, ich hab der Mama einen Strauß gebracht, nicht der Kathi!*
QIV:5. (Am Muttertag) *Der Mama hab ich Pralinen geschenkt, und der Oma Blumen.*

Personalpronomen:
QIV:6. *Ich habe aber dieses Buch dir geschenkt!*

Das Dativobjekt kommt als erstes Objekt:
QIV:7. *Er hat der Kathi geholfen.* (*Er hat der Kathi geholfen!*)
QIV:8. *Der Oma gefallen nur solche Liebesgeschichten.*

Distinkte Morphologie:
QIV:9. *Ich sags mein Eltern // ...brings die Eltern* (Vgl auch QIV:11)

Semantik:
QIV:9.a) Possessor: 1, 2; dazu: *meiner Mama ihr Auto*
QIV:9.b) Rezipient: 3, 4, 5, 6, 9
QIV:9.c) Benefaktiv: 7, 8; dazu: *Walter soll der Mama die Post holen!*
QIV:9.d) Experiencer: (Wie war der Flug? – Es geht so,...) *der Kathi ist es übel geworden.*

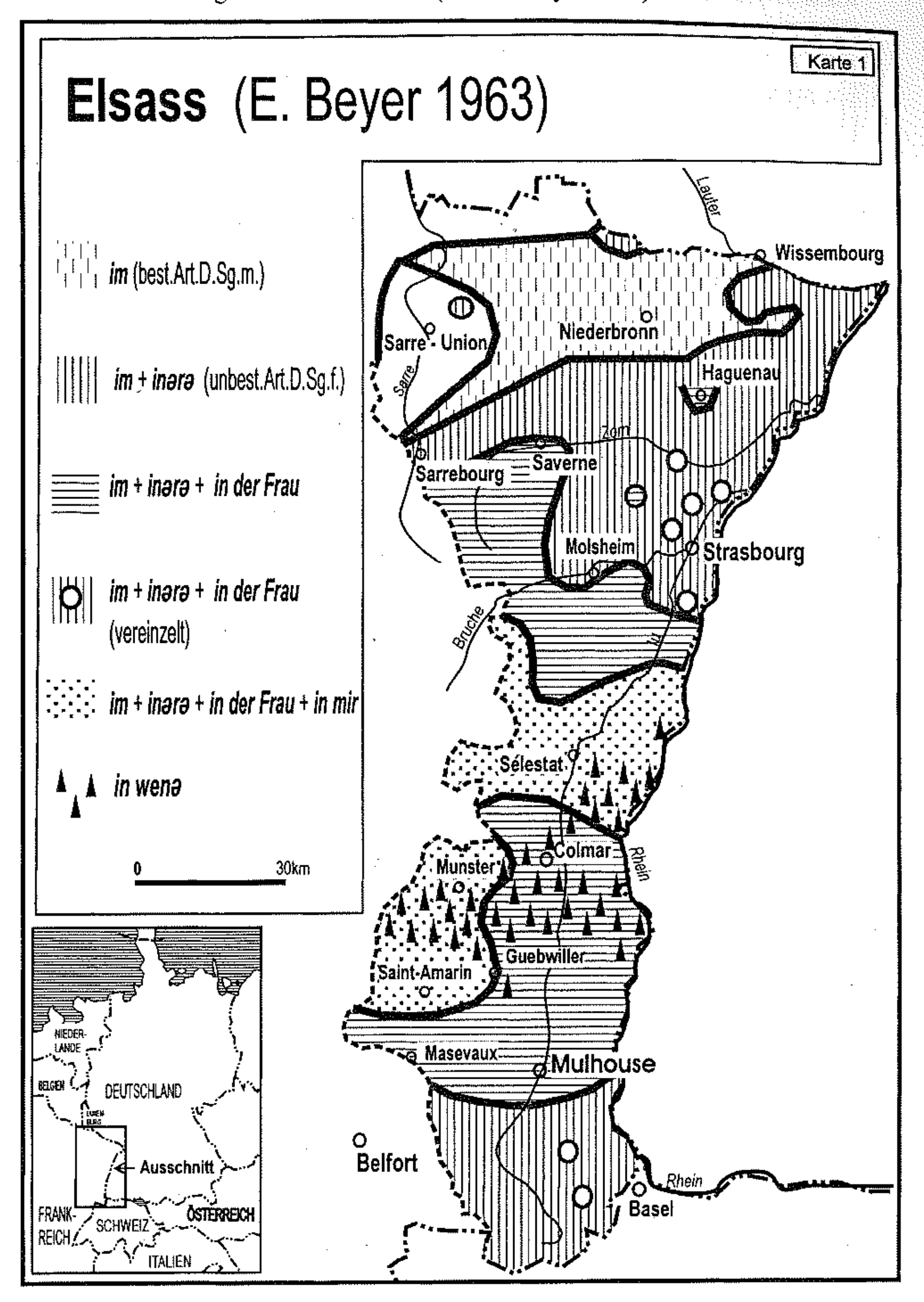
Indefinit:
QIV:10. *Er hats jedem erzählt, der es wissen wollte.*
QIV:11. (Nach einem Sturm:) *Und was(dat) hat das am meisten geschadet?*

Iudicantis:
QIV:12. *Das geht der Kathi zu schnell.*

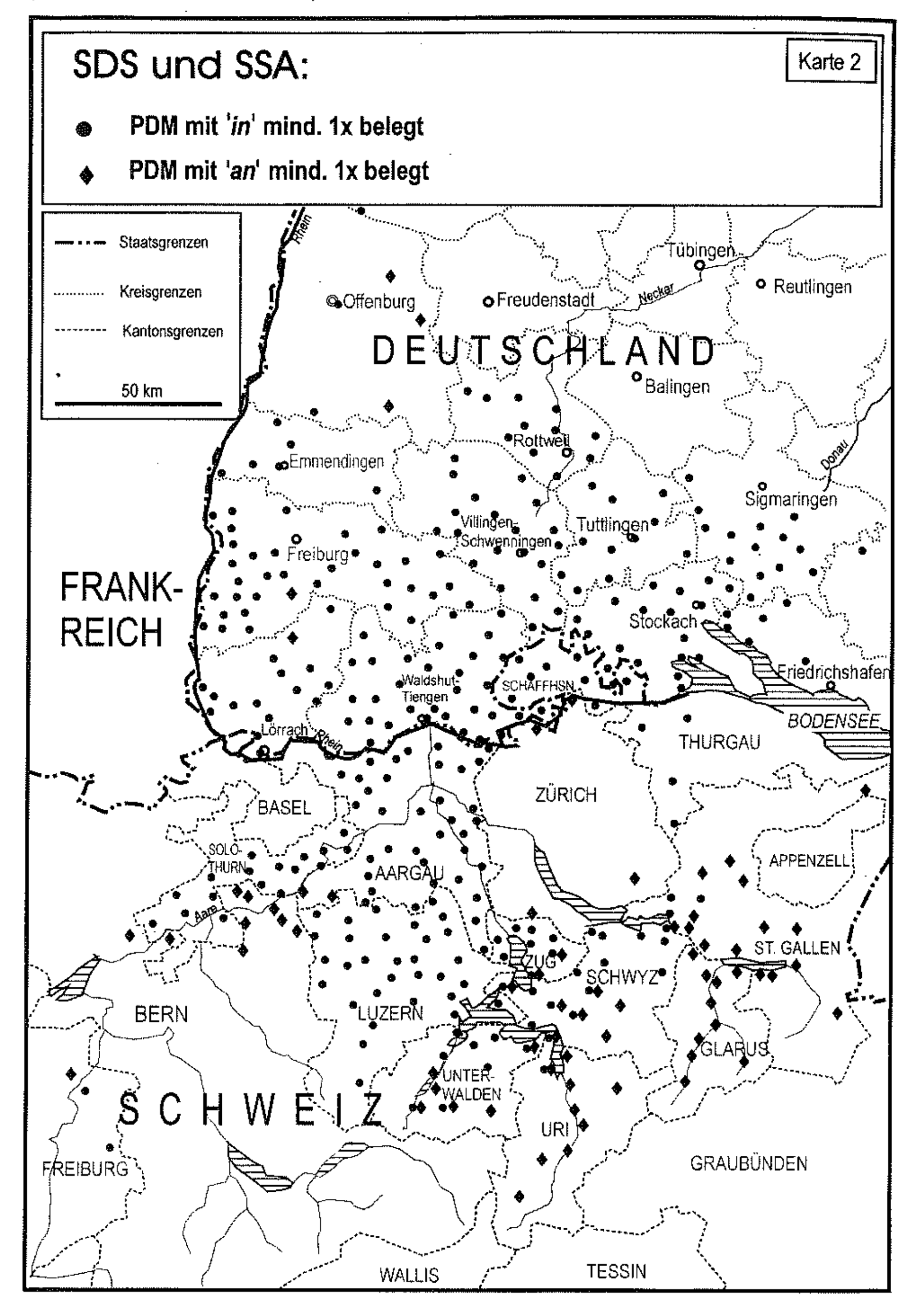
Syntagmatik des Dativmarkers:
QIV:13. *Ich habs [an [der Kathi] und [der Hanna]] gesagt* vs. *...[an der K.] und [an der H.]*
QIV:14. *Ich habs aber in nur zwei Leuten gesagt!*

Weiteres: Dativpassiv, Relativsätze:
QIV:15. (Man wäscht ihm das Auto:) *Er bekommt das Auto gewaschen.*
QIV:16. *Das ist der Mann, dem ich gestern den Weg gezeigt habe.*
QIV:17. *Das ist die Frau, der ich manchmal beim Einkaufen helfe.*

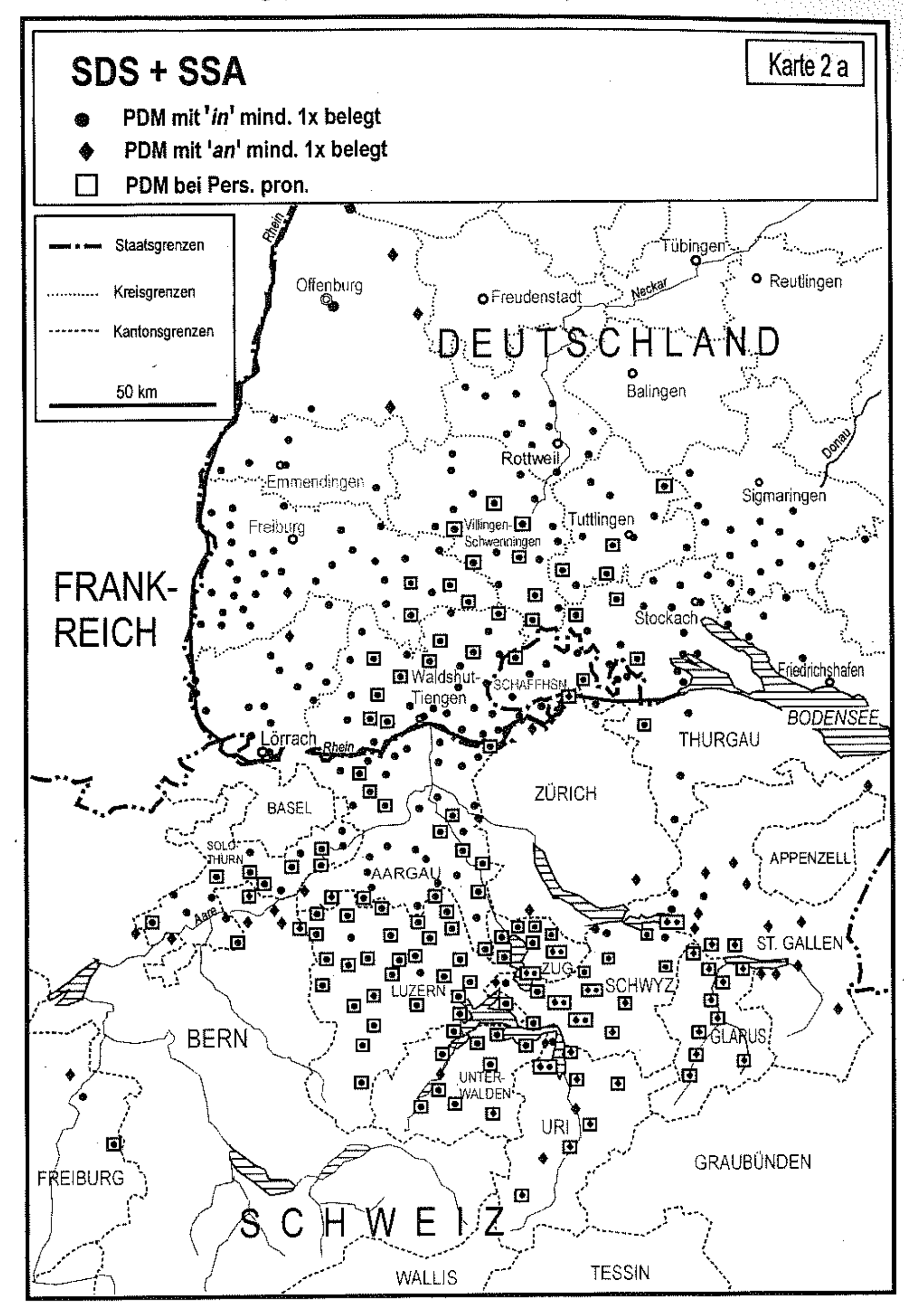
Karte 1: Verbreitung der PDM im Elsass (nach E. Beyer 1963)



Karte 2: Verbreitung der PDM in der Deutschschweiz und Baden-Württemberg (Material des SDS und SSA)



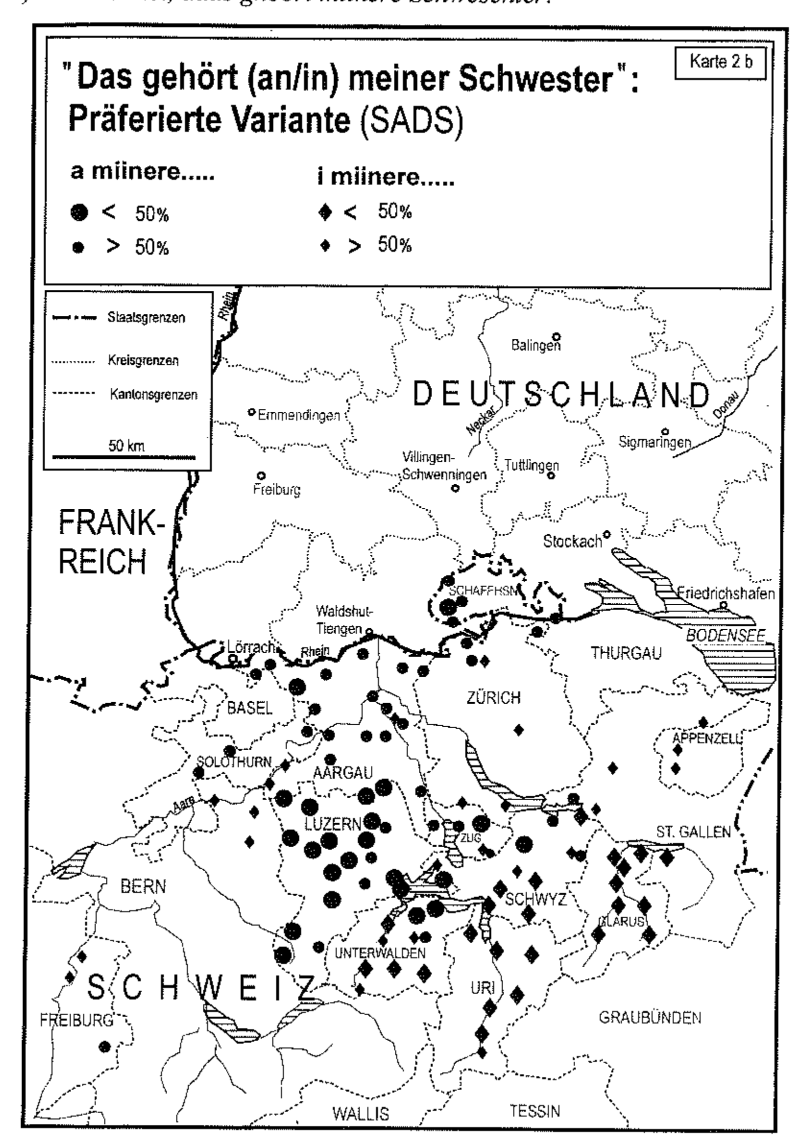
Karte 2a: Verbreitung der PDM beim Personalpronomen in der Deutschschweiz und Baden-Württemberg (Material des SDS und SSA)



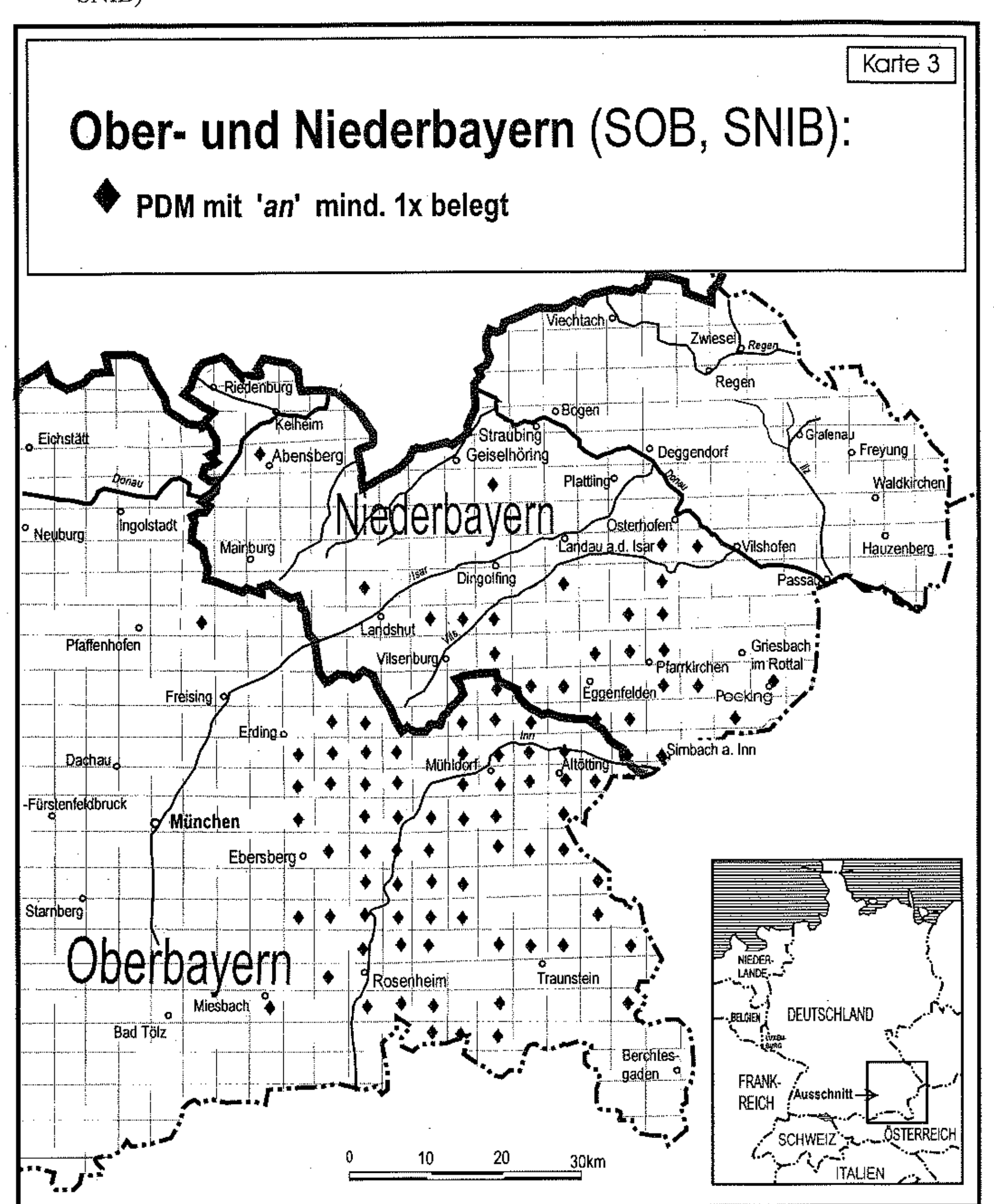
Karte 2b: Verbreitung der PDM in der Deutschschweiz (provisorische Ergebnisse des SADS)

Ankreuzfrage:
Peter O. und Bruno Z. kommen nach der Gemeinderatssitzung aus dem Gemeindehaus. Auf dem Parkplatz steht ein Porsche, auf den Bruno zugeht. Peter fragt ihn voller Neid, ob das etwa sein neues Auto sei. Bruno lacht und antwortet:

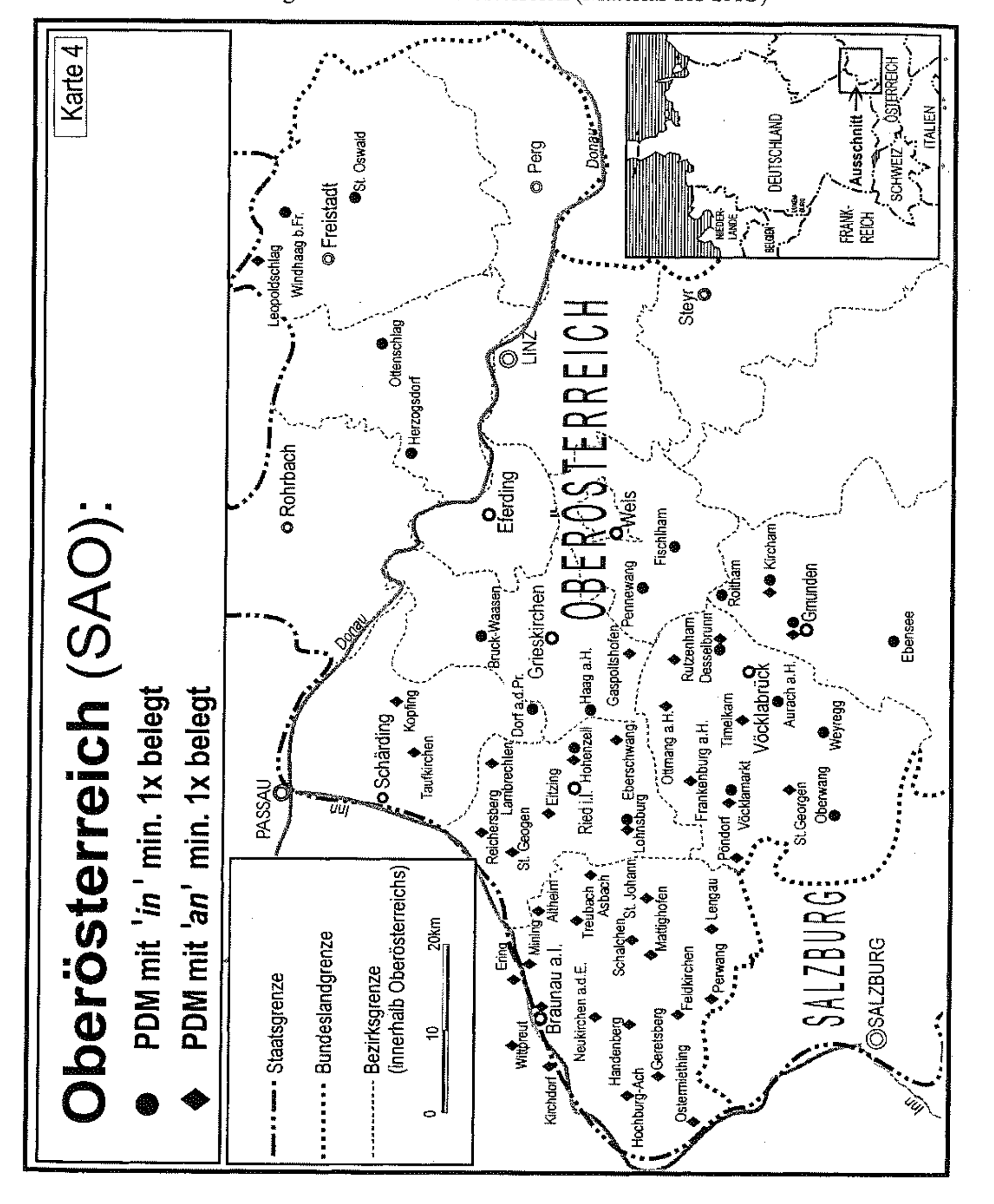
1) *Nei nei, daas ghöört a miinere Schweschter!*
2) *Nei nei, dass ghöört i miinere Schweschter!*
3) *Nei nei, daas ghöört miinere Schweschter!*



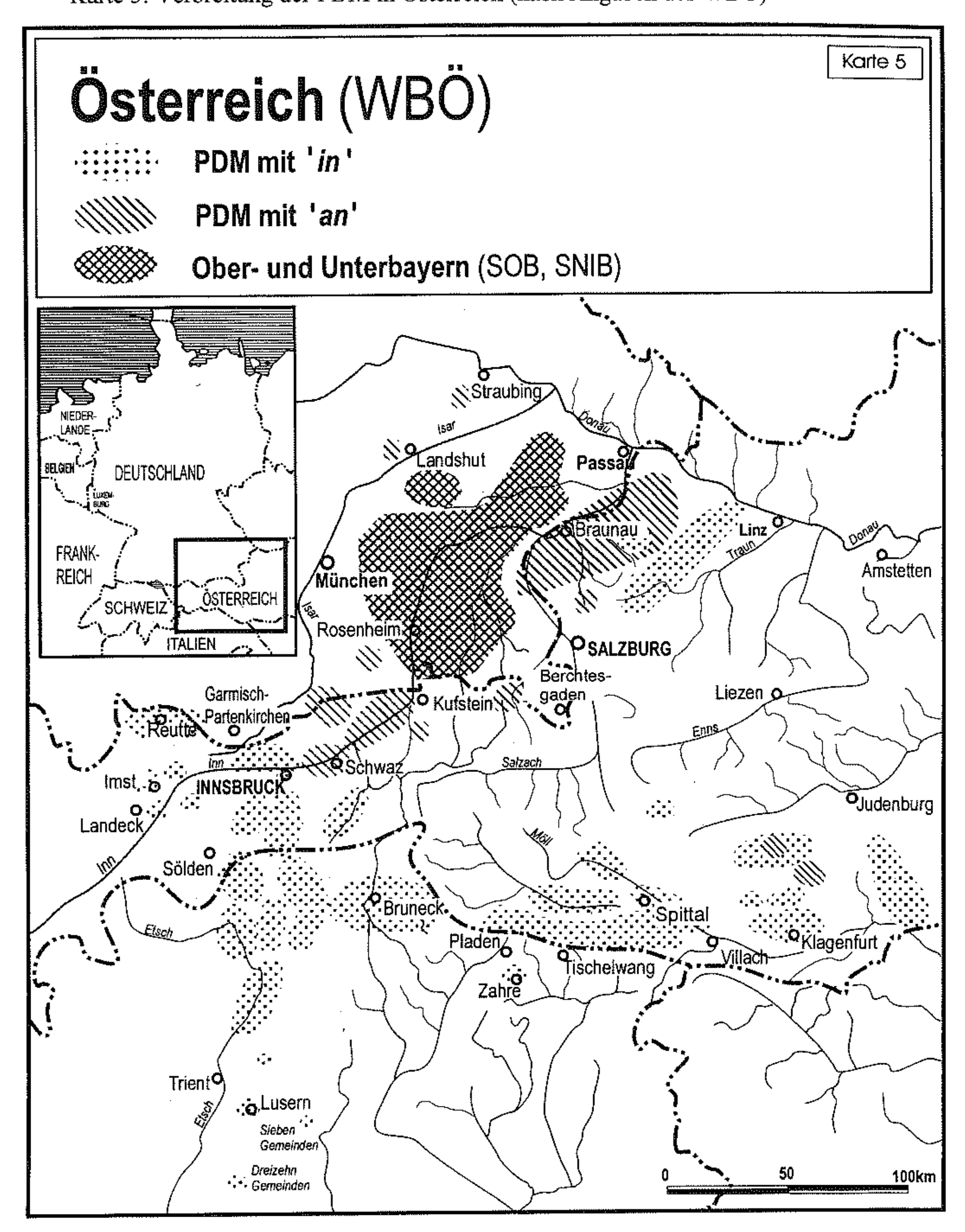
Karte 3: Verbreitung der PDM in Ober- und Niederbayern (Material des SOB und SNIB)



Karte 4: Verbreitung der PDM in Oberösterreich (Material des SAO)



Karte 5: Verbreitung der PDM in Österreich (nach Angaben des WBÖ)



12 Bibliographie

ALA: Atlas linguistique et ethnographique de l'Alsace. Hg. v. Ernest Beyer. Paris 1969.
ALLEN, Cynthia (1995): Case marking and reanalysis. Grammatical relations from Old to Early Modern English. Oxford.
ALSINA, Alex (1996): The role of argument structure in grammar. Evidence from Romance. Stanford.
BÄBLER, Heinrich (1949): Glarner Sprachschuel. Glarus.
BACHER, Josef (1905): Die deutsche Sprachinsel Lusern. Innsbruck.
BADISCHES WÖRTERBUCH. Bearbeitet v. E. Ochs, fortgesetzt v. K. F. Müller u. G. W. Baur. Lahr (Br.) 1925ff.
BARTSCH, Renate / VENNEMANN, Theo (1983): Grundzüge der Sprachtheorie. Eine linguistische Einführung. Tübingen.
Baumgartner, Heinrich (1922): Die Mundarten des Berner Seelandes. Frauenfeld. (Beiträge zur Schweizerdeutschen Grammatik 14).
BAYER, Josef / BADER, Markus / MENG, Michael (2001): Morphological underspecification meets oblique case: Syntactic and processing effects in German. In: Lingua 111, 465-514.
BAYERISCHES WÖRTERBUCH (BWB). Hg. v. d. Kommission f. Mundartforschung. Bearbeitet v. J. Denz, B. D. Insam, A. R. Rowley u. H. U. Schmid. München 1995ff.
BECK, Ernst (1926): Lautlehre der oberen Markgräfler Mundart. Halle (Saale).
BEHAGHEL, Otto (1923): Deutsche Syntax. Eine geschichtliche Darstellung. I, Die Wortklassen und Wortformen, A: Nomen, Pronomen. Heidelberg.
BELLE, William van / LANGENDONCK, Willy van (1996): The indirect object in Dutch. In: Dies. (Hgg.): The dative. I, Descriptive studies. Amsterdam / Philadelphia. S. 217-250.
BERGELSON, Mira (2000): Word classes in an isolating language: The Bambara case. Referat gehalten am 12. Dezember 2000 am Seminar für Allgemeine Sprachwissenschaft, Universität Zürich.
BERGER, Jakob (1913): Die Laute der Mundärten des St. Galler Rheintales und der angrenzenden vorarlbergischen Gebiete. Frauenfeld. (Beiträge zur Schweizerdeutschen Grammatik 3).
BEYER, Ernest (1963): La flexion du groupe nominal en alsacien. Paris.
BINZ, Gustav (1888): Zur Syntax der baselstädtischen Mundart. Stuttgart.
BIRLINGER, Anton (1868): Die Alemannische Sprache rechts des Rheins seit dem XIII. Jahrhundert. Erster Teil: Grenzen. Jahrzeitnamen. Grammatik. Berlin.
BLAKE, Barry (1990): Relational Grammar. London / New York.
BLAKE, Barry (1994): Case. Cambridge.
BLASCO FERRER, Eduardo (1986): La lingua sarda contemporanea. Grammatica del logudorese e del campidanese. Norma e varietà dell'uso. Sintesi storica. Cagliari.

BOERSMA, Paul (1997): How we learn variation, optionality, and probability. In: Institute of Phonetic Sciences, University of Amsterdam, Proceedings 21, 43-58.
BOHNENBERGER, Karl (1913): Die Mundart der deutschen Walliser im Heimattal und in den Außenorten. Frauenfeld. (Beiträge zur Schweizerdeutschen Grammatik 6).
BOHNENBERGER, Karl (1953): Die alemannische Mundart. Umgrenzung, Innengliederung und Kennzechnung. Tübingen.
BORG, Albert J. / COMRIE, Bernard (1984): Object diffuseness in Maltese. In: Plank, Frans (Hg.): Objects. Towards a theory of grammatical relations. London (etc.). S. 109-126.
BÖRJARS, Kersti (1998): Clitics, affixes and parallel correspondence. In: Butt, Miriam / King, Tracy Holloway (Hgg.): Proceedings of the LFG98 conference. Stanford. http://www-csli.stanford.edu/publications/
BOSSARD, Hans (1962): Zuger Mundartbuch für Schule und Haus. Zürich.
BOSSONG, Georg (1985): Empirische Universalienforschung. Differentielle Objektmarkierung in den neuiranischen Sprachen. Tübingen.
BOSSONG, Georg (1986): On objects in language and the objects of linguistics. In: Lingua 69, 139-164.
BOSSONG, Georg (1989): Morphemic marking of Topic and Focus. In: Kefer, Michel / Auwera, Johan van der (Hgg.): Universals of language Bruxelles. S. 27-51. (Belgian Journal of Linguistics 4).
BOTHOREL-Witz, Arlette / HUCK, Dominique (1997): Zum morphologischen und morphosyntaktischen Dialektwandel im Elsaß. Einige empirische Beobachtungen. In: Ruoff, Arno / Löffelad, Peter (Hgg.): Syntax und Stilistik der Alltagssprache. Beiträge der 12. Arbeitstagung zur alemannischen Dialektologie, 25. bis 27. September 1996 in Ellwangen/Jagst. Tübingen. S. 37-48.
BRANDSTETTER, Rennward (1890): Prolegomena zu einer Urkundlichen Geschichte der Luzerner Mundart. Einsiedeln.
BRANDSTETTER, Rennward (1904): Der Genitiv in der Luzerner Mundart in Gegenwart und Vergangenheit. Zürich.
BRAUNE, Wilhelm / EGGERS, Hans (1987): Althochdeutsche Grammatik. 14. Aufl. Tübingen.
BRAUNSTEIN, Hermann (1978): Der Dialekt des Dorfes Schutterwald (Ortenaukreis). Grammatik und Wortschatz. 4. Aufl. Schutterwald.
BREAL, Michel (1924): Essai de sémantique. Paris.
BRESNAN, Joan (2000): Optimal syntax. In: Dekkers, Joost et al. (Hgg.): Optimality theory: Phonology, syntax and acquisition. Oxford. S. 334-385.
BRESNAN, Joan (2001): Lexical-Functional Syntax. Oxford.
BRESNAN, Joan / DEO, Ashwini (2001): Grammatical constraints on variation: 'Be' in the *Survey of English Dialects* and (Stochastic) Optimality Theory. Ms. Stanford University. http://www-lfg.stanford.edu/bresnan/be-find.pdf
BRESNAN, Joan / DINGARE, Shipra / MANNING, Christopher D. (2001): Soft constraints mirror hard constraints: Voice and person in Lummi and English. In: Butt, Miriam / King, Tracy Holloway (Hgg.): On-line Proceedings of the

LFG2001 Conference. Stanford. http://csli-publications.stanford.edu/LFG/6/lfg01-toc.html
BRINKMANN, Henning (1931): Sprachwandel und Sprachbewegungen in althochdeutscher Zeit. Jena.
BRUN, Leo (1918): Die Mundart von Obersaxen. Lautlehre und Flexion. Frauenfeld. (Beiträge zur Schweizerdeutschen Grammatik 11).
BUCHELI BERGER, Claudia (erscheint): Copredicative agreement and the development of a copredicative marker in Swiss German dialects. Erscheint in: Himmelmann, Nikolaus / Schultze-Berndt, Eva (Hgg.): Depictives in cross-linguistic perspective.
BUCHELI, Claudia / GLASER, Elvira (2002): The syntactic atlas of Swiss German dialects. Empirical and methodological problems. In: Barbiers, Sjef / Cornips, Leonie / van der Kleij, Susanne (Hgg.): Syntactic Microvariation. Amsterdam. (Meertens Institute Electronic Publications in Linguistics II). http://www.meertens.knaw.nl/projecten/sand/synmic/
BUTT, Miriam / KING, Tracy Holloway (1996): Structural topic and focus without movement. In: Dies. (Hgg.): Proceedings of the first LFG conference. Stanford. http://csli-publications.stanford.edu/LFG/1/butt.ps
BUTT, Miriam / KING, Tracy Holloway (Ms.): The status of case. Ms. Universität Konstanz und Xerox PARC.
BWB: s. Bayerisches Wörterbuch.
BYBEE, Joan / PAGLIUCA, William / PERKINS, Revere D. (1990): Asymmetries in affixation. In: Croft, William et al. (Hgg.): Studies in typology and diachrony. Papers to Joseph H. Greenberg on his 75th birthday. Amsterdam / Philadelphia. S. 1-42.
BYBEE, Joan / PERKINS, Revere / PAGLIUCA, William (1994): The evolution of grammar. Tense, aspect and modality in the languages of the world. Chicago/ London.
CAMPBELL, Lyle (1998): Historical linguistics. An introduction. Edinburgh.
CHOI, Hye-Won (1997): Information structure, phrase structure, and their interface. In: Butt, Miriam / King, Tracy Holloway (Hgg.): Proceedings of the LFG97 Conference, University of California, San Diego. Stanford. http://www-csli.stanford.edu/LFG/2/lfg97-toc.html
CHOI, Hye-Won (1999): Optimizing structure in context. Scrambling and information structure. Stanford.
CIPOLLA, Francesco e Carlo (1882): Dei coloni tedeschi nei XIII communi Veronesi. In: Ascoli, G. I. (Hg.): Archivio Glottologico Italiano 8. Roma (etc.).
CLAUSS, Walter (1929): Die Mundart von Uri. Laut- und Flexionslehre. Frauenfeld. (Beiträge zur Schweizerdeutschen Grammatik 17).
COMRIE, Bernard (1989): Language universals and linguistic typology. 2. Aufl. Oxford (etc.).
CROFT, William (1990): Typology and universals. Cambridge.
CROFT, William (2000): Explaining language change. An evolutionary approach. Harlow (etc.).

DAL, Ingerid (1942): Systemerhaltende Tendenzen in der deutschen Kasusmorphologie. In: Dies.: Untersuchungen zur germanischen und deutschen Sprachgeschichte. Oslo 1971 (erstmals 1942). S. 158-170.
DAL, Ingerid (1960): Entwicklungstendenzen im germanischen Kasussystem. In: Dies.: Untersuchungen zur germanischen und deutschen Sprachgeschichte. Oslo 1971 (erstmals 1960). S. 181-193.
DAL, Ingerid (1962): Systemerhaltende Tendenzen in hochdeutschen Mundarten. In: Wirkendes Wort. Sammelband I. Düsseldorf. S. 133-139.
DELBECQUE, Nicole / LAMIROY, Béatrice (1996): Towards a typology of the Spanish dative. In: Belle, William van / Langendonck, Willy van (Hgg.): The dative. I, Descriptive studies. Amsterdam / Philadelphia. S. 73-117.
DENISON, Norman (1997): Language change in progress: Variation as it happens. In: Coulmas, Florian (Hg.): The handbook of sociolinguistics. Oxford. S. 65-80.
DE SCHUTTER, Georges (1993): Towards a cognitive analysis of the NP-PP variation in the indirect object in Dutch. In: Leuvense Bijdragen 82, 485-499.
DIETH, Eugen (1938): Schwyzertütschi Dialäktschrift. Leitfaden einer einheitlichen Schreibweise für alle Dialekte. Zürich.
DIK, Simon C. (1997): The theory of Functional Grammar. Part 1, The structure of the clause. Second, revised edition, edited by Kees Hengeveld. Berlin / New York.
DRYER, Matthew (1986): Primary objects, secondary objects and antidative. In: Language 62, 88-845.
EBERT, Robert Peter (1986): Deutsche Syntax 1300-1750. Berlin (etc.).
ECKNER, Karin Solveig (1973): Syntax der Ausseer Mundart. Wien.
EISENBERG, Peter (1989): Grundriss der deutschen Grammatik. 2. Aufl. Stuttgart.
ENDERLIN, Fritz (o. J.): Die Mundart von Kesswil im Oberthurgau. Frauenfeld. (Beiträge zur Schweizerdeutschen Grammatik 5).
EROMS, Hans-Werner (1986): Funktionale Satzperspektive. Tübingen.
EROMS, Hans-Werner (1989): Artikelparadigmen und Artikelfunktionen im Dialekt und in der Standardsprache. In: Koller, Erwin et al. (Hgg.): Bayerisch-Österreichische Dialektforschung. Würzburger Arbeitstagung 1986. Würzburg. S. 257-308.
ERTESCHIK-SHIR, Nomi (1979): Discourse constraints on dative movement. In: Givón, Talmy (Hg.): Discourse and syntax. New York (etc.). S. 441-467. (Syntax and Semantics 12).
FAIRBANKS, Gordon H. (1977): Case inflections in Indo-European. In: The Journal of Indo-European Studies 5, 101-131.
FALTZ, Leonard M. (1978): On indirect objects in universal syntax. In: Papers from the 14th Regional Meeting of the Chicago Linguistic Society. Chicago. S. 76-87.
FÉRY, Caroline (1993): German intonational patterns. Tübingen. (Linguistische Arbeiten 285).

FILLMORE, Charles J. (1968): The case for case. In: Bach, Emmon / Harms, Robert T. (Hgg.): Universals in linguistic theory. New York. S. 1-88.
FISCHER, Ludwig (1960): Luzerndeutsche Grammatik. Ein Wegweiser zur guten Mundart. Mit einem Anhange zur Neuausgabe 1989 von Walter Haas. Hitzkirch 1989 (=Nachdruck der Erstausgabe 1960).
FOLEY, William (Ms.): Comparative grammar of Papuan languages. Kursunterlagen zur 6. Sommerschulde der Deutschen Gesellschaft für Sprachwissenschaft DGfS, 31. 8. - 11. 9. 1998, Universität Mainz.
FOLEY, William / Van Valin, Robert D. (1985): Information packaging in the clause. In: Shopen, Timothy (Hg.): Language typology and syntactic description. I, Clause structure. Cambridge. S. 282-364.
FREUDENBERG, Rudolf (1959): Die Mundart von Böbing (Landkreis Schongau/Obb.). Diss. (masch.). München.
FREY, Eberhard (1975): Stuttgarter Schwäbisch. Laut- und Formenlehre eines Stuttgarter Idiolekts. Marburg. (Deutsche Dialektgeographie 101).
GALLMANN, Peter (1990): Kategoriell komplexe Wortformen. Tübingen.
GARTNER, Theodor (1883): Raetoromanische Grammatik. Heilbronn.
GARTNER, Theodor (1910): Handbuch der rätoromanischen Sprache und Literatur. Halle/Saale.
GEHL, Hans (1999): Kommentierte donauschwäbische Texte. Stuttgart. (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Beiheft 103).
GIACOMOZZI, Laura (1981): Dialektbedingte Schwierigkeiten von Schülern aus dem Südtiroler Unterland. Ergebnisse einer Fehleranalyse. In: Egger, Kurt (Hg.): Dialekt und Hochsprache in der Schule. Bozen.
GIVÓN, Talmy (1979): On understanding grammar. New York / San Francisco / London.
GIVÓN, Talmy (1984): Direct object and dative shifting: semantic and pragmatic case. In: Plank, Frans (Hg.): Objetcts. Towards a theory of grammatical relations. London (etc.). S. 151-182.
GIVÓN, Talmy (1984a): Syntax. A functional-typological introduction I. Amsterdam / Philadelphia.
GIVÓN, Talmy (1993): English grammar. A function-based introduction II. Amsterdam / Philadelphia.
GRAMMATIK DES FRÜHNEUHOCHDEUTSCHEN (VII/1988). Hg. v. Hugo Moser, Hugo Stopp, Werner Besch. VII, Flexion der Pronomina und Numeralia, von Maria Walch, Susanne Häckel. Heidelberg.
GREWENDORF, Günther (1995): German. In: Jacobs, Joachim et al. (Hgg.): Syntax. Ein internationales Handbuch zur zeitgenössischen Forschung II. Berlin / New York. S. 1288-1318. (=Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 9.2).
GÜNTHER, Johannes (1967): Die städtische Umgangssprache von Freiburg im Breisgau. Eine sprachsoziologische Untersuchung. Freiburg (Br.).
HAAS, Walter (1975): Franz Alois Schumachers 'Isaac'. Luzern.
HAAS, Walter (1989): siehe FISCHER, Ludwig (1960).

HAIDER, Hubert (1998): Form follows function fails – as a direct explanation for properties of grammars. In: Weingartner, Paul / Schurz, Gerhard / Dorn, Georg (Hgg.): The role of pragmatics in contemporary philosophy. Wien. S. 92-108.
HAIMAN, John (1985): Natural syntax: Iconicity and erosion. Cambridge.
HARNISCH, Rüdiger (2000): Morphologische Theorie und dialektale Empirie. System-, Typ- und Wandelmodelle im Lichte einiger Fallbeispiele. In: Sprachwissenschaft 25, 367-386.
HASPELMATH, Martin (1995): The growth of affixes in morphological reanalysis. In: Booj, Geert / Marle, Jaap van (Hgg.): Yearbook of morphology 1994. Dordrecht (etc.). S. 1-29.
HASPELMATH, Martin (1999): Optimality and diachronic adaptation. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 18, 180-205.
HASPELMATH, Martin (1999a): Why is grammaticalization irreversible? In: Linguistics 37, 1043-1068.
HAYES, Bruce (2000): Gradient well-formedness in Optimality Theory. In: Dekkers, Joost / van der Leeuw, Frank / van de Weijer, Jeroen (Hgg.): Optimality Theory. Phonology, syntax, and acquisition. Oxford. S. 88-120.
HEINZLE, Joachim (1978): Mittelhochdeutsche Dietrichsepik. Untersuchungen zur Tradierungsweise, Überlieferungskritik und Gattungsgeschichte später Heldendichtung. Zürich / München.
HEITZLER, Pierre (1975): Etudes syntaxiques du dialecte de Kaysersberg. Paris.
HENKE, Silke (1993): Formen der Satzakzentuierung und ihr Beitrag zur Satzbedeutung in deutschen Aussagesätzen. Trier.
HENRY, Victor (1900): Le dialecte alaman de Colmar. Paris.
HENZEN, Walter (1927): Die deutsche Freiburger Mundart im Sense- und südöstlichen Seebezirk. Frauenfeld. (Beiträge zur Schweizerdeutschen Grammatik 16).
HILZENSAUER, Marlene (1995): Die Mundart von St. Georgen am Sandhof Wien. (Klagenfurter Beiträge zur Sprachwissenschaft 19/20 (1993-1994)).
HODLER, Werner (1969): Berndeutsche Syntax. Bern.
HORNUNG, Maria / ROITINGER, Franz (2000): Die österreichischen Mundarten. Eine Einführung. Neu bearbeitet von Gerhard Zeillinger. Wien.
HOTZENKÖCHERLE, Rudolf (1934): Die Mundart von Mutten. Laut- und Flexionslehre. Frauenfeld. (Beiträge zur Schweizerdeutschen Grammatik 19).
HOTZENKÖCHERLE, Rudolf (1962): Einführung in den Sprachatlas der deutschen Schweiz. A: Zur Methodologie der Kleinraumatlanten. B: Fragebuch – Transkriptionsschlüssel – Aufnahmeprotokolle. Bern.
HOTZENKÖCHERLE, Rudolf (1984): Die Sprachlandschaften der deutschen Schweiz. Aarau (etc.).
HUFNAGL, Alfred (1967): Laut- und Formenlehre der Mundart von Memmingen und Umgebung, samt einer dialektgeographischen Übersicht des Landkreises Memmingen. München.
HUNZIKER, Jakob (1877): Aargauer Wörterbuch in der Lautform der Leerauer Mundart. Aarau.

IDIOTIKON: Schweizerisches Idiotikon. Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache. Begonnen von Friedrich Staub und Ludwig Tobler und fortgesetzt unter der Leitung von Albert Bachmann, Otto Gröger, Hans Wanner, Peter Dalcher und Peter Ott. Frauenfeld 1881ff.

JAKOBSON, Roman (1936): Beitrag zur allgemeinen Kasuslehre. Gesamtbedeutungen der russischen Kasus. In: Traveaux du cercle linguistique de Prague 6. Nachgedruckt in: Ders.: Selected Writings. II, Word and language. The Hague 1971. S. 23-71.

JUTZ, Leo (1925): Die Mundart von Südvorarlberg und Liechtenstein. Heidelberg.

KAGER, René (1999): Optimality Theory. Cambridge.

KAYNE, Richard S. (1996): Microparametric syntax: Some introductory remarks. In: Black, James R. / Motapanyane, Virginia (Hgg.): Micorparametric syntax and dialect variation. Amsterdam / Philadelphia. S. ix-xxviii.

KEENAN, Edward / COMRIE, Bernard (1977): Noun phrase accessibility and universal grammar. In: Linguistic Inquiry 8, 63-99.

KEINATH, Walter (1930): Die Mundart von Onstmettingen und Umgebung nach Lauten und Flexion. Tübingen.

KELLE, Bernhard (1986): Die typologische Raumgliederung von Mundarten. Eine quantitative Analyse ausgewählter Daten des Südwestdeutschen Sprachatlasses. Marburg.

KELLER, Rudolf Ernst (1961): German dialects. Phonology and morphology. Manchester.

KELLER, Rudolf Ernst (1970): Jestetten Kr. Waldshut. In: Phonai 7 (Monographien 2). Tübingen. S. 7-89.

KENSTOWICZ, Michael (1994): Phonology in Generative Grammar. Oxford.

KING, Tracy Holloway (1997): Focus domains and information-structure. In: Dies. und Butt, Miriam (Hgg.): Proceedings of the LFG97 Conference, University of California, San Diego. Stanford. http://www-csli.stanford.edu/LFG/2/lfg97-toc.html

KLAUSMANN, Hubert / KUNZE, Konrad / SCHRAMBKE, Renate (1994): Kleiner Dialektatlas. Alemannisch und Schwäbisch in Baden-Württemberg. 2. Aufl. Bühl (Baden).

KLEIBER, Wolfgang (1959): Burkheim (Kreis Breisach). Göttingen. (Lautbibliothek der deutschen Mundarten 14).

KÖLVER, Ulrike (1985): Kasusrelationen im Birmanischen. In: Plank, Frans (Hg.): Relational typology. Berlin (etc.). S. 195-212. (Trends in Linguistics, Studies and Monographs 28).

KOß, Gerhard (1983): Realisierung von Kasusrelationen in den deutschen Dialekten. In: Besch, Werner et al. (Hgg.): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung II. Berlin / New York. S. 1242-1245. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 1.2).

KRANZMEYER, Eberhard (1981): Laut- und Flexionslehre der deutschen zimbrischen Mundart. Hg. von Maria Hornung. Wien.

KRAMER, Johannes (1978): Historische Grammatik des Dolomitenladinischen II, Formenlehre. Gerbrunn.

KROCH, Anthony S. (2001): Syntactic change. In: Baltin, Mark / Collins, Chris (Hgg.): The handbook of contemporary syntactic theory. Oxford. S. 699-729.

KÜHEBACHER, Egon (1958): Dialektgeographie des oberen Pustertales. Diss. (masch.). Innsbruck.

LAMBRECHT, Knud (1996): Information structure and sentence form: topic, focus, and the mental representations of discourse referents. Cambridge.

LANTHALER, Franz (Ms.): Systemveränderungen im Dialekt des hinteren Passeiertales? Meran.

LARCHER, Dietmar (1965): Die Mundart des oberen Zillertales. Dialektgeographie der Zillertaler Alpen. Diss. (masch.). Innsbruck.

LASS, Roger (1992): Phonology and morphology. In: Blake, Norman (Hg.): The Cambridge History of the English Language. II, 1066-1476. Cambridge. S. 23-155.

LEHMANN, Christian (1995): Thoughts on grammaticalization. München / Newcastle.

LESSIAK, Primus (1903): Die Mundart von Pernegg in Kärnten. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 28, 1-227.

LIENHART, Hans (1891): Laut- und Flexionslehre der Mundart des mittleren Zorntales im Elsass. Strassburg.

LINDER, Karl Peter (1987): Grammatische Untersuchungen zur Charakteristik des Rätoromanischen in Graubünden. Tübingen.

LÖHKEN, Sylvia (1997): Deutsche Wortprosodie. Abschwächungs- und Tilgungsvorgänge. Tübingen.

LYNCH, John (1998): Pacific languages. An introduction. Honolulu.

LYONS, John (1995): Einführung in die moderne Linguistik. 8. Aufl. München.

MAIR, Raimund (1938): Die Flexion der Stubaier Mundart, historisch dargestellt. Diss. (hand.). Innsbruck.

MANKEL, Wilhelm (1886): Laut- und Flexionslehre der Mundart des Münsterthales im Elsass. Strassburg.

MARCHETTI, Giuseppe (1952): Lineamenti di grammatica friulana. Udine.

MARTI, Werner (1985): Berndeutsche Grammatik für die heutige Mundart zwischen Thun und Jura. Bern.

MARTIN, Ernst / LIENHART, Hans (1899): Wörterbuch der elsässischen Mundarten. Strassburg.

MARTIN, Samuel E. (1988): A reference grammar of Japanese. Rutland / Tokyo.

MATZEL, Klaus (1976): Dativ und Präpositionalphrase. In: Sprachwissenschaft 1, 144-186.

MAUSER, Peter (1998): Die Morphologie im Dialekt des Salzburger Lungaus. Frankfurt (Main) (etc.).

MAYERTHALER, Eva und Willi (1990): Aspects of Bavarian syntax or 'Every language has at least two parents'. In: Edmondson, Jerold et al. (Hgg.): Development and diversity. Language variation across time and space. A

festschrift for Charles-James N. Bailey. The Summer Institue of Linguistics and the University of Texas at Arlington. S. 371-429.
MAYR, Ernst (2000): Das ist Biologie. Die Wissenschaft des Lebens. Heidelberg / Berlin.
MCGREGOR, Ronald S. (1972): Outline of Hindi grammar. Oxford.
MEINHERZ, Paul (1920): Die Mundart der Bündner Herrschaft. Frauenfeld. (Beiträge zur Schweizerdeutschen Grammatik 13).
MEYER, Rudolf (1967): Zur Morphologie und Sprachgeographie des Artikels im Schweizerdeutschen. Frauenfeld. (Beiträge zur schweizerdeutschen Mundartforschung 13).
MIRONOV, Sergej A. (1957): Zur vergleichenden Formenlehre der deutschen Mundarten. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur (Ost) 79, Sonderband, 388-414.
MOULTON, William G. (1962): Dialect geography and the concept of phonological space. In: Word 18, 23-32.
MUHEIM, Edwin (1978): Urchigi Choscht. Anektotä im Geschäner Dialäkt. Zürich.
MÜLLER, Gereon (2000): Elemente der optimalitätstheoretischen Syntax. Tübingen.
NEIDLE, Carol (1988): The role of case in Russian syntax. Dordrecht.
NEUMANN, Werner (1961): Zur Struktur der reinen Kasus im Neuhochdeutschen. In: Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung 14, 55-63.
NOTH, Harald (1993): Alemannisches Dialekthandbuch vom Kaiserstuhl und seiner Umgebung. Freiburg (Br.).
NÜBLING, Damaris (1993): Klitika im Deutschen. Schriftsprache, Umgangssprache, alemannische Dialekte. Tübingen.
PATOCKA, Franz / SCHEURINGER, Hermann (1988): Fragebuch der bairischen Mundarten in Österreich und Südtirol. 4. Aufl. Wien.
PHILIPP, Marthe / BOTHOREL-WITZ, Arlette (1990): Low Alemannic. In: Russ, Charles V. J. (Hg.): The dialects of modern German. A linguistic survey. London. S. 313-336.
PICHLER-STAINERN, Arnulf (1999): Die präpositionale Nominalflexion im Bairischen. In: Klagenfurter Beiträge zur Sprachwissenschaft 25, 49-91.
RADER, Wolfram (1966): Sprachbiologische Untersuchungen an der Mundart von Feldkirchen in Kärnten. Diss. (masch.). Wien.
RAMERS, Karl-Heinz (1998): Einführung in die Phonologie. München.
RÖD, Josef (1913): Die Mundart des westlichen Pustertals. Mit besonderer Berücksichtigung der Flexion. Diss. (hand.). Innsbruck.
ROITNER, Helmut (1950): Die Mundart des östlichen Hausruckviertels in Oberösterreich. Diss. (masch.). Innsbruck.
ROTHMUND, Walter (1932): Wortbiegungslehre (Substantiv, Adjektiv, Pronomen) der Mundart von Eschenbach bei Waldshut. Lahr (Br.).
ROWLEY, Anthony R. (1986): Fersental (Val Fèrsina bei Trient / Oberitalien) – Untersuchung einer Sprachinselmundart. Tübingen.

ROWLEY, Anthony R. (2000): Flexion des Mochenischen. Ms. Bayerisches Wörterbuch, München.
ROWLEY, Anthony R. (2000a): Syntax des Mochenischen. Ms. Bayerisches Wörterbuch, München.
RUDOLF, Erwin (1933): Die Außferner Mundart. Diss. (hand.). Wien.
RÜNNEBURGER, Henri (1992): Grammaire de l'alsacien. Parler de Benfeld (Bas-Rhin). 2. Aufl. Aix en Provence.
RUOFF, Arno (1985): Alltagstexe II. Tübingen. (Idiomatica 11).
SADLER, Louisa (1997): Clitics and the structure-function mapping. In: Butt, Miriam / King, Tracy Holloway (Hgg.): Proceedings of the LFG97 Conference, University of California, San Diego. Stanford. http://www-csli.stanford.edu/LFG/2/lfg97-toc.html
SADLER, Louisa (1997a): English auxiliaries as tense inflections. Ms. University of Essex. http://clwww.essex.ac.uk/~louisa/
SADLER, Louisa / SPENCER, Andrew (2001): Syntax as an exponent of morphological features. In: Booij, Geert / Marle, Jaap van (Hgg.): Yearbook of Morphology 2000. Dordrecht. S. 71–96.
SADS: Syntaktischer Atlas der deutschen Schweiz. Forschungsprojekt (SNF 1114-057121) Universität Zürich, Deutsches Seminar. Leitung: Elvira Glaser.
SAO: Sprachatlas von Oberösterreich. Hg. vom Adalbert-Stifter-Institut des Landes Oberösterreich. Linz 1998-.
SCHATZ, Joseph (1897): Die Mundart von Imst. Laut- und Flexionslehre. Strassburg.
SCHIRMUNSKI, Wiktor M. (1962): Deutsche Mundartkunde. Vergleichende Laut- und Formenlehre der deutschen Mundarten. Berlin (DDR). (Russ. Original: Жирмунский, В. М.: Немецкая диалектология. Москва 1956. Übers. Wolfgang Fleischer).
SCHMELLER, Joh. Andreas (1821): Die Mundarten Bayerns, grammatisch dargestellt. München.
SCHMID, Heinrich (1951): Zur Geschichte der rätoromanischen Deklination. In: Vox Romanica 12, 21-80.
SCHMID, Heinrich (1980): An der Westgrenze des Rätoromanischen. In: Vox Romanica 39, 120-182.
SCHMID, Karl (1915): Die Mundart des Amtes Entlebuch im Kanton Luzern. Frauenfeld. (Beiträge zur Schweizerdeutschen Grammatik 7).
SCHÖPF, Joh. Baptist (1866): Tirolisches Idiotikon. Innsbruck.
SCHÜTZE, Carson T. (erscheint): On Korean „Case stacking": The varied functions of the particles *ka* and *lul*. Erscheint in: The Linguistic Review. http://www.linguistics.ucla.edu/people/cschutze/Koreanla.pdf
SCHWÄBISCHES WÖRTERBUCH. Bearbeitet v. Hermann Fischer. Tübingen 1904-1936.
SCHWEIZER, Bruno (1939): Zimbrische Sprachreste. Teil I: Texte aus Giazza. Halle (Saale).
SCHWYZER ART (1996). Mundarttexte aus dem Kanton Schwyz. Hg. v. Viktor Weibel. Schwyz. (Schwyzer Hefte 70).

SDS: Sprachatlas der deutschen Schweiz. Hg. v. Rudolf Hotzenköcherle. III, Formengeographie. Bearbeitet von Doris Handschuh, Rudolf Hotzenköcherle, Rudolf Trüb sowie Jürg Bleiker, Rudolf Meyer, Alfred Suter. Bern 1975.
SDS-Phonogramme. Begleittexte zu den Tonaufnahmen für den Sprachatlas der deutschen Schweiz. Bearbeitet von Rudolf Hotzenköcherle und Rudolf Brunner. Bern 1972.
SEEMÜLLER, Josef (1911) (Hg.): XX. Mitteilung der Phonogrammkommission, Deutsche Mundarten III. Wien. (Sitzungsberichte der Kais. Akademie der Wissenschaften in Wien, Philosophisch-Historische Klasse 167, 3. Abhandlung).
SEILER, Gustav A. (1879): Die Basler Mundart. Ein grammatisch-lexikalischer Beitrag zum schweizerdeutschen Idiotikon, zugleich ein Wörterbuch für Schule und Haus. Basel.
SEILER, Guido (1997): Präpositionale Dativmarkierung im Oberdeutschen. Sprachgeographische, typologische und diachrone Aspekte. Lizentiatsarbeit Universität Zürich, Deutsches Seminar.
SEILER, Guido (2002): How structure acquires function: on the evolution of (un)useful case-markers in Upper German. Paper presented at the LSA/DGfS Summerschool on Formal and Functional Linguistics, July 2002, University of Düsseldorf. http://www.phil-fak.uni-duesseldorf.de/summerschool2002/GuidoPaper.pdf
SEILER, Guido (2002a): Prepositional dative marking in Upper German: a case of syntactic microvariation. In: Barbiers, Sjef / Cornips, Leonie / van der Kleij, Susanne (Hgg.): Syntactic Microvariation. Amsterdam. (Meertens Institute Electronic Publications in Linguistics II). http://www.meertens.knaw.nl/projecten/sand/synmic/
SEILER, Guido (erscheint): On three types of dialect variation, and their implications for linguistic theory. Erscheint in: Kortmann, Bernd (Hg.): Dialectology and typology. Berlin (etc.). (Trends in Linguistics. Studies and Monographs).
SELKIRK, Elizabeth (1996): Sentence prosody: Intonation, stress, and phrasing. In: Goldsmith, John A. (Hg.): The handbook of phonological theory. Oxford (UK) / Cambridge (Mass.). S. 550-569.
SEPPI a de Wiggere [=Josef Zihlmann] (1941): D Goldsuecher am Napf und anderi Gschichte. Luzern.
SEREBRENNIKOW, Boris A. (Autorenkollektiv unter d. Leitung v.) (1975): Allgemeine Sprachwissenschaft II, Die innere Struktur der Sprache. Ins Deutsche übertragen von Hans Zikmund und Günter Fendel. Berlin. (Russ. Original: Овщее языкознание. Внутренняя структура языка. Ответственный редактор Член-корр. АН СССР Б. А. Серебренников. Москва 1972).
SHRIER, Martha (1965): Case Systems in German Dialetcs. In: Language 41, 420-438.
SIEWIERSKA, Anna (1991): Functional Grammar. London / New York.

SNIB: Sprachatlas von Niederbayern. Projekt Universität Passau, unter der Leitung von Hans-Werner Eroms.
SOB: Sprachatlas von Oberbayern. Projekt Universität Passau, unter der Leitung von Ludwig M. Eichinger.
SONDEREGGER, Stefan (1979): Grundzüge deutscher Sprachgeschichte. Diachronie des Sprachsystems. I, Einführung – Genealogie – Konstanten. Berlin / New York.
SPENCER, Andrew (2001): Auxiliary-participle constructions in Slavic: a paradigmatic approach to morphosyntax. Referat an der 23. Jahrestagung der deutschen Gesellschaft für Sprachwissenschaft, Universität Leipzig, 28.2.-2.3. 2001.
SPENCER, Andrew (2001a): The paradigm-based model of morphosyntax. In: Transactions of the Philological Society 99, 279-313.
SPENCER, Andrew (erscheint): Periphrastic paradigms in Bulgarian. Erscheint in: Junghanns, Uwe / Szucsich, Luka (Hgg.): Syntactic Structures and Morphological Information. http://privatewww.essex.ac.uk/~spena/publications.html#inpress
SPESCHA, Arnold (1989): Grammatica sursilvana. Cuera.
SSA: Südwestdeutscher Sprachatlas. Hg. v. Hugo Steger, Eugen Gabriel, Volker Schupp. Marburg 1989-.
STAEDELE, Alfons (1927): Syntax der Mundart von Stahringen. Lahr (Br.).
STALDER, Franz Joseph (1819): Die Landessprachen der Schweiz oder schweizerische Dialektologie. Aarau.
STEGER, Hugo (1961): Regelsbach bei Nürnberg, Landkreis Schwabach. Göttingen. (=Lautbibliothek der deutschen Mundarten 25/26).
STEGER, Hugo/ SCHUPP, Volker (1993) (Hgg.): Einleitung zum Südwestdeutschen Sprachatlas I. Marburg.
STERNEMANN, Reinhard / GUTSCHMIDT, Karl (1989): Einführung in die vergleichende Sprachwissenschaft. Berlin.
STRANZINGER, Oswald (1951): Laut- und Flexionsverhältnisse der Innsbrucker Umgangssprache. Diss. (masch.). Innsbruck.
STREIFF, Catharina (1915): Die Laute der Glarner Mundarten. Frauenfeld. (Beiträge zur Schweizerdeutschen Grammatik 8).
STRICKER, Hans (1981): Zur Sprachgeschichte des Rheintals. In: Stricker, Hans / Gabriel, Eugen: Die Sprachlandschaft Rheintal. St. Gallen. S. 7-58.
STRÖBL, Alex (1970): Grundlinien einer formalistischen Syntax der Mundart von Malching. München.
STROHMAIER, Otto (1930): Die Laute und die Flexion des Schwäbischen in der Mundart des Oberamts Blaubeuren. Nürtingen/Neckar.
STUCKI, Karl (1917): Die Mundart von Jaun im Kanton Freiburg. Lautlehre und Flexion. Frauenfeld. (Beiträge zur Schweizerdeutschen Grammatik 10).
SUTER, Rudolf (1992): Baseldeutsche Grammatik. 3. Aufl. Basel.
SÜTTERLIN, Adolf (1892): Laut- und Flexionslehre der Strassburger Mundart in Arnolds Pfingstmontag. Strassburg.

TRÜB, Rudolf (1951): Die Sprachlandschaft Walensee-Seeztal. Ein Beitrag zur Sprach- und Kulturgeographie der Ostschweiz. Frauenfeld. (Beiträge zur schweizerdeutschen Mundartforschung 3).
TSCHOLL, Josef (1999): Die jetzige Südtiroler Mundart in Wortschatz und Struktur. Brixen.
ÜHLINGER, Otto (1983): Schafuuser Mundaart. Schaffhausen.
UHMANN, Susanne (1991): Fokusphonologie. Tübingen. (Linguistische Arbeiten 252)
USPENSKIJ 1965: Успенский, Борис А.: Структурная типология языков. Москва.
USPENSKY, Boris A. (1968): Principles of structural typology. The Hague / Paris.
VENDRYES, Joseph (1921): Le language. Introduction linguistique à l'histoire. Paris.
VENNEMANN, Theo (1988): Preference laws for syllable structure and the explanation of sound change. With special reference to German, Italian and Latin. Berlin.
VETSCH, Jakob (1910): Die Laute der Appenzeller Mundarten. Frauenfeld. (Beiträge zur Schweizerdeutschen Grammatik 1).
VINCENT, Nigel (1999): The evolution of c-structure: prepositions and PPs from Indo-European to Romance. In: Linguistics 37:1111-1153.
WANNER, Georg (1941): Die Mundarten des Kantons Schaffhausen. Laut- und Flexionslehre. Frauenfeld. (Beiträge zur Schweizerdeutschen Grammatik 20).
WBÖ: Wörterbuch der bairischen Mundarten Österreichs. Wien 1963-.
WEBER, Albert (1923): Die Mundart des Zürcher Oberlandes. Frauenfeld. (Beiträge zur Schweizerdeutschen Grammatik 15).
WEBER, Albert (1987): Zürichdeutsche Grammatik. Ein Wegweiser zur guten Mundart. 3. Aufl. Zürich. (Unveränderter Nachdruck der 2. Aufl. 1964).
WEGENER, Heide (1985): Der Dativ im heutigen Deutsch. Tübingen.
WEGENER, Heide (1990): Der Dativ – ein struktureller Kasus? In: Fanselow, Gisbert / Felix, Sascha W. (Hgg.): Merkmale und Strukturen syntaktischer Kategorien. Tübingen. S. 70-103.
WEINHOLD, Karl (1867): Bayrische Grammatik. Berlin.
WELKE, Klaus (1992): Funktionale Satzperspektive. Ansätze und Probleme der funktionalen Grammatik. Münster.
WERLEN, Iwar (1990): Der Ausdruck grammatischer Relationen in einigen alemannischen Dialekten. In: Amacker, R. / Engler, R. (Hgg.): Présence de Saussure. Actes du Colloque international de Genève (21-23 mars 1988). Genève. S. 203-227.
WHITEHEAD, Carl R. (1981): Subject, object an indirect object: Towards a typology of Papuan languages. In: Language and linguistics in Melanesia 13, 32-63.
WIESINGER, Peter (1983): Die Einteilung der deutschen Dialekte. In: Besch, Werner et al. (Hgg.): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung II. Berlin / New York. S. 807-900. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikatinswissenschaft 1.2).

WIESINGER, Peter (1983a): Deutsche Dialektgebiete außerhalb des deutschen Sprachgebiets: Mittel-, Südost- und Osteuropa (mit einem Anhang von Heinz Kloss). In: Besch, Werner et al. (Hgg.): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung II. Berlin / New York. S. 900-929. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikatinswissenschaft 1.2).
WIESINGER, Peter (1983b): Überlegungen zu einer Typologie des Dialekts. In: Mattheier, Klaus J. (Hg.): Aspekte der Dialekttheorie. Tübingen. S. 69-81.
WIGET, Wilhelm (1916): Die Laute der Toggenburger Mundarten. Frauenfeld. (Beiträge zur Schweizerdeutschen Grammatik 9).
WINNICKI, Gerhard (1965): Die alte und die junge Villacher Mundart. Diss. (masch.). Wien.
WINTELER, Jost (1876): Die Kerenzer Mundart des Kantons Glarus in ihren Grundzügen dargestellt. Leipzig / Heidelberg.
WIPF, Elisa (1910): Die Mundart von Visperterminen. Frauenfeld 1910. (Beiträge zur Schweizerdeutschen Grammatik 2).
WÖRTERBUCH DER BAIRISCHEN MUNDARTEN ÖSTERREICHS. Wien 1963-.
ZEHETNER, Ludwig (1985): Das bairische Dialektbuch. München.
ZUCKERMAN, Richard (1969): Alsace: an outpost of Western Yiddish. In: Herzog, Marvin I. / Ravid, Wita / Weinreich, Uriel (Hgg.): The field of Yiddish. Studies in language, folklore, and literature. Third collection. London (etc.). S. 36-57.
ZÜRRER, Peter (1997): Systemveränderung in Südwalser Dialekten. In: Ruoff, Arno / Löffelad, Peter (Hgg.): Syntax und Stilistik der Alltagssprache. Beiträge der 12. Arbeitstagung zur alemannischen Dialektologie, 25. bis 29. September 1996 in Ellwangen/Jagst. Tübingen. S. 155-169.
ZÜRRER, Peter (1999): Sprachinseldialekte: Walserdeutsch im Aostatal (Italien). Aarau (etc.).
ZWART, Jan-Wouter (1996): Verb clusters in Continental West Germanic Dialects. In: Black, James R. / Motapanyane, Virginia (Hgg.): Microparametric syntax and dialect variation. Amsterdam / Philadelphia. S. 229-258.
ZWICKY, Arnold M. / Pullum, Geoffrey K. (1983): Clitization vs. inflection: English *n't*. In: Language 59, 502-513.

ZEITSCHRIFT FÜR DIALEKTOLOGIE UND LINGUISTIK - BEIHEFTE

In Verbindung mit **Heinrich J. Dingeldein, Rudolf Freudenberg** und **Dieter Stellmacher** herausgegeben von **Joachim Göschel.**
Die Hefte 1–7 sind als Beihefte zur „Zeitschrift für Mundartforschung" erschienen.

1. **Peter Seidensticker: Schichten und Bewegungen in der Wortlandschaft von Südniedersachsen.** 1964. VI, 63 S., 15 Ktn., kt. ISBN 3-515-00326-6
2. **Hans Kurath: Die Lautgestalt einer Kärntner Mundart und ihre Geschichte.** 1965. X, 61 S., kt. 0327-4

3./4. **Ludwig Erich Schmitt**, Hrsg.: **Verhandlungen des II. Internationalen Dialektologenkongresses Marburg/Lahn, 5.–10. September 1965.** 1967. 2 Bde. m. zus. XIX, VI, 901 S. m. 126 Ktn., kt. 0328-2 /0329-0

5./6. **–**, Hrsg.: **Germanische Dialektologie.** Festschrift für **Walther Mitzka** zum 80. Geburtstag. 1968. 2 Bde. m. zus. VII, VI, 593 S. m. 22 Ktn., 1 Faltkte., kt. 0330-4/0333-9

7. **Hans Peter Althaus: Ergebnisse der Dialektologie.** Bibliographie der Aufsätze in den deutschen Zeitschriften für Mundartforschung 1854 bis 1968. 1970. XII, 240 S., kt. 0334-7
8. **Martin Durrell / Miecyslaw Karaś / Bernd Kratz / Werner H. Veith: Sprachatlanten.** Berichte über sprachgeographische Forschungen I. 1969. VI, 178 S., 14 Ktn., kt. 0335-5
9. **Harald Scholler / John Reidy**, Hrsg.: **Lexicography and Dialect Geography.** Festgabe für **Hans Kurath.** 1973. VIII, 271 S., 1 Taf., 4 Abb., 17 Ktn., kt. 0336-3
10. **Werner H. Veith / Frans Beersmans: Materialien zur Rechtschreibung und ihrer Reform.** 1973. VI, 189 S., kt. 1205-2
11. **Ulrich Scheuermann: Linguistische Datenverarbeitung und Dialektwörterbuch.** Dargest. am Beisp. d. Nieders. Wörterbuches. Mit einer Dokumentation: Automat. Stichwortliste. 1974. VI, 122 S., kt. 1931-6
12. **Herbert Penzl / Marga Reis / Joseph B. Voyles: Probleme der historischen Phonologie.** 1974. VI, 106 S., kt. 1942-1
13. **Werner H. Veith / Joachim Göschel**, Hrsg.: **Neuere Forschungen in Linguistik und Philologie. Ludwig Erich Schmitt** zum 65. Geburtstag gewidmet. 1975. VI, 252 S., 16 zweifarb. Ktn., 6 Ktn., 6 Abb., kt. 1957-X
14. **Frank Schindler: Faktoren phonetischer Performanz.** Instrumentalphonet. Versuche z. akust. Bestimmung d. Ausprägungsgrades von Eigenschaften d. lautsprachl. Signals. 1975. XIV, 479 S., 100 Abb. u. Tab., kt. 1958-8
15. **Kurt Rein: Religiöse Minderheiten als Sprachgemeinschaftsmodelle.** Deutsche Sprachinseln täuferischen Ursprungs i. d. Vereinigten Staaten von Amerika. 1977. XII, 347 S. m. 3 Ktn. u. Sonagrammen, kt. 2152-3
16. **Joachim Göschel / Norbert Nail / Gaston Van der Elst**, Hrsg.: **Zur Theorie des Dialekts.** Aufsätze aus 100 Jahren Forschung. Mit biographischen Anmerkungen zu den Autoren. 1976. XX, 360 S., 4 Ktn., 8 Abb., 23 Skizzen, kt. 2305-4
17. **Hans Friebertshäuser**, Hrsg.: **Dialektlexikographie.** Berichte über Stand und Methoden deutscher Dialektwörterbücher. Festgabe für **Luise Berthold** zum 85. Geburtstag am 27. Januar 1976. 1976. X, 237 S. m. 23 Ktn., 9 Abb., kt. 2354-2
18. **Joseph B. Voyles: The Phonology of Old High German.** 1976. XII, 323 S. m. zahlr. Tab. u. 1 Kte., kt. 2355-0
19. **Volker Kohlheim: Regensburger Rufnamen des 13. und 14. Jahrhunderts.** Linguistische und sozio-onomastische Untersuchungen zu Struktur und Motivik spätmittelalterlicher Anthroponymie. 1977. XVI, 542 S. m. 64 Abb., kt. 2568-5
20. **Alfred Schönfeldt: Studien zur Morphologie des Verbs in den ost- und westpreußischen Mundarten.** 1977. VI, 507 S. u. 97 Ktn., kt. 2487-5
21. **Wolfgang Brandt: Das Wort „Klassiker".** Eine lexikologische und lexikographische Untersuchung. 1976. VI, 169 S., kt. 2576-6
22. **Kas Deprez / Guido Geerts: Lexical and Pronominal Standardization.** The Evolution of Standard Netherlandic in West Flanders. 1977. XII, 169 S. m. 57 Abb. u. 2 Ktn., kt. 2662-2
23. **Iwar Werlen: Lautstrukturen des Dialekts von Brig im schweizerischen Kanton Wallis.** Ein Versuch zur Integration strukturaler und generativer Beschreibungsverfahren in der Dialektologie. 1977. X, 382 S., kt. 2659-2
24. **Beate Henn: Mundartinterferenzen.** Am Beispiel des Nordwestpfälzischen. 1978. XIV, 357 S., 2 Faltktn., kt. 2645-2
25. **Robert Jütte: Sprachsoziologische und lexikologische Untersuchungen zu einer Sondersprache.** Die Sensenhändler im Hochsauerland und die Reste ihrer Geheimsprache. 1978. VIII, 210 S. m. 16 Abb., 2 Ktn., 9 Tab., kt. 2660-6
26. **Joachim Göschel / Pavle Ivić / Kurt Kehr**, Hrsg.: **Dialekt und Dialektologie.** Ergebnisse des Internationalen Symposions „Zur Theorie des Dialekts", Marburg/Lahn, 5.–10. 9. 1977. 1980. XVIII, 473 S. m. 6 Ktn., 4 Abb. u. 56 Bildern, kt. 2947-8
27. **Rolf Müller /Eugen Gabriel / Waltraud Kraemer: Laut und Schrift in Dialekt und Standardsprache.** 1978. IV, 219 S. m. 32 Tab. u. 1 Kte., kt. 2916-8
28. **Elisabetta Fazzini Giovannucci: Die alemannischen Dialekte im westlichen Norditalien.** Ein Forschungsbericht. 1978. IV, 99 S., 7 Ktn., kt. 2893-5
29. **Gerda Rössler: Konnotationen.** Untersuchungen zum Problem der Mit- und Nebenbedeutung. 1979. VII, 177 S. m. 40 Abb., kt. 2948-6
30. **Walter Haas: Sprachwandel und Sprachgeographie.** Untersuchungen zur Struktur der Dialektverschiedenheit am Beispiele der schweizerdeutschen Vokalsysteme. 1978. XV, 380 S., 24 Abb., 1 Landkarte, 8 Faltktn. (dav. 7 zweifarbig), kt. 2941-9
31. **Peter Hans Nelde: Volkssprache und Kultursprache** (vergriffen) 3134-0

32. **Peter Hans Nelde, ed.: Sprachkontakt und Sprachkonflikt.** Languages in contact and conflict / Langues en contact et en conflict / Taalcontact en taalconflict. 1980. XI, 528 S. m. zahlr. Abb. u. Tab., kt. 3252-5
33. **Alastair G. H. Walker: Die nordfriesische Mundart der Bökingharde.** Zu einer strukturell-dialektologischen Definition der Begriffe ‚Haupt'-‚Unter-' und ‚Dorfmundart'. 1980. XIX, 382 S. m. 3 Abb. u. 109 Ktn., kt. 3471-4
34. **John R. Rennison: Bidialektale Phonologie.** Die Kompetenz zweier Salzburger Sprecher. 1981. X, 248 S., kt. 3497-8
35. **Katharina Barba: Deutsche Dialekte in Rumänien.** Die südfränkischen Mundarten der Banater deutschen Sprachinsel. 1982. XII, 211 S. m. 2 Abb., 9 farb. Ktn., kt. 3558-3
36. **Joachim Raith: Sprachgemeinschaftstyp, Sprachkontakt, Sprachgebrauch.** Eine Untersuchung des Bilinguismus der anabaptistischen Gruppen dt. Abstammung in Lancaster County, Pennsylvania. 1982. XII, 241 S., 1 Kte., 11 Abb., kt. 3559-1
37. **Gottfried Kolde: Sprachkontakte in gemischtsprachigen Städten.** Vergleichende Untersuchungen über Voraussetzungen und Formen sprachlicher Interaktion verschiedensprachiger Jugendlicher in den Schweizer Städten Biel/Bienne und Fribourg/Freiburg i. Ue. 1981. XVI, 474 S. m. 28 Abb., 86 Tab., kt. 3560-5
38. **Leopold Auburger: Funktionale Sprachvarianten.** Metalinguistische Untersuchungen zu einer allgemeinen Theorie. 1981. VIII, 243 S., kt. 3366-1
39. **Joseph B. Voyles: Gothic, Germanic and Northwest Germanic.** 1981. X, 160 S., kt. 3573-7
40. **Theo Harden: Untersuchungen zur R-Realisation im Ruhrgebiet.** Analyse einer diatopisch-diastratischen Variation und ihrer Bewertung. 1981. IX, 150 S., kt. 3623-7
41. **Gaston Van der Elst: Verbsemantik.** Zur Theorie und Praxis einer Analyse auf Grund von semantischen und syntaktischen Gebrauchsregeln, dargestellt am Beispiel der Aufforderungsverben des Deutschen. 1982. IX, 222 S., kt. 3498-6
42. **Werner Enninger / Joachim Raith: An Ethnography-of-Communication Approach to Ceremonial Situations.** A Study on Communication in Institutionalized Social Context: The Old Order Amish Church Service. 1982. XII, 104 S. m. 13 Abb., kt. 3910-4
43. **Felicitas Harnisch: Die Erforschung der nordbairischen Mundart von den Anfängen bis 1980.** Eine forschungsgeschichtliche Bestandsaufnahme mit annotierter Bibliographie. 1983. XIII, 125 S., 1 Faltkte., kt. 3961-9
44. **Janine Marx-Moyse: Untersuchungen zur deutschen Satzsyntax.** „Es" als vorausweisendes Element eines Subjektsatzes. 1983. VIII, 145 S., kt. 4098-6
45. **Werner Enninger / Lilith M. Haynes, eds.: Studies in Language Ecology.** 1984. VIII, 246 S. m. 4 Ktn., 27 Abb. u. 23 Tab., kt. 4182-6
46. **Erika Werlen: Studien zur Datenerhebung in der Dialektologie.** 1984. XI, 369 S. m. 132 Abb., kt. 4235-0
47. **Manfred Kohrt: Phonetik, Phonologie und die „Relativität der Verhältnisse".** Zur Stellung Jost Wintelers in der Geschichte der Wissenschaft. 1984. IX, 118 S. m. 15 Abb., kt. 4287-3
48. **Gerhard Koller: Computative Graphematik.** Dokumentation eines Programmsystems zur schreibsprachlichen Analyse historischer Texte. 1985. IX, 151 S. m. 27 Abb., kt. 4507-4
49. **Iwar Werlen: Gebrauch und Bedeutung der Modalverben in alemannischen Dialekten.** 1985. X, 100 S., kt. 4527-9
50. **Arend Mihm, Hrsg.: Sprache an Rhein und Ruhr.** Dialektologische und soziolinguistische Studien zur sprachlichen Situation im Rhein-Ruhr-Gebiet und ihrer Geschichte. 1985. 276 S. m. 7 Abb. u. 22 Ktn., kt. 4243-1
51. **Werner Enninger, Hrsg.: Studies of the Languages and the Verbal Behavior of the Pennsylvania Germans I.** 1986. XII, 136., S., kt. (vgl. Bd. 64) 4743-3
52. **Joachim Raith / Rainer Schulze / Karl-Heinz Wandt, Hrsg.: Grundlagen der Mehrsprachigkeitsforschung.** Forschungsrahmen, Konzepte, Beschreibungsprobleme, Fallstudien. 1986. XII, 184 S., kt. 4782-4
53. **Peter Zürrer: Deutscher Dialekt in mehrsprachiger Gemeinschaft.** Die Sprachinselsituation von Gressoney (Valle d'Aosta, Italien). 1986. XI, 172 S., kt. 4849-9
54. **Antonio Almeida / Angelika Braun, Hrsg.: Probleme der phonetischen Transkription.** 1987. IX, 164 S., kt. 5048-5
55. **Angelika Braun: Zum Merkmal „Fortis /Lenis".** Phonologische Betrachtungen und instrumentalphonetische Untersuchungen an einem mittelhessischen Dialekt. 1988. XVI, 210 S., 15 Abb., 14 Tab., 1 Übersichtskte., kt. 5282-8
56. **Sylvia Moosmüller: Soziophonologische Variation im gegenwärtigen Wiener Deutsch.** Eine empirische Untersuchung. 1987. XIV, 222 S., kt. 5093-0
57. **Max Bürgisser: Die Anfänge des frühneuhochdeutschen Schreibdialekts in Altbayern.** Dargestellt am Beispiel der ältesten deutschen Urkunden aus den bayerischen Herzogskanzleien. 1988. XI, 195 S., kt. 5124-4
58. **Helen Christen: Sprachliche Variation in der deutschsprachigen Schweiz.** Dargestellt am Beispiel der l-Vokalisierung in der Gemeinde Knutwil und in der Stadt Luzern. 1988. XVI, 266 S., 23 Abb., 8 Ktn., 41 Tab., kt. 4977-0
59. **Helma Behme, Hrsg.: Angewandte Sprechwissenschaft.** Interdisziplinäre Beiträge zur mündlichen Kommunikation. 1988. X, 234 S., kt. 5294-1
60. **Wilhelm H. Vieregge: Phonetische Transkription.** Theorie und Praxis der Symbolphonetik. 1989. XIII, 184 S., geb. 5096-5
Dazu lieferbar: Begleitende Tonbandkassette mit 55 Beispielen (26,5 min) 5319-0
61. **Helga Seel: Lexikologische Studien zum Pennsylvaniadeutschen.** Wortbildung des Pennsylvaniadeutschen – Sprachkontakterscheinungen im Wortschatz des Pennsylvaniadeutschen. 1988. XIX, 306 S., kt. 5100-7
62. **Gerhard Koller: Der Schreibusus Albrecht Dürers.** Graphematische Untersuchungen zum Nürnberger Frühneuhochdeutschen 1989. 256 S., kt. 3971-6
63. **Heinrich Kleine: Phonologische und statistisch-dialektgeographische Untersuchungen an nordelsässischen Ortsdialekten.** 1989. XVII, 378 S., 131 Ktn., kt. 5438-3
64. **Werner Enninger / Joachim Raith / Karl-Heinz Wandt, Hrsg.: Studies of the Languages and the Verbal Behavior of the Pennsylvania Germans II.** 1989. IX, 170 S., kt. (vgl. Bd. 51) **5423-5**
65. **Walter Haas: Jacob Grimm und die deutschen Mundarten.** 1990. XII, 95 S. m. 36 Abb., kt. 5574-6
66. **Hans Tyroller: Wortfelder und lexikalische Interferenzen in der Sprachinselmundart von Lusern (Trentino).** 1990. XIV, 176 S. m. 2 Ktn., kt. 5778-1
67. **Hans Gehl: Die oberdeutschen *fescht*-Mundarten des Banats.** 1991. XXI, 343 S. m. 16 Ktn. u. 27 Taf., kt. 5855-9
68. **Heinrich Weldner: Die Mundart von Barchfeld an der Werra.** 1991. XVI, 333 S. u. 6 Ktn., kt. 5422-7
69. **Hermann J. Künzel: Phonetische Untersuchungen zur Sprecher-Erkennung durch linguistisch naive Personen.** 1990. XIV, 112 S., 22 Abb., kt. 5658-0
70. **Ursula M. Erdmann: Language Maintenance versus Assimilation.** A Study of the Fate of Low German in Northeast Lower Saxony since World War II. 1992. XII, 145 S., kt. 6188-6
71. **Michael Back: Die synchrone Prozeßbasis des natürlichen Lautwandels.** 1991. XIX, 268 S., kt. 5462-6
72. **Wolfgang Hess / Walter F. Sendlmeier, Hrsg.: Beiträge zur angewandten und experimentellen Phonetik.** 1992. X, 244 S. m. zahlr. Abb., kt. 6050-2
73. **Ursula Klenk, Hrsg.: Computatio Linguae.** Aufsätze zur algorithmischen und quantitativen Analyse der **Sprache**. 1992. VIII, 169 S., kt. 6049-9
74. **Wolfgang Viereck, Hrsg.: Verhandlungen des Internationalen Dialektologenkongresses, Bamberg, 29. 7.–4. 8. 1990.** Band 1: Plenarvorträge – Computative Datenverarbeitung – Dialektgliederung und Dialektklassifikation. 1992. XXXVIII, 524 S., kt. 6237-8
75. **Wolfgang Viereck, Hrsg.: Verhandlungen des Internationalen Dialektologenkongresses, Bamberg, 29. 7.–4. 8. 1990.** Band 2: Historische Dialektologie und Sprachwandel – Sprachatlanten und Wörterbücher. 1993. XVI, 580 S., kt. 6331-5
76. **Wolfgang Viereck, Hrsg.: Verhandlungen des Internationalen Dialektologenkongresses, Bamberg, 29. 7.–4. 8. 1990.** Band 3: Regionalsprachliche Variation, Umgangs- und Standardsprachen. 1994. XVI, 568 S., kt. 6332-3
77. **Wolfgang Viereck, Hrsg.: Verhandlungen des Internationalen Dialektologenkongresses, Bamberg, 29. 7.–4. 8. 1990.** Band 4. 1995. XIV, 482 S., kt.. 6333-1
78. **Markus Hundt: Einstellungen gegenüber dialektal gefärbter Standardsprache.** Eine empirische Untersuchung zum Bairischen, Hamburgischen, Pfälzischen und Schwäbischen. 1992. XVI, 110 S., kt. 6209-2
79. **Gerold Ungeheuer: Phonetik und angrenzende Gebiete.** Miszellaneen, Fragmente, Aufzeichnungen. 1993. XII, 214 S., kt. 6296-3
80. **Horst Brunner, Hrsg.: Matthias von Lexer.** Beiträge zu seinem Leben und Schaffen. 1993. 248 S. m. zahlr. Faks., kt. 6357-9
81. **Raphaela Lauf: Phonetische Aspekte des Vokalismus münsterländischer Dialekte.** Eine auditive und akustische Analyse vokalischer Merkmale mit einem Ansatz zu ihrem Vergleich mit der Standardsprache. 1993. XVII, 213 S., 71 Abb., kt. 6391-9
82. **Barbara Meister Ferré: Stability and Change in the Pennsylvania German Dialect of an Old Order Amish Community in Lancaster County.** 1994. XII, 132 S., kt. 6421-4
83. **Ursula Klenk, Hrsg.: Computatio Linguae II.** Aufsätze zur algorithmischen und quantitativen Sprachanalyse und ihren theoretischen Grundlagen. 1994. VII, 165 S., kt. 6420-6
84. **Albrecht N. Rauch: Krankheitsnamen im Deutschen.** 1995. XVII, 208 S., kt. 6422-2
85. **Reinhold Steininger: Beiträge zu einer Grammatik des Bairischen.** 1994. XVIII, 174 S., kt. 6504-0
86. **Willy Diercks: Niederdeutsch in der Stadt Schleswig.** Zu Attitüden und zur Sprachverwendung. 1994. XI, 293 S., kt. 6625-X
87. **Lynne Bils-Baumann: The Flipped Diphtongs of Upper Palatinate German as Recorded by Franz Xaver von Schönwerth.** 1995. XVI, 159 S., kt. 6637-3
88. **Dieter Stellmacher: Niedersächsischer Dialektzensus.** Statistisches zum Sprachgebrauch im Bundesland Niedersachsen. 1995. XIII, 124 S., kt. 6641-1
89. **Robert Korn: Das System der Vokalphoneme der schwäbischen Mundart in Kazachstan.** Entwicklungsbesonderheiten unter den Bedingungen fremdsprachiger Umgebung. 1995. XIII, 101 S., kt. 6800-7
90. **Rüdiger Harnisch (Hrsg.): „...im Gefüge der Sprachen".** Festschrift für Robert Hinderling zum 60. Geburtstag. 1994. XII, 301 S., kt. 6638-1
91. **Winifred V. Davies: Linguistic Variation and Language Attitudes in Mannheim-Neckarau.** 1995. XIII, 224 S., kt. 6834-1
92. **Urs Willi: Die segmentale Dauer als phonetischer Parameter von ‚fortis' und ‚lenis' bei Plosiven im Zürichdeutschen.** Eine akustische und perzeptorische Untersuchung. 1996. X, 250 S., kt. 6913-5
93. **Anthony Robert Rowley: Morphologische Systeme der nordostbayerischen Mundarten in ihrer sprachgeographischen Verflechtung.** 1997. XX, 277 S. m. 40 Ktn. 6700-0
94. **Larissa Najdič: Deutsche Bauern bei St. Petersburg-Leningrad.** Dialekte – Brauchtum – Folklore. 1997. 241 S., kt. 7051-6
95. **Hans Gehl: Deutsche Stadtsprachen in Provinzstädten Südosteuropas.** 1997. 136 S., kt. 7171-7

96. **Angelika Braun**, Hrsg.: **Untersuchungen zu Stimme und Sprache / Papers on Speech and Voice.** 1996. VIII, 166 S. m. 43 Abb., kt. 7025-7
97. **Heinrich Ramisch / Kenneth Wynne**, Hrsg.: **Language in Time and Space.** Studies in Honour of **Wolfgang Viereck** on the Occasion of his 60th Birthday. 1997. XLVIII, 510 S., kt. 7041-9
98. **Annelies Häcki Buhofer** und **Harald Burger: Wie Deutschschweizer Kinder Hochdeutsch lernen.** 1998. 146 S., kt. 7239-X
99. **Kerstin Salewski: Zur Homogenität des Substandards älterer Bergleute im Ruhrgebiet.** 1998. XVIII, 321 S., kt. 7340-X
100. **Wilhelm H. Vieregge**, unter Mitarbeit von **Johannes Pahn** (Rostock) und **Harm K. Schutte** (Groningen): **Patho-Symbolphonetik.** Auditive Deskription pathologischer Sprache. 1996. XIV, 239 S. m. 2 CD's in Taschen, kt. 6807-4
101. **Peter Seidensticker:** ***die seltzamen namen all.*** Studien zur Überlieferung der Pflanzennamen. 1997. 136 S. m. 14 Abb., kt. 7123-7
102. **Peter Seidensticker: Pflanzennamen.** Überlieferung – Forschungsprobleme – Studien. 1999. 141 S., kt. 7486-4
103. **Hans Gehl: Kommentierte donauschwäbische Texte.** 1999. 226 S., kt. 7552-6
104. **Norbert Nail und Joachim Göschel: Über Jena. Das Rätsel eines Ortsnamens.** Alte und neue Beiträge herausgegeben und kommentiert. 1999. 134 S., kt. 7504-6
105. **Peter Wagener**, Hrsg.: **Sprachformen.** Deutsch und Niederdeutsch in europäischen Bezügen. Festschrift für Dieter Stellmacher zum 60. Geburtstag. 1999. 374 S., 2 Faltktn., kt. 7522-4
106. **Angelika Braun**, Ed.: **Advances in Phonetics.** Proceedings of the International Phonetic Sciences Conference (IPS), Bellingham, WA, June 27–30, 1998. 1999, VIII, 144 S., kt. 7655-7
107. **Johannes Pahn, Antoinette Lamprecht-Dinnesen, Annerose Keilmann, Kurt Bielfeld u. Eberhard Seifert**, Hg.: **Sprache und Musik.** Beiträge der 71. Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Sprach- und Stimmheilkunde e. V. Berlin, 12.–13. März 1999. 2000. 190 S., kt. 7544-5
108. **Beat Siebenhaar: Sprachvariation, Sprachwandel und Einstellung.** Der Dialekt der Sradt Aarau in der Labilitätszone zwischen Zürcher und Berner Mundartraum. 2000. IV, 281 S., kt. 7698-0
109. **Dieter Stellmacher**, Hg.: **Dialektologie zwischen Tradition und Neuansätzen.** Beiträge der Internationalen Dialektologentagung, Göttingen, 19.–21. Oktober 1998. 2000. 437 S., kt. 7762-6
110. **Volker Harm: Regularitäten des semantischen Wandels bei Wahrnehmungsverben des Deutschen.** 2000. 247 S., kt. 7775-8
111. In Vorbereitung.
112. **Armin R. Bachmann: Die Mundart von Eslarn in der Oberpfalz.** Phonologie – Morphologie – Glossar. 2000. 263 S., kt. 7811-8
113. **Friedhelm Sauerhoff: Pflanzennamen im Vergleich.** Studien zur Benennungstheorie und Etymologie. 2001. 432 S. m. 17 Abb., 3 Graphiken u. 4 Farbtaf., geb. 7857-6
114. **Claudia Mauelshagen u. Jan Seifert**, Hrsg.: **Sprache und Text in Theorie und Empirie.** Beiträge zur germanistischen Sprachwissenschaft. Festschrift für **Wolfgang Brandt.** 2001. X, 230 S., kt. 7877-0
115. **Sprachgeschichte – Dialektologie – Onomastik – Volkskunde.** Beiträge zum Kolloquium am 3./4. Dezember 1999 an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. **Wolfgang Kleiber** zum 70. Geburtstag. Hrsg. von **Rudolf Bentzinger, Damaris Nübling** und **Rudolf Steffens.** 2001. 358 S., kt. 7549-6
116. **Daniela Berroth: Altersbedingter Mundartgebrauch.** Wandel und Kontinuität in einem mittelschwäbischen Dialekt. 2001. 220 S., kt. 7887-8
117. **Stefan Müller-Dittloff: Interferenzen des Substandards im Westmitteldeutschen am Beispiel von Idar-Oberstein.** Eine kontrast- und fehleranalytische Untersuchung. 2001. 375 S. m. 53 Abb., 154 Tab., kt. 7910-6
118. **Angelika Braun**, Hg.: **Beiträge zu Linguistik und Phonetik.** Festschrift für Joachim Göschel zum 70. Geburtstag. 2002. 463 S., geb. 7979-3
119. In Vorbereitung
120. **Charles V. J. Russ: Die Mundart von Bosco Gurin.** Eine synchronische und diachronische Untersuchung. 2002. 223 S., kt. 8133-X
121. **Angelika Braun / Herbert R. Masthoff**, Eds.: **Phonetics and its Applications.** Festschrift for Jens-Peter Köster on the Occasion of his 60th Birthday. 2002. 531 S., geb. 8094-5
122. **Marthe Philipp** und **Erich Weider:** ***sein*** **und** ***haben*** **im elsass-lothringischen Mundartraum.** ein organisiertes Chaos. 2002. 107 S., kt. 8182-8
123. **Jürg Fleischer: Die Syntax der Pronominaladverbien in den Dialekten des Deutschen.** 2003. Ca. 400 S., kt. 8237-9
124. **Guido Seiler: Präpositionale Dativmarkierung im Oberdeutschen.** 2003. 283 S., kt. 8318-9

In verschiedenen oberdeutschen Dialekten kann eine dativische Nominalphrase durch ein präpositionales Element eingeleitet werden: *er hat's an* (oder: *in*) *der Mutter gesagt*. Die vorliegende Arbeit setzt sich zum Ziel, die sprachgeographische Verbreitung dieser Konstruktion empirisch nachzuweisen, den grammatischen Status des Dativzeichens *an* bzw. *in* genauer zu bestimmen, systematische Auftretensbedingungen der Konstruktion zu ermitteln, sowie eine historische Erklärung für ihre Entstehung zu finden. Aus dem Befund ergeben sich weiter reichende Konsequenzen für die allgemeine linguistische Theoriebildung und Methodik. Einerseits gibt die präpositionale Dativmarkierung des Oberdeutschen Anlass zu interessanten sprachtypologischen und grammatiktheoretischen Fragestellungen, z. B. über den Aufbau von Kasussystemen oder die Interaktion von Kasusmarkierung und Informationsstruktur. Andererseits versucht die Arbeit aufzuzeigen, welchen spezifischen Beitrag die Dialektologie bei der Entwicklung von grammatik- und sprachwandeltheoretischen Konzeptionen spielen kann – eine Perspektive, die sowohl von dialektologischer als auch von grammatiktheoretischer Seite bis anhin noch nicht ernsthaft genug verfolgt worden ist.

www.steiner-verlag.de

Franz Steiner Verlag


ISBN 3-515-08318-9